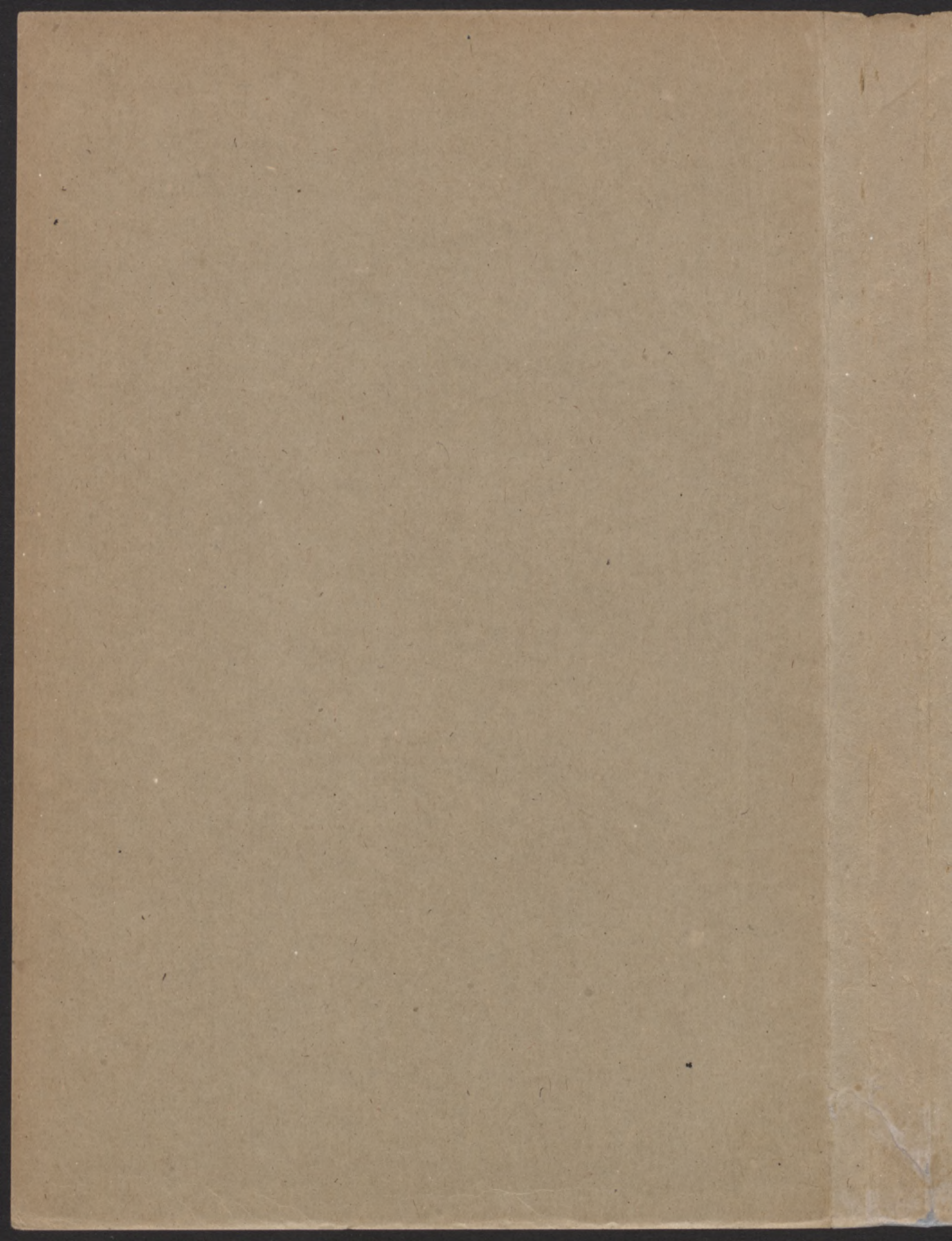
REINHOLD TRAUTMANN

DIE SLAVISCHEN VÖLKER UND SPRACHEN

EINE EINFÜHRUNG IN DIE SLAVISTIK

TRAUTMANN / DIE SLAVISCHEN VÖLKER UND SPRACHEN



77495

DIE SLAVISCHEN VÖLKER UND SPRACHEN

EINE EINFÜHRUNG IN DIE SLAVISTIK

VON

REINHOLD TRAUTMANN

Diese Ausgabe erscheint im Einverständnis mit dem Eigentümer des Verlagsrechtes, dem Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen

1 9 4 8

OTTO HARRASSOWITZ · LEIPZIG



Veröffentlicht unter der Lizenz Nr. 231 — 2314/48 - 2105/48
Druck von A. Heine GmbH., Gräfenhainichen (12) - 19

Inhaltsübersicht

EINLEITUNG

Das Gesamt des Slaventums

1. Slavische Ursitze

§ 1. Die ungeheuer ausgedehnten Sitze, die den Slaven heute zu eigen sind, haben sie nachweislich zum größten Teil erst in geschichtlicher Zeit eingenommen, so den Balkan, die Gegenden nördlich des Schwarzen Meeres, Sibirien. Dabei kann von einer Einheit des Slaventums schon lange nicht mehr die Rede sein: von einem slavischen Volke spricht man meist nur in Abbreviatur; es tut vor allem die Wissenschaft, tun bestimmte politische Ideen, die meist nur geistige Substanz enthalten.

Für unsere heutige Anschauungsweise kann es nicht zweifelhaft sein, daß die Fülle früherer und heutiger slavischer Stämme und Völker einst, in der Vorzeit, eine Einheit im eigentlichsten Sinne bildeten, wenigstens eine begrenzte, relative, die im Laufe von Jahrhunderten sich formte und auswirkte, dann sich über den Raum ausbreitete und auseinanderfiel, zum Teil schon in geschichtlichen Zeiten. Vor allem die im Laufe des 19. Jh.s zur Entwicklung kommende Betrachtungsweise modernerer Sprachwissenschaft muß mit dem Postulat einer slavischen Spracheinheit rechnen, wie sie mit einer germanischen, finnischen, semitischen Spracheinheit rechnet. Dabei bleiben Fragen nach der körperlichen Einheit — oder Mannigfaltigkeit — vorab unberührt; das Problem nach dem geistigen Sein eines so als einheitlich angeschauten Volkes wird vorab besser gar nicht erörtert.

Die Frage, wo die Ursitze der Slaven sind, wo man das Gebiet zu suchen hat, von dem aus sie ihre Wanderungen antraten, ist etwa neun Jahrhunderte alt. Der europäische Raum, in dem man die „Urheimat der Slaven" sucht, umfaßt dabei den Raum von der Ostseeküste im Norden bis zum Vorbalkan im Süden. Wir finden die Frage zum ersten Male in der „Nestorchronik", also in Kijev um 1100 herum, beantwortet: der Chronist spricht in seiner Einleitung von den Anfängen der Menschheit und der Völker, besonders vom Auseinandergehen der 72 Völker aus der Nachkommenschaft Noahs; er zählt zu den Nachkommen Japhets auch die Slaven, die er mit den an der östlichen Adriaküste siedelnden Illyriern identifiziert. Dabei sagt er: „Nach vielen Jahren ließen sich die Slovenen (= Slaven insgemein) an der Donau nieder, wo jetzt das Land der Ungarn

und Bulgaren ist. Von diesen Slovenen verbreiteten sie sich über die Erde und gaben sich ihre eigenen Namen je nach der Stätte, wo sie sich niederließen“ usw. (R. Trautmann, Die Nestorchronik, Leipzig 1930, S. 3). Demzufolge saßen nach Vorstellung des Chronisten die Slaven an der Donau, im später bulgarischen und ungarischen Lande, am Mittel- und Unterlaufe der Donau, ehe sie sich über Europa ausbreiteten. Und ähnliche Vorstellungen finden wir in alten polnischen Chroniken, z. B. sagt Boguchwał (gest. 1253) ausdrücklich: „Scribitur in vetustissimis codicibus, quod Pannonia sit mater et origo omnium Slavonicarum nationum.“ Diese Nestorsche Hypothese ist sicherlich gelehrten und altbulgarischen Ursprungs, im 11. Jh. nach dem Kijever Rußland gekommen.

Demgegenüber braucht nur bemerkt zu werden, daß um Christi Geburt und gar in noch früherer Zeit die Donaulandschaften niemals von Slaven besiedelt waren, und wir ganz andere Völker, vor allem Thraker und Daken-Geten in den benannten Landschaften finden (u. § 2).

Sehr wichtige, ja entscheidende Indizien weisen die Urheimat der Slaven in den Nordosten Europas, jedenfalls in einen Raum nördlich der Karpathen.

In den Zeiten, als die Geschichtsschreibung von Slaven zu berichten anhebt, sehen wir die Slaven in lebhafter Wanderung begriffen. Sie besetzen das östliche Deutschland bis Saale und Elbe im Westen; hier hören, wie schon Montelius bemerkte, die germanischen Altertümer gegen Mitte des vierten nachchristlichen Jahrhunderts auf, — früher im Osten als im Westen, Anlaß das oder Folge des Vordringens slavischer Stämme. In den gleichen Zeiten — es ist vor allem die Wende des vierten/fünften nachchristlichen Jahrhunderts, da das Slaventum aufbricht — dringen slavische Stämme in die Ostalpen ein, stoßen bis nach Venezien vor, überschreiten Save und Donau und kommen an die Bojana. In historischer Zeit, fast vor unsern Augen, lassen sie sich in den Balkanländern nieder. Diese in der Richtung nach dem Westen und dem Süden Europas gerichteten slavischen Stöße werden im heutigen Rußland durch eine Nordost- und Ost- und Südostbewegung ostslavischer Stämme ergänzt. Die Linien treffen in einem Raume nördlich der Karpathen, generell gesprochen, zusammen.

Wenn der Balkan und auch der Vorbalkan mit dem Donaulande später bulgarischer und ungarischer Siedlung nicht in Frage kommen, verweisen alte Nachrichten die Slavensitze in den Norden. Nach Tacitus (Germ. 46) siedeln die Venedi zwischen Finnen und Peucinen (die etwa in Ostgalizien saßen), nach Plinius jenseits der Weichsel. So spricht es auch im 7. Jh. der Kosmograph von Ravenna aus: „Sexta ut hora noctis Scytharum est patria, unde Sclavinorum exorta est prosapia.“

Diese Nachrichten lassen sich mannigfach stützen, vorab durch die geschichtliche Nomenklatur der in Betracht kommenden Landschaften. Wenn auf dem Balkan oder im Donaugebiet kein alter Orts- oder Flußname auf alte Slavensiedlungen verweist, so trägt hingegen das Land

zwischen Warthe und Dnepr rein slavische Züge. Der Name der Donau ist unslavisch — in den beiden slavischen Formen *Dunaj* und *Dunav* geht er auf gotisches **Donawi*/**Donaujos* zurück (Müllenhoff, Archiv 1 S. 299 und M. Förster, Zs. f. slav. Philol. 1, 1925, S. 1). Freilich verbreitete sich der Name dieses so bedeutsamen Stromes im slavischen Raum weithin, er spielt im russischen Volkslied eine bedeutende Rolle, ist in Orts- und Flußnamen bezeugt (Dorf Dunajów an der Złota Lipa, der Dunajec in Galizien): doch mit der Urheimat der Slaven hat das nichts zu tun.

Auf nördliche Heimat der Slaven weisen die Ergebnisse über die leibliche Beschaffenheit hin, die ich alsbald erwähne.

Ist die Einigung darüber, daß die slavische Urheimat im Norden der Karpathen zu suchen sei, heutigentages leicht, so stehen doch der näheren Bestimmung erhebliche Schwierigkeiten entgegen: denn die einzige Wissenschaft, die uns darüber wohl genauere Auskunft geben könnte, die Vorgeschichte, ist in Osteuropa noch nicht zu abschließenden Arbeiten und Ergebnissen gekommen. Zunächst muß man sich natürlich klarmachen, daß die Periode, innerhalb deren die Slaven ein zusammenhängendes und einigermaßen einheitliches Ganzes bildeten, sehr lang sein kann, daß in den Jahrhunderten dieses einheitlichen Daseins die Grenzen des Gebietes bedeutend geschwankt haben werden; — durch slavische Wanderungen und Schübe, durch das An- und Eindringen fremder Völker abgeändert und verschoben. Wir können zunächst nur ungefähr das Gebiet zu bestimmen suchen, das die Slaven inne hatten, ehe sie auseinandergingen, in größere oder kleinere Stämme oder Stammesverbände aufgelöst, der absoluten Zeit nach um oder nach Christi Geburt. Alles Frühere bleibt reine Hypothese, vor allem auch der Versuch des genialen und gelehrten Šachmatov, eine erste und zweite slavische Urheimat zu unterscheiden, die erste Urheimat hätte an der Küste des Baltischen Meeres, am Unterlauf der Memel und der Düna gelegen, wo nach üblicher Anschauung die Stammsitze der baltischen Stämme sind.

Im Südwesten der slavischen Heimat um Christi Geburt wird man im großen und ganzen als natürliche Grenzen die Karpathen anzunehmen haben. Doch dürften verhältnismäßig früh slavische Trupps über die Gebirgspässe nach Süden vorgestoßen sein und ihre Kolonien bis zur Donau vorgeschoben haben. In diesen Räumen trafen die Slaven mit den nahe verwandten Thrakern und Daken zusammen (§ 2), die in vorchristlicher Zeit eine bedeutende Rolle gespielt haben.

Viel schwieriger zu bestimmen ist die Westgrenze: im Laufe des ersten vorchristlichen Jahrtausends muß sie manchen Veränderungen ausgesetzt gewesen sein — diese slavische Westgrenze war die Ostgrenze der Germanen, die bedeutend geschwankt hat, — schon in früher Zeit mögen sich germanische und slavische Stämme und Völker strichweise überschnitten haben. Um Christi Geburt saßen Slaven jedenfalls bis an die Weichsel heran. Da aber in das Land zwischen Oder und Weichsel Germanen erst im ersten vorchristlichen Jahrtausend eingerückt sind,

entsteht die Frage, ob die Slaven zu der Zeit bis zur Oder schon gesessen haben, oder ein drittes Volk. Die Frage nach der alten Westgrenze der Slaven bildet ein offenes Problem der slavischen und germanischen Altertumskunde und war für objektive Forschung ein schwieriges Terrain. Zur Zeit der größten Ausdehnung der Kelten mögen die Slaven auch mit ihnen zeit- und landschaftsweise sich berührt haben: aber die weitgehenden Theorien Rozwadowskis und Šachmatovs über engere keltisch-slavische Beziehungen stehen auf schwachen Füßen.

Etwas leichter läßt sich die Nordwest- und Nordgrenze rekonstruieren. Auf der ganzen Linie von der Weichsel bis Smolensk grenzten Balten an die Slaven, die auf diese Weise von der Ostseeküste abgeschnitten waren, — tatsächlich vermerken wir auch im Ostseegebiet in vorchristlicher Zeit keinen von den Slaven ausgehenden Einfluß. Im Laufe der Zeit wurden dennoch die Wohnsitze der Balten durch das nordwärts gerichtete Vordringen der Slaven bedeutend eingeschränkt. Nicht nur, daß in geschichtlicher Zeit Polen im alten Ost- und Westpreußen Gebiete einnahmen, die als altpreußisch anzusehen sind, das alte baltische Volk der Jatvinger ist von den kriegerischen Polen und Russen schon früh teils vernichtet, teils angeglichen worden. Der Narev wird als Grenzfluß zwischen Slaven und Balten zu gelten haben — die Memel (Nẽmunas) ist zweifellos von Hause aus ein baltischer Strom. Slaven können schon früh bis nördlich der Pripetsümpfe gesessen haben. Auch hier hat man mit mannigfachen Verschiebungen im ersten vorchristlichen Jahrtausend zu rechnen.

Die starke Ausbreitung der Balten nach Osten hin ist noch von anderer Bedeutung: die Balten haben jahrhundertelang die Slaven von den Finnen abgetrennt; höchstens im Osten trafen slavische und finnische Stämme früh zusammen, doch blieb dieser Kontakt für das Gesamtslavenvolk ohne Bedeutung.

Schwierig ist wiederum eine genauere Festsetzung der Ostgrenzen, wo wir mit einem beständigen Hinundher in alter Zeit zu rechnen haben, da von Staaten noch nicht die Rede war. Hier kann man eine Berührung der slavischen Oststämme mit Finnen nicht ausschließen; nahmen doch vor der „russischen" Expansion geschichtlicher Zeit finnische Stämme das ganze Oka- und Wolgagebiet ein.

Den Dnepr werden die Slaven bald ostwärts überschritten haben, und die Desna trägt einen echtslavischen Namen wie auch der Pripet (in Böhmen wird von Kosmas ein Desn'a fluvius und ein Pripet mons überliefert).

Wie weit südwärts in der Richtung zum Schwarzen Meere die Slavenheimat reichte, ist schwer zu bestimmen, — sie dürfte nicht in die Steppengegend sich ausgedehnt haben. Das ganze heutige Wolhynien und ein Teil von Podolien gehörten sicher zu ihr, auch Teile des späteren Kijever Landes. Die Skythen und die Sarmaten haben jedenfalls die Slaven vom Meere und von der unmittelbaren Berührung mit den blühenden Griechen-

kolonien abgeschnitten, der einzigen Landschaft, in der die Slaven mit der griechischen Welt und damit mit der Mittelmeerkultur zusammentreffen konnten: dadurch wurde das slavische Schicksal auf lange hinaus recht unvorteilhaft bestimmt.

Zum Charakter dieser nördlichen Urheimat stimmt der zu erschließende gemeinslavische Wortschatz. Es war weitgehend ein sumpfiges und waldreiches Nordland, in dem die Slaven zu einem Volk sui generis wurden, abgetrennt, wie wir sahen, durch Germanen, Balten, Thraker und Skythen von den Meeren, von der Mittelmeerkultur. Bekannt war den slavischen Barbaren ein primitiver Ackerbau, die Viehzucht. Auch die Fauna und Flora der Gemeinslaven fügt sich in die genannten Grenzen: das Gebiet muß anfangs außerhalb des Bereichs der Buche gelegen haben, die den Slaven durch germanische Vermittlung bekannt wurde, — denn slav. *bukъ* ist germanisches Lehnwort, während die östlichere Weißbuche (*grabъ*) in der Urheimat wuchs.

Wie sich in der Urheimat das slavische Volk herausgebildet hat, bleibt im einzelnen genau so rätselhaft wie bei den andern europäischen Völkern. Nur an einigen Punkten der materiellen Kultur kann die Vorgeschichte gewisse Aufschlüsse geben, — das reichste Material geistiger Art steuert immer noch die Sprachwissenschaft bei.

Die Frage nach dem körperlichen Sein der alten Slaven hat im Ausgang des 19. Jhs. Niederle energisch gestellt und klug zu beantworten gesucht: schon 1890 sprach er aus, daß zwischen dem slavischen und dem germanischen Körpertyp ein ursprünglicher Gegensatz nicht vorhanden gewesen sei. Sind die Slaven heute tatsächlich überwiegend kurzschädlig, so wird zunächst der Prozentsatz an mittleren Schädeln immer stärker, je mehr man nach Norden kommt, nach Polen und Rußland. Das Material, das die altslavischen Gräber hergeben, ergibt, daß die altslavische Schädelform überwiegend anders war als heute, da die mittlere und lange die kurze durchaus überwiegt. In der Hinsicht stimmen die mecklenburgischen und russischen altslavischen Schädel zusammen. Im 8. bis 12. nachchristlichen Jahrhundert war bei den Slaven Kurzschädligkeit schwach vertreten, — je mehr wir uns der Neuzeit nähern, um so mehr nimmt die Langschädligkeit ab. Im 8. Jh. darf man, in Hinsicht auf die Schädelform, nicht von einem slavischen Typus im Gegensatz zum germanischen sprechen. Nimmt man für die alten Germanen ein Vorwiegen der Dolichokephalie neben Meso- und Brachykephalie an, so hat dasselbe auch für die alten Slaven zu gelten.

Daß die Slaven dunkelblond waren, bemerkt für das 6. nachchristliche Jahrhundert Prokop („Sie sind alle sehr groß und streitbar; an Haut- und Haarfarbe sind sie nicht sehr weiß oder blond, aber auch nicht sehr dunkel, sondern hellbraun mit einem Stich ins Rötliche"). Auch darin erweisen sie sich als ursprünglich wie die Germanen zum nordischen Typus gehörig; ähnlich werden die Budinen, die wohl nicht Slaven, aber deren Nachbarn waren, „ein großes und zahlreiches Volk,

ganz helläugig und rothaarig" genannt. Im 8. und den folgenden Jahrhunderten erkennen die arabischen Nachrichten den östlichen Slaven helle Haut, rote Gesichtsfarbe, blaue Augen und helle Haare zu. Daß der brachykephale Typ gegenüber dem dolichokephalen im Laufe der Zeit durchdrang, beobachten wir auch sonst, — er hatte größere Vitalität auch bei den Slaven.

Literatur: L. Niederle, Slovanské starožitnosti, Bd. 1: Původ a počátky národa slovanského, Prag 1902; O původu Slovanů, Prag 1890; Šachmatov, Vvedenije v kurs istorii russkago jazyka, Petrograd 1916; Rostafiński, O pierwotnych siedzibach Słowian w przedhistorycznych czasach, Krakau, Akademie 1908; Czekanowski, Wstęp do historii Słowian, Lemberg 1927; Schwidetzky, Rassenkunde der Altslaven, Stuttgart 1938; Brückner-Niederle-Kadlec, Początki kultury słowiańskiej, Krakau 1911; Schrader-Nehring, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, 2. Bd., Berlin-Leipzig 1929, Art. Slaven; Vasmer bei Volz, Der ostdeutsche Volksboden, 2. Aufl., Breslau 1926; Lehr-Spławiński, O pochodzeniu i praojczyźnie Słowian, Posen 1944.

2. Die Stellung des Slavischen im Kreise des Indogermanischen

§ 2. Als unmittelbare indogermanische Nachbarn der Slaven stellen sich folgende Völker heraus:

Im Norden vom Weichselgebiet an bis zum Oberlauf des Dnepr saßen baltische Völkerschaften, rechts der unteren Weichsel, um das ganze Flußgebiet von Pregel und Memel, dazu um die Düna. Über das wichtigste sprachliche Problem, das sich hier erhebt, wird in § 3 gesprochen.

Im Westen von Weichsel, Warthe und Oder waren Germanen uralte Nachbarn; ihre Gebietsausdehnung hat aber im Laufe der Jahrhunderte stark geschwankt. Häufig — in der Völkerwanderungszeit und der Folgezeit — griffen slavische Stämme weit nach Westen aus, um dann wieder nach Osten zurückgeworfen zu werden, — in unsern Tagen ist wiederum ein Rückschlag eingetreten. Die Probleme der germanischen und slavischen Vorgeschichtsforschung sind kompliziert und werden durch nationale Leidenschaften der Forscher noch verworrener. Wir sind zu keinen gesicherten Ergebnissen gelangt und der Hypothese fällt noch zu große Bedeutung zu.

Von einer näheren sprachlichen Verwandtschaft der Germanen und Slaven kann nicht gesprochen werden, oder nur in begrenztem Sinne, sie stammt jedenfalls nicht aus älterer indogermanischer Zeit, denn (s. u.) die Germanen sind West-, die Slaven Ostindogermanen. In jüngerer Zeit im ersten vorchristlichen Jahrtausend, ist der Kontakt sehr eng geworden: Resultat solcher Beziehungen ist zunächst die auffallende Ersetzung der alten *bh*-Formen im Dativ, Ablativus und Instrumentalis des Plurals (sowie im Dativ-Ablativ-Instrumental des Duals, die lebendig nur dem Baltischen und Slavischen bekannt sind) — an die Stelle des alten *-bh-* ist im Germanischen und im Slavisch-Baltischen ein *-m-* getreten (Brugmann, Grundriß, Bd. II, Teil 2, S. 257). Auffälliger und natürlich un-

gleich bedeutsamer sind die ungewöhnlich starken Lehnbeziehungen zwischen Germanen und Slaven gewesen, die weit vor Christi Geburt einsetzen, in großen Schichten das ganze slavische Gebiet zunächst erfassen, — das Gemeingermanische kennt aber keine slavischen Lehnwörter, was sehr bedeutungsvoll ist. Diese Lehnbeziehungen gehen dann über das Deutsche in die einzelnen Slavinen bis zur Gegenwart, das Deutsche selbst und das Skandinavische sind im ganzen von slavischen Entlehnungen weniger berührt worden. Ich verweise auf das große und geistvolle Buch von Adolf Stender-Petersen, Slavisch-germanische Lehnwortkunde, Göteborg 1927; auf extremem national-slavischem Standpunkt steht das einseitige Werk von Mladenov, Die alten germanischen Elemente in den slavischen Sprachen, Sofia 1909 (bulgarisch) mit einer Methode, die nicht über das rein Linguistische hinausreicht.

Im Südwesten der Slaven werden Berührungen mit den thrakischen Völkerschaften im ersten vorchristlichen Jahrtausend bestanden haben — zu den Thrakern gehörten die Daker und die Geten, die ostwärts bis zum Dnestr hin siedelten (Strabo nennt die Daker „gleichsprachig mit den Geten" und die Geten „gleichsprachig mit den Thrakern"). Die näheren Beziehungen festzustellen, will noch nicht gelingen, zumal die Gutturalfrage (s. u.) nicht geklärt ist: aber der Verlust der Aspiration bei den indogermanischen aspirierten Medien, der für das Slavische und das Baltische gilt (z. B. slav. *bratrъ*, lit. *broterẽlis* gegenüber altindisch *bhrā̊tar-*), stellt das Thrakische neben unsere Völker; auch Lehnbeziehungen haben bestanden, und das thrak. *zombros* „Wisent" liegt neben poln. *zubr ząbrz*. Beim Mangel an Material läßt sich über weitere slavisch-thrakische Beziehungen nichts mehr aussagen (Schrader-Nehring, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, Bd. 2, 1929, S. 523).

Einen Teil der Slaven müssen wir uns in altem Kontakt mit dem mutmaßlich indogermanisch-hochasiatischen Mischvolk der Skythen denken, die bereits im 8. und 7. vorchristlichen Jahrhundert, bei Beginn altgriechischer Kolonisation, in den Steppen im Norden des Schwarzen Meeres saßen; nach Herodot siedelten sie zwischen Donau und Don, bis sie von den ursprünglich östlich des Don wohnenden Sarmaten verdrängt wurden: beide Völker standen sich nahe und waren im Grunde iranischen Ursprungs. Ob es im Gesamtslavischen iranische Lehnworte gibt, ist zweifelhaft, — die Entlehnung von slav. *sъto* „hundert" kann nicht als erwiesen gelten; religionsgeschichtlich ungemein bedeutsam wäre natürlich die Entlehnung des slav. *bogъ* „Gott" aus iran. *baga* —, wobei ins Gewicht fällt, daß das mordvinische *pavas* auf dieselbe Quelle hinweist: der Gottesbegriff hat ja bei den Iraniern eine berühmte frühe Ausprägung erfahren, während noch beim Auftreten der Slaven in der Geschichte ihr Gottesbegriff seltsam amorph gewesen ist. Iranisch scheint auch das slav. *rajь* „Paradies" zu sein, das an avestisch *rāy-* „Seeligkeit" auffallend erinnert (Vasmer, Ostdeutscher Volksboden, S. 126); dazu wurde ein Kulturwort wie *toporъ* „Beil" dem Iranischen entnommen. Daß dabei der sla-

vische Osten diesem iranischen Einfluß besonders unterlag, ist nicht seltsam: drang doch schon früh iranischer Einfluß auf das Finnische im Don- und Wolgagebiet ein. Im Ostslavischen sind Worte wie *sobaka* „Hund" (von dem Spuren vor dem 14. Jh. aber nicht nachweisbar sind gegenüber dem gemeinslav. *pьsъ*) und *morda* „Schnauze"; nach 1100 nachweisbar ist altruss. *irije* „südliches sagenhaftes Land, wohin die Zugvögel im Winter ziehen", das mit Vasmer neben *ir* „Ossete" zu stellen ist.

Zur Skythenfrage s. besonders M. Ebert, Südrußland im Altertum, 1921, und M. Vasmer, Die Iranier in Südrußland, 1923, sowie Rostovzeff, Iranians and Greeks in South Russia, 1922.

Diese Lage im Kreise der indogermanischen Sprachen muß als uralt angesehen werden, sie entspricht der sprachlichen Stellung des Slavischen überhaupt. Das Slavische als Einheit gefaßt gehört in den Kreis der ostindogermanischen Sprachen, d. h. sein Urkeim bildete mit den Urkeimen des späteren Arischen (Indischen und Iranischen), Thrakisch(?)-Phrygischen (Armenischen), Illyrischen (Albanischen) und Baltischen (darüber u.) eine dialektische Gruppe, die sich früh von der Westgruppe, aus der das Griechische, Italische, Keltische und Germanische (auch das Tocharische) erwuchsen, abhob. Eine auffallende lautliche Erscheinung ist es, nach der wir diese Gruppierung der indogermanischen Sprachen vornehmen, das Schicksal der sog. drei indogermanischen Gutturalreihen, die in jeder der beiden Gruppen, doch verschiedenartig, zusammengefallen sind: in der ersten palatalen Reihe finden wir im Westen Verschlußlaute (auch das Germanische setzt sie voraus), während im Osten Reibelaute begegnen: es sind die Centum- und die Satomsprachen, von denen die einen durch latein. *centum*, gr. *ἑκατόν*, kymr. *cant* „hundert" vertreten sind; die andern durch altind. *çatám*, iran. *satom*, lit. *šim̃tas* und slav. *sъto* (R. Trautmann, Wörterbuch, S. 305). Das Verhältnis wiederholt sich bei den Medien und aspirierten Medien. Demgegenüber fallen die sog. reinvelaren und labiovelaren Reihen im Osten in einer einfachen velaren Reihe zusammen, z. B. lit. *kraũjas* und slav. *kry* „Blut" gegen griech. und lat. *cruor*, aber lit. *kàs* „wer", slav. *ko-go* gegen lat. *qui* und got. *hwas* „wer?".

Literatur: K. Brugmann, Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen, Bd. 1, 2. Aufl. 1897; Kurze vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen, 1902/4 (Neuabdruck 1922); H. Hirt, Indogermanische Grammatik, Bd. 1—4, Heidelberg 1921—28.

§ 3. Eine besondere Besprechung erfordert das Verhältnis, in dem seit alters Slaven und Balten zueinander stehen. Die Wohnsitze der Vorfahren der in geschichtlicher Zeit bezeugten vier baltischen Völker der Jatvinger, Prussen (Altpreußen), Litauer und Letten haben, soweit wir folgen können, im Nordwesten der alten slavischen Siedelungen, der sog. slavischen Urheimat gelegen. Die Annahme, daß in noch früheren Zeiten die Slaven im Norden der Balten saßen (Šachmatov, Archiv 33, 1912, S. 51f.), widerspricht allen unsern vorgeschichtlichen Kenntnissen und ist

unbegründet. Dagegen haben noch in geschichtlicher Zeit die baltischen Sitze bedeutend weiter nach Süden, bis an den Pripet herangereicht, — zwischen Düna und Weichsel, die Ostseeküste in breitem Streifen begleitend, werden Balten seit Jahrtausenden gesiedelt haben (Gerullis im Reallexikon der Vorgeschichte, Berlin 1925, Bd. 1). Jedenfalls bestanden in einem Raume, den man ungefähr als das heutige Weißrußland bestimmen kann, uralte Beziehungen mannigfacher zivilisatorischer Art, zumal gleiche primitive Kultur beide stammverwandten Völker seit je verband. Der gemeinsame Wortschatz läßt die wesentlichen Züge deutlich hervortreten.

Die Beobachtung alter sprachlicher Schichten im Slavischen und Baltischen hat die Indogermanistik im 19. Jh. sehr bald veranlaßt, das Postulat einer slavisch-baltischen Sprachgemeinschaft aufzustellen. Sie hatte sich nach der Herauslösung aus dem größeren Verbande der ostindogermanischen Sprachgruppe (§ 2) konstituiert, — sagen wir im 2. vorchristlichen Jahrtausend. In der Tat sind vielfach so starke Verbindungen sprachlicher Natur vorhanden, daß eine gemeinsame Grundlage irgendwelcher Art vorhanden gewesen sein muß. Schwierig aber ist alles Nähere zu bestimmen! Den gemeinsamen Berührungsraum „Weißrußland" darf man für die Epoche des ersten vorchristlichen Jahrtausends annehmen. Nun sind aber freilich gegenüber den Gemeinsamkeiten auch Gegensätze vorhanden, in geschichtlicher Zeit. Rozwadowski, Rocznik slaw. 5, 27 betont die sehr verschiedenartigen Personennamen, indessen würde man bei sorgfältiger Arbeit auch hier mannigfach gemeinsames Gut finden; die alte indogermanische Struktur der slavischen und baltischen Eigennamen steht ohnehin fest. Immerhin wird man den Begriff „Einheit" nicht pressen dürfen, — Varietäten waren selbstverständlich früh vorhanden, sie verstärkten sich in fortschreitender Zeit immer mehr. Angrenzend aneinander, in Grenzzonen auch gemischt untereinander lebend, werden Slaven und Balten ihre autonome Entwicklung durchlaufen haben, — wobei Spracherscheinungen sich aus einem Raum in den andern ausbreiten konnten (§ 4); vor allem hat der Wortschatz beider Sprachgruppen eine starke gegenseitige Durchdringung erfahren, und die Berührungspunkte auf den Gebieten des alltäglichen und zivilisatorischen Lebens sind bedeutend (R. Trautmann, Baltisch-slavisches Wörterbuch, Göttingen 1923). Wieviel davon allerdings als eigentliches Lehngut zu gelten hat, als so altes Lehngut, daß es sich dem Bestand der entlehnenden Sprache nach Art des Erbgutes einfügte, wird niemals zu entscheiden sein: Lehnworte aus dem Germanischen, die um Christi Geburt herum oder später aufgenommen sein mögen, durchlaufen den ganzen slavischen und baltischen Raum, vgl. die Geschichte von lit. *kuningas, asilas, katilas* (Stender-Petersen, Lehnwortkunde, S. 199f., 357f., 399f.).

Aus dem Bereich der gut durchforschten Laut- und Akzentlehre vermerke ich: abgesehen von Einzelheiten, die nur zusammengefaßt mit andern Zügen überzeugend wirken können, (idg. *-a-* und *-o-* sind in einen

gemeinsamen Vokal zusammengefallen, der später im Slav. *-o-* ergeben hat, vgl. einerseits lat. *axis* in lt. *ašìs* und slav. *osь*, anderseits das Ablautverhältnis lit. *tãkas* neben *tekù* sowie slav. *tokъ* neben *tekǫ* und griech. *lógos* neben *légō*; oder idg. *-eu-* ist, verschiedenartig von *-au-* und *-ou-*, im Balt. und Slav. durch Erweichung des vorausgehenden Konsonanten charakterisiert), bemerke ich vor allem die auffallende doppelte Vertretung eines irrationalen Tiefstufenvokals, besonders vor Nasalen und Liquiden, als *-i-* und *-u-* (R. Trautmann, Slavia, Bd. 2, S. 1f. und Porzeziński, Rocznik slawist. 4, 4f.). Am entscheidendsten für unser ganzes Problem werden allezeit die die gesamte Sprachstruktur durchziehenden Übereinstimmungen bei Betonung und Intonation von Silben und Worten bleiben, der überwiegend nach festen und den gleichen Gesetzen geregelte Gegensatz einer doppelten Intonation, eines steigenden und fallenden Tones (von Zirkumflex und Akut mit allerdings umgekehrter Art bei Balten und Slaven). In beiden Sprachgruppen wird dieser Ton nicht nur zur Charakterisierung besonderer Formkategorien verwendet, er scheidet auch die Fortsetzungen der alten Kürzen und Längen bei einfachen Vokalen und Diphthongen. Reihen wie lit. *var̃nas* und *várna* neben russ. *vóron* und *voróna*, serbokroat. *vrân* und *vrȁna*; lit. *draũgas* und skr. *drûg*, aber lit. *líepa* und skr. *lȉpa*, lit. *vil̃kas* und skr. *vûk*, aber lit. *ìlgas* und skr. *dȕg* neben lit. *il̃gis* und skr. *dûž*, wie auch lit. *raũdas* und skr. *rûd*, aber lit. *raudà* und russ. *rudá* sind im Kreis des Indogermanischen etwas durchaus Einzigartiges und für die Morphologie Entscheidendes, das seine tiefe Begründung in gemeinsamer Sprachentwicklung haben muß; dabei fällt das vollständige Zusammengehen bei einer wichtigen Akzentverschiebung auf, der gemäß es wohl lit. *bė́gu* und russ. *lézu*, aber lit. *nešù* und russ. *nesú* heißt.

Im Gebiete von Deklination und Konjugation sind freilich in historischer Zeit bedeutende Gegensätze zu vermerken. Beim Verbum besteht das Zusammengehen in der Verwendung eines erweiterten Verbalstammes auf *-ē-* zur Bildung eines Imperfektums (lit. *nẽšė vẽdė* neben slav. *nesě-ach* und *vedě-ach*), nachdem hüben und drüben das alte Imperfekt in in der Gestalt verloren war. Aus einfachen, aus indogermanischer Zeit ererbten Grundlagen wird der Gegensatz eines einfachen und eines zusammengesetzten Adjektivs entwickelt (lit. *gẽrą-jį* und *geró-ji*, slav. *dobry-jь* und *dobra-ja*). In der Syntax hat der beiderseitige Zusammenfall der alten indogermanischen Ablativ- und Genitivkonstruktion Gewicht; der Genitiv als Objektskasus im negativen Satze ist beiden Gruppen vertraut; ein reflexives Verbum wird ähnlich gebildet und gebraucht. Aber neben all dem steht die autonome Entwicklung der beiden Gruppen, die früh einsetzte, — im Bereich der Deklination hat das Litauische sehr altertümliche Züge erhalten, beim Verbum das alte *s*-Futurum, während das Slavische den Aorist zum Teil bis heute erhielt, und der indogermanische Ablaut spielt heute im Litauischen seine große alte Rolle, während schon das Urslavische die alten Ablautreihen zertrümmerte.

Gemeinsame und selbständige Entwicklung also, vielleicht auch zeitweilige, aus unbekannten Gründen erfolgte Separierung der alten Sprachpartner mögen sich abgewechselt und so das vielfach zusammenstimmende, vielfach disparate Bild ergeben haben, dessen Einzelzüge uns erst aus geschichtlicher Zeit vertraut anblicken.

Literatur: Endzelin, Słavjano-bałtijskije etjudy, Charkow 1911; R. Trautmann, Baltisch-slavisches Wörterbuch, Göttingen 1923; Rozwadowski, O pierwotnym stosunku wzajemnym języków bałtyckich und słowiańskich, Rocznik slawist., Bd. 5, 1921; Porzeziński, Die baltisch-slavische Sprachgemeinschaft, ib., Bd. 4, 1911.

§ 4. Die Periode der sog. urslavischen oder gemeinslavischen Spracheinheit als die Zeit, in der das charakteristische Gefüge der alle geschichtlichen slavischen Einzelsprachen vereinenden Erscheinungen zum Durchbruch und zur Vollendung kam, denken wir uns in eine manche Jahrhunderte umfassende Zeit, behelfsweise in das erste vorchristliche Jahrtausend und die allerersten nachchristlichen Jahrhunderte fallend. Es kann sich dabei nie um eine nur abstrakt vorstellbare absolute Einheit gehandelt haben; die relative Einheit hat ihre Anfänge schon in slavisch-baltischer Zeit zu entwickeln begonnen — genauer fassen wir nur die Schlußphasen, die dem Auseinanderfall der slavischen Sprachträgergruppen vorangingen, als die Zusammenhänge sich zwischen ihnen so lockerten oder auch jäh abrissen (s. § 5), daß die neuen slavischen Einzelbestandteile keine Sprachwelle aus einem andern Raum mehr überfluten konnte.

Jedoch wirkten einige der Sprachtendenzen des Gemeinslavischen weit in die Einzelgeschichte der Slavinen hinein: noch heute z. B. ist die Vorliebe für offene Silben — trotz mannigfacher Rückschläge, die besonders durch das Verstummen der schwachen Jer-Laute bewirkt wurden — gegenüber dem Deutschen evident; man kennt die russischen Silbentrennungen wie *se-stra Mo-skva l'u-bl'u Ale-ksej*. Das Gesetz kennen wir aus dem Altkirchenslavischen — es war gemeinslavisch, s. u. Gemeinslavisch hatte sich ein bestimmter, gemäßigter Einfluß vorderer Vokale auf vorausgehende Konsonanten ausgebildet: er geht wohl in mancher modernen Slavine verloren, ist aber z. B. dem Polnischen genau so bekannt wie dem Russischen, auch dem Slovakischen. Dies Fortleben alter Sprachtendenzen ist für die absolute Zeitbestimmung der gemeinslavischen Spracheinheit bedeutungsvoll: wir setzen sie nicht mehr (mit Meillet) bis in den Ausgang des achten nachchristlichen Jahrhunderts hinauf, nur um zu verstehen, warum der Name Karls des Großen in den Einzelsprachen als čech. *král*, skr. *krâlj*, po. *król* und russ. *koról'* erscheinen kann; im Südslavischen beobachten wir dies lange Nachklingen in Worten wie *klåk* „Kalk“, *Mràtin dân* „Martinstag“ usw.

Bei der Durchmusterung des urslavischen Vokal- und Konsonantenbestandes gegenüber dem slavisch-baltischen vermerkt man eine Reihe Einzelzüge, von unbedeutenderem Gewicht, z. B. den Zusammenfall von altem *-ā-* und *-ō-* in einheitlichem *-a-* (*mati* gegen lat. *māter* und *dati* gegen

lit. *dúoti* und lat. *dō-num*); den jungen Wandel des slav.-balt. *-a-* in *-o-* (slav. *osь* gegenüber lit. *ašìs* und slav. *tokъ* gegenüber lit. *tãkas*); das Entstehen der Jerlaute aus altem *-i-* und *-u-* (*mьzda* gegen got. *mizdo* und *blъcha* gegen lit. *blusà*).

Viel einschneidender sind ganz umfassende Tendenzen, die das phonologische slavische Gefüge betreffen:

1. die Neigung zu einer steigenden Sonoritätswelle der Silben, durch welche geschlossene Silben zu offnen wurden (N. van Wijk). Demzufolge werden die alten slav.-balt. Diphthonge *-ĕi-* *-ăi-* *-ĕu-* *-ău-* zu Monophthongen; die Gruppen slav.-balt. *-in-* *-im-* und *-en-* *-em-*, sowie *-a-n-* und *-am-* vor Konsonanten ergaben die Nasalvokale *-ę-* und *-ǫ-* (*pę-ti* gegen lit. *pìn-ti*, *pę-tь* gegen lit. *peñk-tas*, *svę-tъ* gegen lit. *šveñ-tas* und *rǫ-ka* gegen lit. *ran-kà* *dǫ-ti* gegen lit. *dùm-ti*); der Schwund aller Konsonanten am Ende eines Wortes, durch den das Gefüge von Deklination und Konjugation tief betroffen wurde (darum fielen bei den *i-* und *u*-Stämmen Nominativ und Akkusativ Sing. zusammen, bei den *u*-Stämmen der Gen. Lok. und Vok. Sing.; im Aorist die 2. und 3. Person auf *-e* aus *-es* und *-et* usw.); auch im Silbenauslaut schwanden die Konsonanten, die nicht zur folgenden Silbe gezogen werden konnten (*o-sa* gegen lit. *vap-sà*, *či-slo* neben *čitati* aus *čit-slo*, *rěchъ* aus altem *rēk-som*, *te-ti* neben *tepǫ* aus altem *tep-ti*, *ple-tǫ* aus altem *plek-tǫ*, *da-mь* aus altem *dad-mь* usw. Die Metathese und der russ. sog. Vollaut in den alten Gruppen *tert* und *telt*, *tort* und *tolt* beruhen auf dieser gemeinslavischen Tendenz zur Öffnung geschlossener Silben, auch der sog. zweite russ. Vollaut.

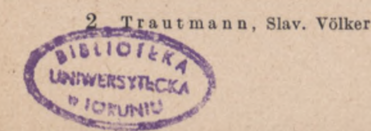
2. Die Tendenz zur Palatalisierung wirkt sich zunächst im Bestande der alten Gutturalen aus: zu *oko* heißt es *očesa* Pl., gegenüber lit. *keturì* slav. *četyre*, gegenüber lit. *gývas* slav. *živъ*; aber in einer zweiten Phase entstanden gemeinslavisch die Sibilanten *bodzi* neben *bože* und *bogъ*; *otroci* neben *otroče* und *otrokъ*, *dusi* neben *duše* und *duchъ*; ebenso steht slav. *kъnędzь* lit. *kùningas* gegenüber; ferner lit. *siúti* ergibt slav. *šiti*; die Gruppe *-tj-* sowie *-kt-* vor palatalen Vokalen wird in den einzelnen Slavinen umgestaltet, freilich mannigfach, und in sprachlicher Absonderung schon, z. B. lit. *naktìs* ergibt poln. *noc*, russ. *nočь*.

Wenn man die äußere und innere Gestalt des Urslavischen betrachtet, nimmt man wahr, daß der Ablaut als altes Instrument der Sprachgestaltung, das das Litauische sich erhielt, im Indogermanischen zur Kennzeichnung bestimmter Formkategorien gebraucht, zertrümmert ist: da z. B. Reihen wie die *i-* und *u*-Reihe unter der Wirkung von Lautveränderungen unklar wurden, fielen ganze Kategorien aus, die den Ablaut trugen, z. B. das ablautende reduplizierende Perfekt (auch gegen Reduplikation hat das Urslavische eine Abneigung entwickelt). Ablaut blieb für das Verbum nur noch an einem Punkte bedeutungsvoll, um Iterative von einfachen Verben zu bilden (*nositi* neben *nesti* und *sъplětati* zu *sъplesti*). Alles andere wurde bedeutungslos, und der Gegensatz von *voz* zu *vezú* im Russischen ist längst formelhaft geworden. Verloren geht dem Ur-

slavischen die im Indogermanischen zu höchster Kunst ausgebildete Fähigkeit, neue Begriffe durch Zusammensetzung zweier Nomina zu bilden (daher ihre Rolle im Sanskrit, Griechischen und Germanischen), — was man in geschichtlicher Zeit davon im Slavischen findet, ist (— bis auf geringe alte Reste —) Nachbildung fremder Sprachen, wie sie im Altkirchenslavischen des 9. Jhs. sofort anhebt; aber dem griech. *οἰκοδεσπότης* steht auch da das schwerfällige *gospodinъ domu* gegenüber. Sehr auffällig ist bei den Zahlwörtern, daß die einfachen idg. Zahlen von 5—9, die das Litauische erhalten hat (*penkì šešì*), verloren und durch alte Abstrakta (Fünfheit — Dekade) ersetzt werden: slavische Lautveränderungen trafen die einfachen Zahlworte gar zu empfindlich und machten sie unbrauchbar (**pęče* „fünf", **še* „sechs"). Vorliebe für Kollektivbildungen ist auch hier bemerkbar.

Beim Umbau wurde am stärksten das Verbalsystem umgestaltet dadurch, daß die Bedeutung der Zeitbegriffe in den Hintergrund trat, — Perfekt und Futurum des Idg. gingen verloren. Verloren sind die Formen für die Modalbegriffe, denn der Konjunktiv wurde durch den Indikativ ersetzt, der alte Optativ trat an die Stelle des alten Imperativs, dessen Form verloren ging. Nunmehr erscheinen aus ersten früheren Anfängen heraus als tief wesentlich die Aktionsarten beim Verbum und die Art, wie eine Bewegung im Raume und in der Zeit vor sich geht, wie ein Zustand erscheint und wie er sich verändert, wird in den Vordergrund geschoben. Schließlich hat sich aus einem besonderen Erlebnis der dinglichen Sinnenwelt heraus ein Gegensatz zwischen Belebtem und Unbelebtem herausgestaltet, der sich in den einzelnen Slavinen in verschiedenem Ausmaße formt, aber fast immer als sehr wesentlich zu betrachten ist.

§ 5. Nach diesen Bemerkungen über die Gestalt des Urslavischen und seine für die moderne slavische Sprachenwelt grundlegenden Umänderungen erhebt sich die wichtige Frage nach den Verwandtschaftverhältnissen der slavischen Sprachen, die Frage, wie die Fülle der Einzelsprachen genetisch zu gruppieren sei. Die Frage wurde schon im Jahre 1806 von Josef Dobrovský im „Slavín" gestellt und beantwortet; in seinen „Institutiones linguae slavici dialecti veteris" v. J. 1822 teilt er die Slavinen in eine östliche und eine westliche Gruppe, rechnet zu jener das Russische und die südslavischen, zur westlichen die westslavischen Sprachen. Zehn Merkmale, die er dabei anführt, sind in der Folgezeit immer wieder angeführt und diskutiert worden. Der Zweiteilung folgte A. Schleicher, der einen förmlichen Stammbaum der slavischen Sprachen entwarf. Neben die Zweiteilung trat die Dreiteilung, die zuerst von dem Ukrainer Maksimovič 1838 und 1845 begründet wurde in zwei russischen Arbeiten: er kennt einen östlichen (mit seinen drei Varietäten), einen südwestlichen (unsere heutigen südslavischen Sprachen), einen nordwestlichen Zweig, zu dem auch schon das Polabische gerechnet wird. Er ging dabei von der Betrachtung des Schicksals der Lautgruppen



tert telt und *tort tolt* aus, wobei sich das Russische vom Südslavischen scharf trennt (*górod* und *grâd*).

Indessen vermochte die Stammbaumtheorie den vielfachen Wechselbeziehungen, die sich bei jeder Slavine nach verschiedenen Seiten hin zu den ihnen nächststehenden Sprachen kundtaten, nicht gerecht zu werden. Die Kritik übte in einschneidendster und entscheidender Weise Johannes Schmidt, Zur Geschichte des indogermanischen Vokalismus, Bd. 2, 1875 und zwar in Verfolg seiner an den indogermanischen Sprachen entwickelten Übergangs- oder Wellentheorie. Diese neue Auffassung des gesamten Sprachlebens ist von entscheidender Bedeutung geworden: sie gestaltete sich um 1870 in der Leipziger Antrittsvorlesung von Hugo Schuchardt bei der Betrachtung der Klassifikation der romanischen Mundarten, wobei sich die gleichen Probleme erhoben wie bei den slavischen, und in dem Büchlein von Joh. Schmidt, Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen, 1872. Die neue Auffassung gestaltete die Einsicht in das Walten von Sprachneuerungen, vor allem ihrer Ausbreitung im sprachlichen Raum grundlegend um, — die ganze moderne Lehre von den Isoglossen ruht auf den Schmidt'schen Auffassungen. Schmidt beobachtete an den indogermanischen Sprachen, daß die geographisch einander zunächst liegenden Sprachen mehr miteinander gemein haben als die ferner liegenden, daß eine kontinuierliche Reihe von Übergängen vom Indischen zum Slavischen, von diesem zum Baltischen führt, daß das Slavische mehr arische Züge besitzt als das Litauische, das Iranische mehr slavische Züge besitzt als baltische. So sind verwandte Sprachen durch ein Netz von Spracherscheinungen miteinander verbunden. An Stelle des starren Stammbaumes muß das Bild einer Welle von Sprachneuerungen treten, welche sich in konzentrischen, mit der Entfernung vom Mittelpunkte schwächer werdenden Ringen ausbreitet. In dem weiten Gebiete des Indogermanischen gab es ursprünglich keine Sprachgrenzen, und zwei voneinander beliebig weit entfernte Mundarten A und X waren durch kontinuierliche Varietäten A—B—C—D usw. miteinander verbunden. Das Baltische z. B. zeigte einerseits seine Berührung mit dem Germanischen durch die Gemeinsamkeit der *m*-Endung im Dativ Pluralis, anderseits stand es mit dem Slavischen in engem Konnex und weiterhin mit dem Arischen. Die Sprachwellen konnten an irgendwelchen Grenzen, natürlichen Grenzen, Stammesgrenzen, haltmachen; dadurch wurde der sonstige sprachliche Zusammenhang nicht abgerissen: wie wir das am Deutschen sehen, wo in frühmittelalterlicher Zeit die Sprachwelle der zweiten hochdeutschen Lautverschiebung oder des Wandels des alten *th* zu *d* das Gesamtgebiet nicht auseinanderriß, wo späterhin in spätmittelalterlicher Zeit die Diphthongierung des langen -*i*- und -*u*- über ein weites, dialektisch schon aufgerissenes, Sprachgebiet hinwegging. Auch Schuchardt dachte sich die Sprache in ihrer — supponierten — Einheit als ein Gewässer mit (supponiertem) glattem Spiegel; in Bewegung gesetzt wird dasselbe dadurch, daß an einer oder an

verschiedenen Stellen sich Wellenzentra bilden, deren Systeme, je nach der Intensität der treibenden Kraft von größerem oder geringerem Umfange, sich durchkreuzen.

Allerdings fehlte zu diesem Bilde von den Sprachveränderungen und damit vom verwandtschaftlichen Verhältnis der Mundarten überhaupt noch eine Ergänzung, die Leskien, Die Deklination im Slavisch-Litauischen und Germanischen, Leipzig 1876, vornahm: die Wellentheorie stellt nur den normalen Verlauf einer Dialektentfaltung dar; würden die Massen der sprechenden Individuen konservativ und bewegungslos im selben Zustande beharren, so wäre die wellenförmige Ausbreitung der Spracherscheinungen der einzige Weg der Dialektentfaltung. Aber die ethnischen Zusammenhänge verschieben sich mannigfach im geschichtlichen Ablauf: eine Kolonie wird ausgesandt, ein kleinerer oder größerer Teil eines Stammes oder Volkes wandert ab (man denke an das Verhältnis des Isländischen zum Norwegischen); ein fremder Volksteil drängt sich zwischen alte zusammenhängende Gebiete, wie es die Ungarn um 900 mit dem Slavischen machten, wie die Österreicher im Donauland den Zusammenhang zwischen Slovenen und Tschechen abgerissen haben usw. Dann kann aber natürlich von wellenförmiger Ausbreitung der Sprachveränderungen nicht mehr die Rede sein, die Differenzierung zwischen den einst organisch verbundenen Teilen wird immer größer und größer, sprachliche Wandlungen tauchen hüben und drüben auf und spalten die einst so nah verwandten Mundarten auseinander. Ganz allgemein gesprochen ergänzen sich, recht angewandt, die Spaltungs- und die Wellentheorie.

Mit solchen neugewonnenen Einsichten ging Joh. Schmidt an die Betrachtung der Verwandtschaftsverhältnisse der slavischen Mundarten heran. Er zeigt z. B. an der Geschichte von slav. *-dl-* und *-tl-*, das westslavisch erhalten blieb und im Südslavischen *-l-* ergab, wie slovenische Mundarten sich auf die Seite des Tschechischen stellen; noch auffälliger kommt das in der Geschichte der Gruppen *tert telt* und *tort tolt* zum Ausdrucke, wo das Tschechische und Slovakische sich auf die Seite des Südslavischen stellen, während das sonst dem Tschechischen verbundene Obersorbische neben dem Polnischen steht. Joh. Schmidt kommt einmal zu dem Ergebnis, das für uns grundlegend ist, daß die mundartliche Differenzierung schon in urslavischer Zeit begonnen habe, als der Zusammenhang der Mundarten noch voll bestand, und ferner stellt sich ihm heraus, daß, obwohl die Ausdehnung des von Slaven besetzten Gebietes in geschichtlicher Zeit sehr starke Veränderungen erlitten hat, die Siedlungsverhältnisse der einzelnen Stämme zueinander, von dem zwischen sie gedrungenen Keile der Deutschen, Ungarn und Rumänen abgesehen, heute noch dieselben sind, wie wir sie für die Urzeit anzunehmen haben.

Später hat vor allem V. Jagić (Archiv, Bd. 20) im Jahre 1898 in fördernder Weise über die slavischen Verwandtschaftsverhältnisse gehandelt: er geht dabei natürlich von den Schuchardt-Schmidtschen Gedankengängen aus, bleibt aber immer noch auf rein linguistischem Gebiet

und würdigt die großen Faktoren geographischer und allgemein kulturgeschichtlicher Art nicht genug. Seit diesem Aufsatze von Jagić ist die Situation auf slavischem Gebiet wesentlich unverändert geblieben, — nur daß die Resignation größer wurde, und die Auffassungen beweglicher wurden. Man unterscheidet in der Regel — es ist eine bequeme Arbeitshypothese, deren Realität uns verdächtig geworden ist — die drei großen Gruppen des Süd-, West- und Ostslavischen. Obwohl bei der Behandlung der Lautgruppe *tort* diese Einteilung sichtlich versagt: es konstituiert sich von diesem wichtigen Punkte her das Ostslavische, das Südslavische samt dem Tschechisch-Slovakischen und das Sorbische samt dem Polnischen, wobei aber der Westflügel des Lechischen sich vom Ostflügel trennt. In der Verwandlung der Lautgruppen *-tj-* und *-kt-* vor palatalen Vokalen bricht das slavische Gebiet in viele Teile auseinander, zusammen bleiben das Ostslavische und das Westslavische, aber das Bulgarische, das Mazedonische, das Serbokroatische und das Slovenische gehen jedes für sich eigene Wege.

Wo heute noch große zusammenhängende Sprachgebiete bestehen, vom Bulgarischen bis hin zum Slovenischen, vom Tschechischen oder Slovakischen zum Polnischen und Ostslavischen, da haben sich eine Fülle interessantester Übergänge herausgebildet. Das Kajkavische ist vielfach mit dem Slovenischen und dem sonstigen Serbokroatischen verbunden; innerhalb des Kajkavischen bestehen Varietäten, indem die Nordwestmundarten slovenischer sind als die Südmundarten. Zwischen den serbischen und bulgarischen Mundarten ziehen sich Zonen hin, wo nur behutsame Analyse festzustellen vermag, ob es sich im Grunde um eine bulgarische oder eine serbische Mundart handelt; das Mazedonische zeigt neben seinem Sprachzentrum an den Peripherien das Hinübergleiten zum Bulgarischen und Serbischen. Das Tschechische wiederum kennt Dialekte, die durch das benachbarte Polnische eigenartige Prägung erhalten haben. Auch die Stellung des Weißrussischen ist paradigmatisch: es gibt Spracherscheinungen, die seiner eigensten Geschichte entstammen, solche, die es mit dem Großrussischen und dem Ukrainischen gemeinsam hat, also sehr alt sind; Beziehungen zum Ukrainischen heben sich heraus, nicht nur bei richtigen Übergangsmundarten; das Akanje wieder verbindet das Weißrussische mit dem Südgroßrussischen, und das Dzekanje verbindet es mit dem Polnischen — sowie mit Randmundarten des Litauischen, die es auch kennen. Die Zeit spielt neben dem Raum die immer zu beachtende Rolle. Wir haben in Zukunft besonders nach dem geschichtlichen Hintergrunde von Sprachgrenzen zu fragen.

3. Die ältesten Nachrichten über die Slaven

§ 6. Die sicheren geschichtlichen Nachrichten beginnen spät. Die Geographen kannten nicht die große Ausdehnung Europas gegen Nordosten hin, und Strabo meint, daß der Teil Europas, der außerhalb des Römi-

schen Imperiums geblieben sei, nicht eben groß sei, — er bilde größtenteils eine Ebene, die weiter nordwärts wegen der großen Kälte unbewohnbar sei. Skandinavien galt für eine Insel, das Eismeer, als dessen Golf man das Schwarze Meer betrachtete, wurde als nahe gedacht. Erst einige Jahrhunderte nach Christi Geburt hatte man einige Kenntnis von den großen Dimensionen des europäischen Kontinents im Nordosten: bei dem anonymen Kosmographen von Ravenna liegt östlich von den Normannen, Dänen und Finnen das Land Skythien, aus welchem das Volk der Slaven hervorgegangen ist.

Zu diesen Nordostländern Europas sind zuerst die Griechen durch ihre Kolonien Tyras und Olbia an den Mündungen von Dnestr und Dnepr in Beziehungen getreten. Im 5. Jh. gibt uns Herodot schon ausführliche Kunde, die über die Skythen ist für uns von bedeutendem Interesse, — die Bedeutung der Skythen für die Slaven erwähnten wir bereits, s. § 1. Unter diesem Namen, weder unter den im Osten nomadisierenden, noch den im Westen Ackerbau treibenden Völkern können Slaven gemeint sein, — wäre das der Fall, so hätte der griechisch-slavische Kontakt schon jetzt (so wie er das nach über einem Jahrtausend tat) auffallende Spuren im slavischen Schicksal hinterlassen müssen.

Vielleicht steht es anders mit den Neuren, die nach Herodot in der Nachbarschaft der Skythen hausten: der Dnestr entspringt nach seinem Bericht aus einem großen See, der an der Grenze des skythischen und neurischen Landes lag. Die Spitze der Neuren hat man sich im heutigen Podolien, Wolhynien, Galizien zu denken, also in der mutmaßlichen Urheimat oder Teilen von ihr. Gerne erklärt man die Neuren für das erste uns bekannte slavische Volk; tatsächlich harmoniert damit ihr Name und ihr Raum: topographische Namen, die auf den alten Völkernamen hinzuweisen scheinen, sind mehrfach vorhanden, eine Nura gibt es als Nebenfluß des Bug, am Bug ein Städtchen Nur. Dennoch bleibt das slavische Volkstum der Neuren nur eine Möglichkeit, es kann nicht als Tatsache gelten.

Die Budinen, von Herodot zuerst genannt, deren Sitze etwa zwischen mittlerem Dnepr und Don gelegen haben, östlich jedenfalls von den Neuren, ein zahlreiches Volk, mit blauen Augen und gelbroten Haaren, also ein zweifellos nordisches Volk, können Indogermanen oder eher Finnen gewesen sein — der Name ergibt nichts Sicheres, und zur näheren Bestimmung der Volkszugehörigkeit reicht bei den Budinen das Material nicht aus, das wir besitzen (Niederle 1, 275 ff.).

Die ersten bestimmten Nachrichten über die Slaven gehören dem ersten und zweiten nachchristlichen Jahrhundert an, und nun erscheinen die Slaven unter dem uns vertrauten Namen der Wenden. Plinius (gest. 79 p. Chr.) nennt unter den Völkern östlich der Weichsel die Venedi neben den Sarmaten, Skiren und Hirren; auch Tacitus in seiner Germania (verfaßt um 98) zählt die Venethi auf. Diese Venedi — Veneti, die neben den Aestii in den Gegenden wohnen, wo wir in § 1 die slavischen Ursitze

zu finden meinten, sind sicherlich die Slaven: unter diesem Namen erscheinen sie späterhin auch bei Jordanes als Venethi Veneti Vinidae. Es dürfte der Name sein, der den Slaven als Ganzes gegenüber Sarmati, Fenni und Aestii (wohl den Urbalten) beigelegt wurde, im westlichen Europa. Späterhin nennen sie so ihre westlichen Nachbarn, die Deutschen in althochdeutscher Zeit (Winida), so die Skandinavier als Venda Vinda; er ist bei den Deutschen in den Formen Wenden und Winden noch heute geläufig: als Wenden bezeichnen wir die Sorben in der Ober- und Niederlausitz, Winden sind die Slovenen, im Mittelalter nannte man so auch die Elb- und Ostseeslaven, und im angelsächsischen Orosius erscheint Polen unter dem Namen Veonodland. Die germanische Form des Namens ist als *Winidos und *Winithos anzusetzen. Der Völkername Veneti selbst dürfte am besten als einstige Bezeichnung osteuropäischer Illyrier anzusprechen sein s. Schrader-Nehring, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, II (1929), S. 590.

Die frühesten detaillierten Nachrichten über slavische Stämme, die die Tendenz hatten, sich über ihre ältesten Sitze hinaus auszubreiten, beziehen sich auf die Südslaven und das Gebiet der mittleren Donau, auf Siebenbürgen und den Balkan.

Am frühesten haben Slaven sicherlich im mittleren Donauraum gesiedelt, in der später ungarischen Ebene, die vor dem Eintreffen der Ungarn bis um 900 von Vorfahren der heutigen Slovaken, Slovenen, Slavobulgaren besetzt war. Nicht freilich als einzige Einwohner: andere Völker waren ansässig, dürften aber einen näheren slavischen Kontakt nur stellenweise unterbrochen haben; im 6. bis 8. Jh. siedeln Awaren zwischen Save und Donau, im 9. Jh. auch in Pannonien in der Umgebung des Plattensees, um den es um 850 bereits deutsche Kolonien gegeben hat; Protobulgaren finden wir im ersten Viertel des 9. Jhs. zwischen Save und Drau, an der Theiß werden im 9. Jh. Gepiden genannt, also Germanen (J. Melich, Zs. f. slav. Phil. 5, 321). Daß an der Donau jedenfalls nicht die Ursitze der Slaven zu suchen sind, wissen wir bereits.

Vor dem 6. Jh. können wir vermuten, daß zu Attilas Zeiten (5. Jh.) hier Slaven wohnten. Denn Priskos berichtet z. J. 448, daß die griechische Gesandtschaft, die sich aus Konstantinopel zu Attila begab, unterwegs von den Landesbewohnern ein Getränk vorgesetzt erhielt, das *μέδος* hieß, und nach Jornandes fand bei den Feierlichkeiten für den plötzlich gestorbenen Attila (453) ein Gelage, eine *strava*, statt: ersteres dürfte das slavische *med* „Met“ sein, letzteres ist nichts anderes als das slavische Wort, das wir später im altpolnischen *strawa* „epulae, feralis“ und im alttschechischen *strava* „Leichenmahl“ vorfinden. So können wir im Theiß-Donaugebiet für diese Zeit mit von den Hunnen unterworfenen Slaven rechnen. Niederle (2, 235 ff.) freilich verficht die These, daß früher bereits, im 2. nachchristlichen, sogar schon im 1. Jh., im mittleren Donaulande versprengt Slaven im westlichen illyrischen oder im östlichen thrakisch-dakischen Siedlungsland saßen. Das ist vorderhand nur These. Hier

hat wie so häufig zunächst die vorgeschrichtliche Bodenforschung zu sprechen.

Im Laufe des 5. Jhs. haben sich jedenfalls die Slaven durch die ungarische Ebene und durch die Moldau nach Süden vorgeschoben. Auf der Balkanhalbinsel wissen wir von den Slaven nichts vor dem 6. Jh., die ersten direkten und unzweifelhaften Daten sind uns vom Anfange des 6. Jhs. überkommen. Aus den Berichten des Prokopios (schrieb um 550), des Agathias (gest. 582), des Jornandes (schrieb um 550), des Theophylaktes Simokattes (1. Hälfte 7. Jh.) läßt sich über die Slaven des Donaugebietes im 6. und 7. Jh. eine Reihe guter Nachrichten gewinnen. In der Dobrudža sind Slaven seit mindestens um 500 festzustellen. Mit dem Jahre 527, dem Regierungsantritt des Kaisers Justinian, beginnt die große Reihe der Slaveneinfälle in die Balkanhalbinsel (Prokopios, Historia arcana 18). Durch Parallelaktionen der Hunnen, Protobulgaren, später der Awaren unterstützt, wiederholen sich in der Folgezeit die Einfälle beständig: 547 brach ein großes slavisches Heer in Illyrien ein und gelangte bis Dyrrhachium, 548/9 dringen Slaven in Italien ein, kehren aber aus Venezien wieder über die Donau zurück. Im Jahre 549 verwüsten sie ganz Thrakien. Als im Jahre 566 Justin II. den Thron bestieg, beginnen die Avarenkämpfe, deren Waffenbrüder (freiwillig — gezwungen?) die Slaven sind, bis um 580, nach Einfällen in Griechenland und Thrakien, die dauernde slavische Landnahme hier beginnt. Unter Kaiser Maurikios (582—602) erscheinen ihre Hauptsitze am linken Donauufer gegenüber den Grenzfesten Silistria, Svištov und Nikópol. Zu der Zeit wird die heutige Walachei *Σκλαυηνία* genannt. Besonders häufig werden slavische Angriffe auf Saloniki (altslavisch *Solunъ*) genannt, das neben Konstantinopel die blühendste Stadt der Balkanhalbinsel war; so berichtet die St. Demetriuslegende (um 600 geschrieben) von einem heftigen, aber mißglückten Angriff des Jahres 597, sowie davon, daß fünf slavische Stämme mit ihren Familien kamen, um sich in Sòlun niederzulassen. Die Nachricht ist für uns kulturgeschichtlich wichtig, s. § 13.

Um die Mitte des 7. Jhs. war die Niederlassung der Slaven in den Provinzen südlich der Donau vollendet. Zuerst wurde das südliche Donauufer besetzt. Ein Hauptstrom slavischer Kolonisation ergoß sich über Obermösien und Uferdazien nach Mazedonien, das seitdem überwiegend slavisch geworden ist, wendete sich südwärts nach Griechenland hinein, s. § 12. Starke Züge bewegten sich in das überwiegend romanische Dalmatien bis in die Region der Weinberge und Olivengärten in der Nähe der blühenden dalmatischen Städte. Die Intensität der slavischen Kolonisation und der Grad der Vermischung mit der älteren Bevölkerung ist an den nicht überall gleichen Veränderungen der antiken topographischen Nomenklatur kenntlich (Niederle 2, 174—243).

Mit dem Vorrücken der Slaven in den Süden ist das Hervortreten ihres eigentlichen Namens verbunden, seit dem Anfang des 6. Jhs.: die *Σκλαυηνοί* erscheinen zum ersten Male bei Pseudo-Ceasarius von Nazianz

(Archiv 1, 294). Das ist der heimische slavische Name im Gegensatz zur Bezeichnung *Veneti* — *Venedi*, s. o.; er hatte augenscheinlich ganz allgemeine Bedeutung (anders also als das französische *Allemands*), wenngleich der Name natürlicherweise zuerst bei lateinischen und griechischen Schriftstellern auf die Südslaven bezogen ist.

Direkt aus slavischem Munde ist uns der Name zuerst im 10. Jh. überliefert, im altbulgarischen Schrifttum bei Chrabrъ, bei Johann dem Exarchen (§ 14): in der Form S l o v ě n i nъ mit dem Plural S l o v ě n e, dazu das Adjektiv *slověnьskъ językъ*, *slověnьskъ narodъ vъ́sь*. Demgemäß heißt es auch alttschechisch *Slověnín*, Plur. *Slověné* (neu *Slované*).

Diesen alten Gesamtnamen finden wir auch zur Bezeichnung einzelner slavischer Völker in allen drei Gruppen des Südens, Westens und Ostens wieder. Der südslavische Slovene bezeichnet sich als *Slovẹnec*, wobei freilich in alter Zeit *slovẹnski* auch zur Bezeichnung von Kroaten und Bosniaken gebraucht wird. Der Volksname der Slovaken (*Slováci*) erscheint im 16. Jh., die Sprache heißt *slovenský*, das Land *Slovensko*, s. § 28; *Slovák* ist nur eine einzelsprachliche Umbildung von *Slověnin* (wie *Polak* für älteres *Polanin*). In Pommern war *Slovjĩnc* im Ausgang des 19. Jhs. die Bezeichnung dessen, der den slavischen Gottesdienst besuchte, seine Sprache hieß *slovjĩnsħi jãzek* „slovinzische Sprache“. Im 9. Jh. existierte zur Zeit der „Berufung der Waräger“ um Novgorod als nordöstlichster ostslavischer Stamm das Volk der Slověne, s. § 41.

Im griechischen und lateinischen Munde wurde der Name lautlich etwas umgestaltet: *Σκλαυηνοί Σκλαβηνοί* und (mit *i* für *e*) *Σκλαβῖνοι Σκλαυῖνοι Σκλαυινοί*; latein. *Sclaueni* und *Sclauini*, das Land nannte man *Sclavenia* und *Sclavinia*. Minder häufig finden wir *Σθλαβηνοί Σθλαβινοί* und mit Suffixumgestaltung *Σκλαβῶνοι*, lat. *Sclauones*, woher die Donaulandschaft *Slavonien* (und die *Riva delgi Schiavoni* in Venedig) heißt.

Dabei macht das lautliche Verhältnis von griech. *a* und latein. *a* zum slav. *-o-* keine Schwierigkeiten, denn seit Kretschmer (Archiv 27, 228) wissen wir, daß auch sonst späteres slav. *-o-* (d. h. slav.-balt. kurzes *-a-*) bei Griechen und Römern im 6. Jh. als *-a-* erscheint. Darum geht es nicht an, den Völkernamen an slav. *slava* „Ruhm“ anzuknüpfen, wie alte, immer neue slavische Romantik es möchte (der Stammvokal bei *slava* ist ja lang).

Gleichzeitig mit der echten und längeren Form des Völkernamens, wenn auch anfangs selten, tritt die verkürzte Namensform auf: *Σκλάνοι*, lat. *Sclaui*, mit dem Adjektiv *σθλαβικός*, lat. *sclauicus*. D i e s e K u r z f o r m b e g e g n e t i m s l a v i s c h e n M u n d e n i c h t e i n e i n z i g e s M a l, — die Slaven kannten lediglich die Langform. Demgemäß muß es als sicher gelten, daß die Kurzform außerhalb des slavischen Sprachgebietes, bei Griechen und Römern wohl, entstanden ist, und zwar hatte die Kurzform überwiegend die technische Bedeutung „slavischer Kriegsgefangener, Sklave“. Im Mittellateinischen ist eben *Sclavi* die Bezeichnung der als Leibeigene verkauften slavischen Kriegsgefangenen, daher ital. *schiavo*,

mhd. *slave* (14. Jh.), ebenso bei den spanischen Arabern im 10. und 11. Jh. *siklab* „slavische Kriegsgefangene".

Der Ursprung des slav. *Slověne* (dazu mit dem individualisierenden Formans *-in Slověninъ*) ist unklar. Bildungsgemäß schließt sich das Wort natürlich an die zahlreichen Maskulina mit Formans *-ěn-/-jan-* an, das Völker- und Einwohnernamen bildet (poln. *Polanie*, akslav. *Riml'ane*, *graždane* „Bürger" usw.), — doch wird das Adj. mit Festhaltung des *-ěn-* gebildet im Gegensatz zu *polьskъ*. Am passendsten wäre die Verbindung mit *slovo* „Wort"; dann müßte man annehmen, daß eine ältere Wortbildung nach der geläufigen Kategorie der Völkernamen auf *-ěn-* umgebildet wurde. Die Etymologie des Völkernamens muß als unklar gelten. Zum Ganzen s. Niederle 2, 469—484.

4. Allgemeine Literatur über das Slavische. § 7

Archiv für slavische Philologie, hgb. von Jagić, Bd. 1—37; Bd. 38—42, hgb. von Berneker, Berlin 1876—1929. Zeitschrift für slavische Philologie, hgb. von Vasmer, Bd. 1—19, Leipzig 1925—47. Slavia. Časopis pro slovanskou filologii, hgb. von Hujer und Murko, Prag Bd. 1—17, 1922—40 (wird fortgesetzt). Revue des études slaves, Bd. 1—23, Paris 1921—47. Le Monde Slave, Paris (eingegangen). Rocznik Slawistyczny — Revue Slavistique, Krakau, Bd. 1—15, 1908—39 (wird fortgesetzt). Slavische Rundschau, hgb. von Spina und Gesemann, Bd. 1—12, 1929—40. Grundriß der slavischen Philologie und Kulturgeschichte, hgb. von R. Trautmann und M. Vasmer, Berlin-Leipzig seit 1925. Jahrbücher für Kultur und Geschichte der Slaven, N. F., Breslau; Slovanský Přehled, Jahrgang 33, Prag 1947.

Franz Miklosich, Vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen, Bd. 1—4, Wien 1852—75 (Neudruck Bd. 2 Stammbildungslehre, und Bd. 4 Syntax, Heidelberg 1926). V. Vondrák, Vergleichende slawische Grammatik, Bd. 1—2 in 2. Aufl. durch Grünenthal. Göttingen 1924—29; Mikkola, Urslavische Grammatik, T. 1—2, Heidelberg 1913—42; R. Nahtigal, Slovanski jeziki, Bd. 1, Laibach 1938; Florinskij, Vorlesungen über slavische Sprachwissenschaft (russisch), Bd. 1—2, Kijev 1895—97 (ohne das Ostslavische); Les langues slaves: de l'unité à la pluralité, Paris 1937; Slovanské spisovné jazyky v době přitomné, hrsg. von M. Weingardt, Prag 1937; O. Broch, Slavische Phonetik, Heidelberg 1911; A. Meillet, Le slave commun, Paris 1924; 2. Aufl. 1934; Miklosich, Etymologisches Wörterbuch der slavischen Sprachen, Wien 1886 (Neudruck Leipzig o. J.); Er. Berneker, Slavisches etymologisches Wörterbuch, Bd. 1 (A—L), 1908—13, Heidelberg; 2. Bd., 1. Lieferung (M Anfang). R. Trautmann, Baltisch-slavisches Wörterbuch, Göttingen 1923.

Die osteuropäischen Literaturen und die slavischen Sprachen (Kultur der Gegenwart), Leipzig 1908; L. Niederle, Übersicht des gegenwärtigen Slaventums (russisch), Petersburg 1909; P. Diels, Die Slaven, Leipzig 1920; Šafařik, Slawische Altertumskunde, Bd. 1—2, Prag 1837—38 (deutsch Leipzig 1843/44;) Lubor Niederle, Slovanské starožitnosti, Bd. 1—4, Prag 1902—24; Lubor Niederle, Život starých Slovanů, T. 1—3, Prag 1911—25 (es fehlt II, 2: Recht und Staat); Lubor Niederle, Manuel de l'Antiquité slave, Bd. 1/2, Paris 1923—26; Moszyński, Kultura ludowa Słowian, Bd. 1: Kultura materjalna, Krakau 1929; Bidlo, Dějiny Slovanstva, Prag 1928, 2. Aufl.; Krek, Einleitung in die slawische Literaturgeschichte, 2. Aufl., Graz 1887; Pypin-Spasovič, Geschichte der slavischen Literaturen, Bd. 1/2, Leipzig 1880 (ohne die russische Literatur); Máchal, Slovanské Literatury, Prag 1922—29, Bd. 1—3; Brückner und Lehr-Spławiński, Zarys dziejów literatur i języków literaturskich słowiańskich, Lemberg 1929; Wollman, Slovesnost Slovanů, Prag 1928; Jagić, Geschichte der slavischen Philologie (russisch), Petersburg 1910.

A. Die Südslaven

§ 8. Die Stämme, die von den Ostalpen an bis zum Schwarzen Meere südlich der Donau wohnten, waren augenscheinlich (wenigstens vom Standpunkt der kultivierten Griechen und Römer aus) ein einigermaßen einheitliches Volk, als sie energisch in die gesittete Welt des Südens einbrachen, — wenigstens werden sie, wie wir § 6 sahen, mit dem Sammelnamen Slověne bezeichnet, die Anten (§ 40) im Norden der unteren Donau von ihnen geschieden.

Von absoluter Einheit kann, zunächst sprachlich, nicht die Rede sein; Unterschiede werden bereits in den alten Sitzen jenseits der Karpathen bestanden haben. Wenn sich heute drei Dialekt- und Volksgebiete, das Bulgarische, das Serbisch-Kroatische und Slovenische abheben, so wird sich diese Dreiheit oder auch Vierheit — falls man die Mazedonen absondern will — erst im Laufe der mittelalterlichen und neuzeitlichen Jahrhunderte in ihren heutigen Sitzen gestaltet herausentwickelt haben, da ja die physischen und kulturellen Bedingungen ihres geschichtlichen Daseins mannigfach — disparat waren.

Sprachlich treten diese Gegensätze scharf heraus, wenn man sich in die Zentren der Sprachgebiete begibt, während sie, nach allgemeinem Gesetz, abnehmen, wofern man die peripheren Erscheinungen ins Auge faßt. So gleitet ein Sprachgebiet in das andere hinein — zwischen dem Bulgarischen und Slovenischen liegen einerseits die Übergangszonen vom Bulgarischen zum Serbischen und Mazedonischen, anderseits die des Kroatischen zum Slovenischen; in alter Zeit, ehe der deutsche Einbruch im Donauraum die ununterbrochene Kette der Slavensiedlungen zerriß, gab es sicherlich auch Übergangsmundarten vom Slovenischen zum Tschechischen und zum Slovakischen. Die Gesamtheit des Südslavischen setzt sich, auf Grund uralter Zusammenhänge, in der Kategorie der Wörter vom Typus *grad—hrad* aus dem Südslavischen ins Tschechisch-Slovakische fort.

Aber eigentliche Berührungspunkte sprachlicher Art, die für junge Zeit noch eine südslavische Spracheinheit — auch nur im relativen Sinne — bezeugen könnten, sind schon nicht mehr vorhanden. Wenn man *-e-* und *-i-* im ganzen als hart findet, so liegt eine auch sonst begegnende selbständige Entwicklung vor. Die Ersetzung des *-ę-* durch *-e-* ist einzelsprachlich, auch der an sich nicht erhebliche Unterschied zwischen *-i-* und *-y-* fällt in das Sonderleben nicht nur der südlichen Slavinen. Bedeutend demgegenüber sind die Gegensätze, wenn man die Geschichte

der Jerlaute betrachtet oder die Vertretungen der *-tj-* und *-kt-* Verbindungen. Das Südslavische ist viel weniger als Spracheinheit aufzufassen als das Ostslavische (§ 43).

Literatur: Jagić, Ein Kapitel aus der Geschichte der südslavischen Sprachen, Archiv Bd. 17, 1895, S. 47—87; M. Murko, Geschichte der älteren südslawischen Literaturen, Leipzig 1908; Gesemann, Kultur der Südslaven (Bulgaren, Serben, Kroaten, Slowenen). In: Kindermann, Handbuch der Kulturgeschichte, Liefer. 33, Potsdam 1937; Max Braun, Die Slawen auf dem Balkan, Leipzig 1941; Cvijić, La Péninsule Balkanique, Paris 1918; Balkanskije strany, Moskau 1946.

1. Die Bulgaren

§ 9. Es ist nicht leicht, das Sprachgebiet der Bulgaren exakt zu beschreiben. Genaueste wissenschaftliche Untersuchungen fehlen, freilich im allgemeinen herrscht genügende Klarheit. Es handelt sich um ein bemerkenswertes Gelände: zu ihm gehört das ganze ostbalkanische Gebiet zwischen unterer Donau, dem Schwarzen Meere, der Marìzaebene, durch die die wichtige Verbindung mit Kleinasien und Konstantinopel hergestellt wird, die Rhodòpen im Südwesten. Die Balkankette trennt dieses Gebiet in ein nördliches zur Donau hin und ein südliches, die Marìzaebene: hier im Süden wird von den Bulgaren geschlossen die Küste des Ägäischen Meeres nicht erreicht — sie ist überwiegend griechisch und türkisch. An der Westküste des Schwarzen Meeres dringt seit Jahrhunderten, verstärkt in den Jahrzehnten seit der Befreiung Bulgariens vom türkischen Joch, das Bulgarische unentwegt vor — die einst sehr starken türkischen Siedlungen wurden, nicht ohne besonderen Druck, allmählich für die Bulgaren geöffnet.

Sehr schwierige Verhältnisse bestanden in Mazedonien (§ 12). Die Grenzen, die im Westen zum Serbischen hin anzunehmen sind, sind heiß umstritten: die bulgarischen und die serbischen Forscher weichen in ihren Auffassungen von einander ab — große Streifen serbischen Landes beanspruchen die Bulgaren für sich und umgekehrt (s. § 15). Die folgenden Daten sind besonders vom Mazedonischen her (§ 12) korrekturbedürftig. Im Westen geben wir provisorisch folgendes Gebiet als bulgarisch an: vom Einfluß des Tìmok in die Donau (westlich Novoselo), den Tìmok aufwärts über Knjaževac in die Umgebung von Niš, diesen verkehrstechnisch seit je bedeutungsvollen Raum, in dem sich die Hauptverkehrsstraßen schnitten, — der Zentralweg von Belgrad nach Saloniki (und Griechenland), die Straße von Agram über Belgrad und Sòfia, Adrianopel nach Konstantinopel, wo die Bosnische Straße und der Weg von Ragusa nach Niš mündeten. Von Niš geht es über Leskovac nach Vrȁnja und Skòpje (Üsküb). Hier aber haben wir es mit einem teilweisen Gürtel von Übergangsdialekten zu tun (§ 16), wie sie zwischen zusammenhängenden Sprachgebieten sich normal und natürlich ausbilden mußten (§ 5). Alle Sprachklassifikationen sind ja gezwungen und haben mehr den Wert von

Ordnungsgrößen und Hilfskonstruktionen in einem schwierigen Gelände, denn die verschiedenen Sprach- und Dialekterscheinungen fallen selten zusammen und die verschiedenen Isoglossen ergeben eine wechselnde Möglichkeit der Einteilung: zu voller Schärfe erhebt sich der Begriff des Volkes durchaus nicht immer von der Sprache her!

Im Südwesten läuft der Grenzstreifen mitten durch mazedonisches Land: von Skopje über die Šårplanìna (Tètovo) nach Prìzren, südlich nach Dìbra; hier läuft die Ostgrenze des albanischen Sprachgebietes, von dem aus sich albanische Siedlungen zwischen serbische und bulgarische hineinschieben, ein ethnisch gemischtes Gebiet schaffend. In jedem Falle bildet die Šårplanìna die äußerste Westgrenze, bis zu der Bulgaren siedeln. Bei Dìbra wendet sich die Grenzzone nach Süden, geht am linken Ufer des Schwarzen Drin an den für das Slaventum kulturgeschichtlich höchst bedeutungsvollen und landschaftlich schönen Ochridsee, zum Maliksee und über Korica nach Kastoria (Kòstur) in Griechenland-Mazedonien.

Hier beginnt die Südgrenze, die am Ostrovosee über Voden an der Bìstrica entlang zum Golf von Saloniki läuft. Die Umgebung von Saloniki (Sòlun) ist teilweise heute noch slavisch, obwohl das griechische Element weit überwiegt. Es kommt der Bešik-Göl, im Norden die Orte Súho und Negovan, die Strùma westlich von Seres (Sȇr) — die Südgrenze verläuft, wie schon betont, nördlich der ägäischen Meeresküste bis zur Marìza, wo die Ergene in sie mündet — Adrianopel (Òdrin) im Norden liegt an der bulgarisch-türkischen Sprachgrenze. Indessen ziehen sich bulgarische Siedelungen von Dimotika über Čorlu nach Čataldža, also bis in große Nähe von Konstantinopel hin.

Im Norden, in der Dobrudža, leben Bulgaren innerhalb des geschlossenen Gebietes etwa bis zu einer Linie von Silistria a. d. Donau bis Mangalia-Tuzla am Schwarzen Meer (Tuzluh = Deliorman Nordostbulgarien. Im Norden der Donaumündung sind starke bulgarische Kolonien vorhanden; oder vorhanden gewesen.

Geschichtlich von Bedeutung ist es, daß es in Siebenbürgen vier Ortschaften noch im 19. Jh. gab, lutherische Bulgaren, die ein altertümliches Bulgarisch sprachen (von den Rumänen Škei d. h. Sclavi genannt); hier erlosch die Sprache im 19. Jh., doch erhielten sich interessante Sprachreste, ein Vaterunser und ein Gesangbuch v. J. 1830 (Miklosich, Die Sprache der Bulgaren in Siebenbürgen, Wiener Denkschriften v. J. 1856). Diese Bulgaren scheinen übrigens erst im 13. Jh. durch die Walachei eingewandert zu sein —, sie sind nicht Reste ältester Bevölkerung.

Seit Mitte des 18. Jhs. fanden Massenauswanderungen von Bulgaren nach Bessarabien und Rußland statt. Die Bewegung dauerte ungefähr ein Jahrhundert lang, dabei besiedelten die Bulgaren geschlossen Bessarabien im Gebiet von Ismail, Akkerman und Bendery, ferner Orte bei Odessa und im Gouvernement Tavris.

Die Auswanderung nach Amerika ist nie stark gewesen und fällt nicht ins Gewicht, kulturell-politisch eher die in Europa verstreuten Bulgaren, die den Zusammenhang mit der Heimat nicht verlieren.

Die Gesamtzahl der Bulgaren wird mit 7 Millionen angegeben, von denen zwei Drittel in der Republik Bulgarien leben.

Dem Glaubensbekenntnis nach sind die Bulgaren seit alters Orthodoxe. Eine Ausnahme bilden Katholiken, Ostbulgaren in der Umgebung von Nikòpol, Sistovo (Svištòv) und Philippopel (Plòvdiv), eine geringe Anzahl von über 20000. Dazu kommen die mohammedanischen Pomaken (Pomàci), vor allem in den Rhodopen bis Saloniki hin; Ischirkov gibt ihre Zahl mit 400000 an. Sie sind turkophil und wanderten seit 1878 aus Bulgarien aus.

§ 10. Die bulgarische Sprache, d. h. für uns natürlich die slavobulgarische, unterscheidet sich heute sehr scharf von allen andern slavischen Sprachen, sogar von den nächststehenden, dem Serbischen und dem Ukrainischen. Es sind vor allem drei die Gestalt betreffenden Merkmale, wie sie in solcher Ausprägung und solcher Kombination nirgends im Slavischen begegnen:

1. Die gemeinslavische, aus dem Indogermanischen überkommene, synthetische Nominaldeklination ist verschwunden — nur spärliche Reste haben sich von ihr erhalten, vor allem in Dialekten und in Volksliedern; analytische Kasusformen sind an die Stelle getreten; so wie z. B. in den romanischen Sprachen, werden Präpositionen zur Bezeichnung der Kasusverhältnisse gebraucht: zu *peróto* „die Feder“ heißt der Genetiv und Dativ *na peróto*. Diese Erscheinung hat eine lange Vorgeschichte (K. H. Meyer, Der Untergang der Deklination im Bulgarischen, Heidelberg 1920).

2. Die alten Infinitivkonstruktionen, im Slavischen an sich reich entfaltet, sind verschwunden, — sie werden durch einen mit *da* „und, daß“ eingeleiteten Nebensatz ersetzt; damit geht das Albanische und das Ostserbische zusammen.

3. Das Bulgarische hat als einzige slavische Sprache einen Artikel, und zwar einen postponierten, ausgebildet in Fällen wie *nóžъt* (*nóža*) „das Messer“, *vodáta* „das Wasser“ und *peróto* „die Feder“. Ein solcher Artikel ist, in gewissem Umfange, in nordgroßrussischen Mundarten bekannt, die ihn so wie das Bulgarische aus eigenstem Sprachempfinden heraus ausgebildet haben.

Zu diesen Sonderheiten kann man fügen: der Akzent ist im Bulgarischen frei geblieben und nicht an eine bestimmte Wortstelle gebunden, obwohl Tendenzen zur Verschiebung nach dem Wortanfang vorhanden sind. Doch gab es einst eine eigentümliche Akzentverschiebung nach dem Wortende hin (wie im Slovenischen, und vor allem im Urslavischen oder Slavisch-Baltischen) in Fällen wie *moré* und *okó*.

Im Gebiete phonetischer Merkmale zeichnet sich das Bulgarische durch das charakteristische *-št-* und *-žd-* an Stelle von altem *-tj-* resp.

-kt- und *-dj-* aus (*svešt* „Kerze“, *nošt* „Nacht“ und *meždá* „Rain“). Bei den Nasalvokalen ist altes *-ę-* zu *-e-* geworden wie sonst im Südslavischen, doch hat *-ǫ-* sich eigenartig zu *-ъ-* bezw. *-a-* entwickelt (*rǫka* hat *rъká* ergeben): Spuren der alten Nasalvokale sind mundartlich vorhanden. Von besonderer Bedeutung ist das komplizierte Schicksal des alten *-ě-* geworden, s. u.

Mundartlich pflegt man das Bulgarische in die beiden großen Gruppen des Ostbulgarischen und Westbulgarischen aufzuteilen, — eine praktische Notbehelfslösung. Man überschaut die Gebiete auf der Karte Mladenovs in seinem Grundrißband: danach beginnt die Grenze des Ostbulgarischen im Norden an der Donau bei Nikòpol, läuft in südwestlicher Richtung über Pleven und Teteven nach Tatar Pazardžik, über Melnik nach Saloniki, — das größere Sprachgebiet ist bulgarisch. Die Hauptstadt Sòfia liegt im westbulgarischen Raum. Im Westbulgarischen wird altes *-ě-* als *-e-* ausgesprochen; während im Ostbulgarischen in seiner südlichen Hälfte *-ě-* immer als *-'a* (*ml'ako* und *ml'ačen*, *l'ato* und *l'aten*) auftritt. Im Nordostbulgarischen hingegen erscheint es als *-'a-* nur vor dunklen Vokalen, vor hellen ist es in *-e-* „umgelautet“: *ml'ako* neben *mlečen*, *l'ato* neben *leten*. Das erinnert im allgemeinen an das Polnische, ohne daß die Gesetze sich decken — historischer Zusammenhang kommt natürlich nicht in Frage.

Literatur: Mladenov, Zur bulgarischen Dialektologie, Rocznik Slawistyczny, Bd. 4, 1911; Bd. 5, 1912; Bd. 9, 1922; Miletič, Das Ostbulgarische, Wien 1903; Die Rhodopenmundarten der bulgarischen Sprache, Wien 1912.

§ 11. Bulgarisch hat altslavisch *bъlgarьskъ* geheißen nach Ausweis von kirchenslav. *blъgarskъ*, blg. *bъ̀lgarski*, skr. *bȕgarski* und russ. *bolgárskij* (čech. *bulharský* hingegen beruht auf mittellat. *bulgaricus*). Der Bulgare hieß altslav. *bъlgarinъ* (kslav. *blъgarinъ*, blg. *bъ̀lgarin*, skr. *bȕgarin*, russ. *bolgárin*). Sieht man die alten Bedeutungen dieses Wortes an, so findet man in den alten Quellen „bulgarisch“ reinlich von „slověnьskъ“ geschieden, und ethnographisch gilt „der Bulgare“ nicht als Slave. So führt uns der Name der Sprache und des Volkes zu der interessanten Frage nach der Entstehung des bulgarischen Staates, die für das gesamte Volkstum von entscheidender Bedeutung geworden ist: hier ist recht eigentlich das Volk Geschöpf seines politischen Gebildes. Dieser bulgarische Staat ist unter folgenden Bedingungen im 7. Jh. entstanden: ich wies o. § 7 darauf hin, daß die Balkanhalbinsel in ihrer östlichen Hälfte von der Morava an vom 6. Jh. an von Slaven okkupiert wurde. Im 7. Jh. war die slavische Landnahme abgeschlossen, und der größte Teil der Balkanhalbinsel, mit Ausnahme der befestigten Seestädte, in denen Griechen geschlossen lebten, war in slavischer Hand. Ein besonderer Name für diese lose nebeneinander bestehenden Stammesverbände existierte nicht: sie heißen Slověne — Slaven. Ihr Zusammenhang mag eng gewesen sein — die Natur des Landes, nicht Sprache und Zivilisation

trennte sie. Eine Einheit hat sich erst auf rein politischem Wege vollzogen, — erst im 10. Jh. folgte die kulturelle ihr nach. Einen ähnlichen Prozeß werden wir in „Rußland" kennen lernen. Diese Staatsbildung ging aber nicht von den losen slavischen Stämmen aus, die wir für den heutigen bulgarischen Raum annehmen müssen (nicht Ein alter Stammesname hat sich in den Quellen erhalten!), sondern vom nichtslavischen, turkotatarischen, den Hunnen verwandten Volke der Bulgaren oder Protobulgaren — neben ihnen gab es die stammverwandten „Wolgabulgaren" —; den Protobulgaren setzt die Wissenschaft die heutigen Slavobulgaren entgegen, die abgekürzt einfach Bulgaren heißen. Die Übersiedelung der Protobulgaren aus Asien nach Europa, ihre Ansiedlung im Gebiete des Don und des Azovschen Meeres erfolgte im 2. Jh. n. Chr.; im 4. Jh. bildeten sie eine gewaltige Horde, wenn man will, einen Staat. Im 5. Jh. erfolgt eine Teilung in zwei Gruppen, die Utiguren und die Kutriguren. Nach wechselvollen Schicksalen gründete unter byzantinischer Beteiligung Kubrat ein neues bulgarisches Reich an den Ufern des Schwarzen Meeres, das von den Byzantinern *ἡ παλαιὰ Βουλγαρία* genannt wurde. 643 erfolgt der Zerfall des Reiches, bald nach Kubrats Tode; einer seiner Söhne, Asparuch oder Isperich, zieht nach Westen, um den Chazaren zu entgehen, überschreitet Don, Dnepr und Dnestr und steigt durch das heutige Bessarabien zur Mündung der Donau, überschreitet sie und siedelt sich in der Norddobrudža an. Da das byzantinische Reich durch schwere Araberkämpfe festgelegt war, besetzte er von 668 an die Süddobrudža und stieß weiterhin in von Slaven besiedelte Räume vor, brachte sie unter seine Oberhoheit, — nun bildete sich eine Symbiose aus, die in früherer Zeit in Pannonien zwischen Slaven und Awaren bestanden hatte: die Slaven waren das Bauernvolk, die Bulgaren das Krieger- und Staatsvolk; numerisch und biologisch waren die Slaven vielfach die Überlegenen, nicht zuletzt durch ihre Frauen . . . Die Byzantiner entsenden 679/680 eine Strafexpedition zur Donaumündung, werden aber geschlagen: der Vertrag des Jahres 680 gilt als Zeitpunkt der Errichtung des Bulgarischen Staates. Die Regierungsgewalt verblieb in den Händen der Bulgaren, die ihr Gebiet immer weiter in die Balkanhalbinsel vorschoben. Während des 8. Jhs. hören wir nicht viel von den Bulgaren, doch muß sich in dieser Periode das Verhältnis zwischen den beiden Völkern ganz reguliert haben, jedenfalls finden wir am Anfang des 9. Jhs. Bulgarien als politisches Gebilde so stabilisiert, daß es mit einem kräftigen Vorstoß gegen das byzantinische Reich beginnen kann. Unter Krum hat Bulgarien weite Grenzen, und an der Theiß hat es sie gemeinsam mit den Franken. 809 erobert Krum Sofia, 813 versucht er es mit einer Belagerung Konstantinopels. Bei seinem Tode i. J. 814 hatte der Staat auf dem Balkan eine beherrschende Stellung neben Byzanz, unter Boris (bis 884) ging das Reich über Mazedonien bis zum Ochridasee, im Westen bis an den Ibar heran. Auf diese Weise umschloß der Staat einen großen Teil aller Balkanslaven, die sich langsam zum Volk gestalteten, zumal auch starke kulturelle Einflüsse, vornehmlich

aus Byzanz, einströmen konnten. Das neue, einheitliche Volk im Osten des Balkans trug den Namen bulgarisch — Bulgaren —, mindestens seit dem 9. Jh. können wir es an Kopf und Gliedern als slavisch ansehen, und im 10. Jh. werden die „Slaven" und „Bulgaren" von den Griechen einander gleichgesetzt.

Von den späteren geschichtlichen Ereignissen ist am wichtigsten für das bulgarische Volkstum die Herrschaft der Türken gewesen, die ein Jahrhunderte währendes Martyrium über die Slaven brachte, nachdem im Jahre 1393 Trnovo gefallen war, — die Leidenszeit fand erst im Jahre 1878 ihr bleibendes Ende.

Literatur: Weigand, Bulgarische Grammatik, Leipzig, 2. Aufl. 1917, und Bulgarisch-deutsches Wörterbuch, 6. Aufl., Leipzig 1943; Beaulieux, Grammaire de la langue bulgare, Paris 1933; Mladenov, Geschichte der bulgarischen Sprache, Berlin-Leipzig 1929, und Etimologičeski i pravopisen rečnik na bъlgarskija knižoven ezik, Sofia 1941; Mladenov-Vasilev, Grammatika na bъlgarskija ezik, Sofija 1939; Ischirkoff, Bulgarien, Leipzig 1920; Slatarski-Staneff, Geschichte der Bulgaren, 2 Teile, Leipzig 1917/18; Jireček, Geschichte der Bulgaren, Prag 1876, und Das Fürstenthum Bulgarien, Wien 1891; Hajek, Bulgarien unter der Türkenherrschaft, 1925.

§ 12. Die Slaven in Mazedonien und Griechenland

1. Mazedonien war ein Kampffeld erster Ordnung zwischen Serben und Bulgaren, heute ist es eigener Staat im Rahmen der föderativen Republik Jugoslawien mit der Haupt- und Universitätsstadt Skopje als Zentrum. Mazedonisch ist so die jüngste slawische Verwaltungs- und Unterrichtssprache geworden; sie beruht auf der Sprache von Mittelmazedonien, der Gegend von Bitolj, Ochrid, Prilep, Skopje, mit serbischer Rechtsschreibung, wobei *k'* und *g'* das serb. *ћ* und *ħ* ersetzen. Kr. Kepecki, gab schon 1946 eine Makedonska gramatika in Skopje heraus, die das Gesicht der neuen Staatssprache bestimmt (Revue des études slaves 23, S. 246). Aus der alten Literatur, die überwiegend Kampfliteratur ist, nenne ich das (probulgarische) Büchlein von G. Weigand, Ethnographie von Makedonien, Leipzig 1924; das (noch ungedruckte) Büchlein von F. Gellert, Politische Geographie von Mazedonien und das Werk von L. Schultze-Jena, Makedonien, Jena 1927. Zur Sprache s. die Arbeit von Oblak, Macedonische Studien, Wiener Akademieschriften v. J. 1896; Seliščev, Očerki po makedonskoj dialektologii, Bd. 1, Kazan' 1918; Mazon, Contes slaves de la Macédoine sudoccidentale, Paris 1923.

Die natürlichen Grenzen von Mazedonien sind etwa folgende: im Süden der Olymp, so daß das ganze Tal von Haliakmon-Vistrica in Mazedonien liegt. Im Süden und Westen schließt sich der Pindus an, der in den Westmazedonischen Gebirgswall übergeht, — Prespa- und Ochridasee sowie das Gebiet um Dibra bleiben außerhalb im Westen liegen. Im Nordwesten wird das Land von Šardag flankiert. Das ganze obere Vardartal ist mazedonisch, östlich des Karadag senkt sich die Bergkette so, daß das Vardargebiet in das Land Moravien mit seiner serbischen Bevölkerung

übergeht. Dann steigt bei Kriva Palanka der Ostmazedonische Gebirgswall in die Höhe: die Täler von Struma und Strumica sind mazedonisch im Süden bis zur Mündung der Mesta ins Ägäische Meer. Dies Gebiet hat ca. 66000 qkm und zählt eine ethnisch bunte Bevölkerung von über 2 Millionen Menschen.

Die Verteilung der Völker in Mazedonien ist das Ergebnis einer Verschiebung, die wir zweieinhalb Jahrtausende zurückverfolgen können. Reste der thrakischen und illyrischen Bevölkerung sind nur die Albanesen, die der drohenden Romanisierung gerade noch entgangen sind. Außerdem gibt es Aromunen (d. h. Rumänen), Griechen, Türken. Slaven sind im 6. Jh. eingedrungen und haben Mazedonien seitdem vorzugsweise bewohnt: mazedobulgarisch war die Sprache, die die beiden Slavenlehrer Kyrill und Method zur ersten slavischen Hochsprache erhoben (§ 13). Heute sind die mazedonischen Slaven die am weitesten nach Süden vorgeschobenen Ausläufer der slavischen Bevölkerung Europas. Nach Norden setzen sie sich in die serbische, nach Osten in die bulgarische Masse fort. Sie sind im Süden durch die Griechen vom Meere abgedrängt.

Die Hauptmasse der mazedonischen Bevölkerung sind heute Griechen mit fast 60% der Gesamtbevölkerung und die Slaven, überwiegend Bulgaren, während bei Skopje Serben siedeln; Gellert gibt 440000 Bulgaren und 100000 Serben in Mazedonien an, Jacob rechnete 1932 100000 Serben, 90000 Bulgaren und 350000 Mazedoslaven. Die keineswegs einheitliche Sprache der slavischen Mazedonier ist in ihrer Masse als bulgarisch anzuerkennen. Ein genügender Grund, den Mazedonen einen zwischen Bulgarisch und Serbisch vermittelnden Übergangsdialekt zuzuschreiben (trotz des Eintretens von Jagić, Archiv 8, 134 dafür), besteht nicht. Folgendes darf als charakteristisch für die Sprache gelten: dem Mazedonischen fehlen die Intonationen des Serbischen so wie dem Bulgarischen; nach bulgarischer Weise ist die altslavische Deklination durch Umschreibungen mit *na* für Genetiv und Dativ ersetzt; das Mazedonische kennt den postponierten Artikel, der ein Bulgarismus ist; wie im Bulgarischen ist der Gebrauch des Infinitivs verschwunden; hinzu kommt die Vertretung der beiden Jerlaute durch *-e-* und *-o-* gegenüber dem serbischen *-a-*.

Nur an einem Punkte ist eine wichtige Lautdifferenz zum Bulgarischen fetszustellen: altes *-tj-* (*-kt-*) und *-dj-* werden nicht durch *-št-* und *-žd-*, sondern durch *-k'-* und *-g'-* vertreten, besonders in Nord- und Mittelmazedonien; doch begegnen sie in einzelnen Worten allenthalben, während *-št-* und *-žd-* im Süden von Saloniki über Voden, Ochrid bis Dibra erscheint:

Interessante Probleme entstehen an manchen Punkten: im Skopischen Siedlungsfeld haben wir deutlich Serben vor uns, da das Moravagebiet unmerklich in das Vardargebiet übergeht, während schroffes Gebirge Bulgarien abtrennt. Bei den Mazedonen ergibt sich im großen und ganzen für den Philologen derselbe Tatbestand wie bei dem Serben-Kroaten- und dem Tschechen-Slovaken-Problem: die immer wieder über-

schätzten linguistischen und volkskundlichen Kriterien reichen nicht aus zur Diagnose des Volkstums, weil sie die seelische Struktur nicht in ihrer vollen Tiefe ergreifen. . . Man könnte mit ihnen sprachlich Serben von den Bulgaren letzten Endes sondern, — aber (nach den klugen Worten von Schultze-Jena) kein Mensch mit Fleisch und Blut wird auf Grund solcher exakt-wissenschaftlicher Oberflächendiagnostik sich seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Volksgemeinschaft zudiktieren lassen, wenn ihn mit weit stärkeren und verwickelteren Imponderabilien, als der Schreibtischgelehrte auswerten kann, eine andere Volksgemeinschaft in ihren Bann gezogen hat. Auch das berühmte und gern politisch ausgebeutete ,,historische" Recht hat keine entscheidende Bedeutung gegenüber dem lebendigen und allein bedeutsamen Zusammengehörigkeits- oder Eigenartigkeitsgefühl! Nunmehr hat Mazedonien als eigene Volksrepublik der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien die Bedingungen erhalten, in einem freien slawischen Staatenverband seine völkische Eigenart zu entwickeln und zu befestigen.

2. In Verfolg der Invasionen slavischer Stämme in die Balkanhalbinsel und im Zuge der schließlichen Landnahme auf ihr ist es seit dem 6. Jh. auch zu ähnlichen Unternehmungen gegen Griechenland gekommen; so erfolgte im Jahre 577 ,,ein Überfall auf ganz Hellas, die Umgebung von Thessalonike und ganz Thrakien". Auch hier traten die Slaven in Brüderschaft mit den Awaren und Protobulgaren auf. Im 7. Jh. wird die Landnahme von Griechenland bis tief in den Peloponnes hinein vollzogen gewesen sein, jedenfalls galt um 725 das Land um Monembasia als ,,Slavinia". In der zweiten Hälfte des 8. Jhs. wird im überwiegenden Teil von ganz Hellas das Slaventum im Vordergrund gestanden haben, besonders nachdem vor 750 eine furchtbare Pest die griechische Bevölkerung dezimiert hatte. Um 800 hat das slavische Volkstum auf dem Peloponnes seine größte Ausdehnung erreicht — auf diese Zeiten bezieht sich der bekannte Ausspruch des Kaisers Konstantin Porphyrogennetos (gest. 959): ,,*ἐσθλαβώθη πᾶσα ἡ χώρα καὶ γέγονε βάρβαρος*", und im Ausgang des 10. Jh.s klagt der Epitomator des Strabo: ,,*νῦν πᾶσαν Ἤπειρον καὶ Ἑλλάδα σχεδὸν καὶ Πελοπόννησον καὶ Μακεδονίαν Σκύθαι Σκλάβοι νέμονται*"*).

Auf dem Peloponnes, wo wir die völkischen Verhältnisse am besten überschauen, war im 9. und 10. Jh. die Lage so, daß der gewaltigste Teil der Halbinsel von einer Anzahl politisch ungeeinigter Slavenstämme okkupiert war und nur an der Küste, etwa um Arkadia, Methoni, Kotroni und vor allem im Küstengebiet von Monembasia im Süden bis Korinth im Norden eine starke und widerstandsfähige griechische Bevölkerung saß, von der wesentlich die Rückgewinnung der alten Heimat ausging. Rückschläge traten bald ein, seit dem Jahre 783 kommt es von Zeit zu Zeit zu Kämpfen der Byzantiner gegen die Slaven — dann wieder hören wir von Slavenaufständen, so um 840 und um 940. Einen bedeutenden

*) Auch auf Kreta haben sich die Slaven niedergelassen: ein slavischer Seeangriff auf Kreta und andere griechische Inseln ist bereits zum Jahre 623 bezeugt. (Vasmer 174).

Anteil an der Wiederherstellung der girechischen Herrschaft auf dem Peloponnes hat die griechisch-kirchliche Missionstätigkeit, — Patras und Lakedämon waren die Hauptplätze für die Slavenmission. Die ungeheure kulturelle Überlegenheit des Griechentums machte sich geltend.

Im 10. Jh. kulminiert das Slaventum, dann geht die Vorherrschaft auf die Griechen über — um die Jahrtausendwende „vollzog sich die Herausbildung des einheitlichen griechisch sprechenden Volkstums des mittelalterlichen Peloponnes aus der Verschmelzung des Slaventums und des Griechentums, wobei der slavische Blutsanteil recht hoch gewesen sein muß" (Stadtmüller). In Morea wohnten Slaven noch im 13. Jh., und Wilhelm II. (1245—78) kämpfte gegen den Slavenstamm der Millingen im nördlichen Taygetos; von Slaven in der Maina ist noch im 14. Jh. die Rede, ja ein Grieche des 15. Jhs., der um 1415 eine Reise nach Norddeutschland machte, bemerkte die Verwandtschaft der lübeckischen Slaven mit den Slaven des Taygetos! Seit dem 15. Jh. ist das Slaventum in Griechenland für uns verschwunden.

So bestand also zweifellos jahrhundertelang für Griechenland die ernste Gefahr der Slavisierung, aber den Fallmerayerschen Satz „Das Geschlecht der alten Griechen ist ausgerottet in Europa" hat die Wissenschaft längst aufgegeben: vom slavischen Element künden nur noch Lehnworte im Neugriechischen und vor allem zahlreiche Ortsnamen. Sie sind uns in den einzelnen Landschaften in verschiedener Menge überliefert, z. B. begegnen in Epirus ca. 300, in Thessalien 230, in Attika 18 und Phokis 45, in Lakonien 81 und in Arkadien 94 slavisch-griechische Ortsnamen. Aus ihnen ergibt sich z. T. ein recht hohes Alter der slavischen Einflüsse in Griechenland. Dialektgeographisch weisen die Ortsnamen durch akzentuelle und lautliche Kriterien auf slavobulgarisches Heimatland hin — zweifellos hat sich der Hauptstrom der Slaven über das bulgarische Mazedonien nach Griechenland ergossen.

Einige Slavenstämme kennen wir mit ihren alten Namen, so auf dem Peloponnes die häufig genannten Ezeriten (neben dem Ortsnamen Ezeros in Lakonien zu bulg. *ezero* „See"), die Melingen oder Milingen (Vasmer 170). Das Gebiet nördlich von Monembasia wird Sclavonia oder Sklavenia genannt, zum Stammesnamen der Kroaten gehört der Ortsname Charvati, zu dem Namen der Serben stellt sich der Ortsname Serbia.

Literatur: Fallmerayer, Geschichte der Halbinsel Morea, 2 Bd., Stuttgart 1830/36; Vasmer, Die Slaven in Griechenland, Berlin 1941 und Stadtmüller in der Sammelschrift „Der Peloponnes. Landschaft, Geschichte, Kunststätten", Athen 1944, S. 96ff. mit Karte 5.

§ 13. Das altbulgarische Schrifttum. Seine Entstehung ist unter einzigartigen Vorzeichen und in entscheidendster Stunde, einer wahren „Sternenstunde" des Slaventums, erfolgt. Zunächst ist es das Werk zweier ausgezeichneter und energischer Männer, der beiden Slavenlehrer (Slavenapostel) Konstantin-Kyrill und Method: aus unscheinbaren Anfängen herauswachsend hat es nach zwei Jahrzehnten scheinbar Schiffbruch erlitten — um doch, auf günstigen slavischen Boden verpflanzt,

die geistig-religiösen und nationalen Geschicke vieler slavischer Völker bis zur Gegenwart in nachhaltiger Weise zu beeinflussen. Die beiden Brüder gaben dem zivilisatorischen Leben der Slaven einen starken Antrieb, eigentlich ersten Beginn, ein erstes und vollendet ausgebautes Alphabet, eine erste, am Griechischen hinaufgeförderte Schriftsprache und ein erstes Schrifttum, so die Möglichkeiten eigenen bewußten nationalen und kulturellen Lebens. Mit ihnen, den Griechen, betreten die Slaven zum ersten Mal den Boden der Kultur. Vom Werk der beiden Brüder strahlt jahrhundertelang intensives Licht aus in Bulgarien, Rußland, Serbien und Kroatien, ja in Böhmen und Mähren, auch im sprachfremden Rumänien. Das aus dem altkirchenslavischen Schrifttum herausgewachsene kirchenslavische umfaßt abertausende Handschriften und Hunderte von Übersetzungs- und Originalwerken. Als Kultussprache der slavischrechtgläubigen Kirche wird es noch unendliche Zeiten überdauern.

Quellen für die Tätigkeit der beiden Brüder sind mannigfaltige: zwei kirchenslavische Legenden, die vom Hl. Kyrill und vom Hl. Method, einander ergänzend und doch verschiedenartig, von zwei Verfassern wohl des 9./10. Jhs.; als Legenden, historisch eingeschränkt bedeutungsvoll. Unbedingten Wert haben die lateinischen Quellen, besonders die Briefe der Päpste Johann VIII. (872—882) und Stephan V. (885—891), dazu eine Instruktion v. J. 885. Sehr wichtig ist der „Libellus de conversione Bagoariorum et Carantanorum", die Schrift eines Salzburger Klerikers von etwa 871, auf die Frühgeschichte auch von Österreich und der Slovakei Licht werfend.

Literatur: Jagić, Entstehungsgeschichte der kirchenslavischen Sprache, 2. Aufl., Berlin 1913; Dvorník, Les légendes de Constantin et de Méthode, Prag 1933, und Les Slaves, Byzance et Rome au IXe siècle, Paris 1926; Pastrnek, Dějiny slovanských apoštolů Cyrilla a Methoda s rozborem a otiskem hlavních pramenů, Prag 1902; H. v. Schubert, Die sogenannten Slavenapostel Constantin und Methodius, Heidelberg 1916; R. Trautmann, Leben und Werk der Slawenapostel Konstantin und Method, Zs. f. deutsche Geisteswissenschaft, 2. Jahrgang (1939), S. 147ff. (dabei Liter.).

Ich zeige im folgenden nur das Wichtigste über die beiden Brüder auf; der Slavist muß grundlegende Fragen dabei sich klar machen: Konstantin (der als Mönch in Rom den Namen Kyrill annahm und unter ihm als Heiliger der römischen und der orthodoxen Kirche fortlebt) und Method waren Brüder, Söhne eines höheren byzantinischen Militärs in Saloniki, alter griechischer Patrizierfamilie entstammend; daß wenigstens die Mutter Slavin gewesen sei, wie Bulgaren gerne versichern, ist überflüssige Erfindung, da die außerordentliche Sprachbeherrschung Konstantins auch ohne slavische Blutinfiltration erklärbar bleibt — ich verweise z. B. auf Joseph Conrad, der als Pole ein hervorragender englischer Prosaiker geworden ist, obwohl er nicht einmal, wie zweifellos die Brüder, die zweite Sprache von Kind an hörte und lernte. Method, der ältere Bruder, ist um 820, der jüngere Konstantin 826 geboren, — jener starb 885, dieser im Alter von 42 Jahren im Jahre 869. Sie werden früh das Slavische von Saloniki gelernt haben, s. o. § 6. Die kulturelle und geistige

Höhenlage schließt slavischen Ursprung der beiden Brüder in dieser Frühzeit (vom Slavischen her gesehen) aus. Konstantin ist Philosoph und Philologe in Konstantinopel geworden und gehörte zum Kreise des Photios, von großer Gelehrsamkeit und Beredsamkeit, sprachlich ungewöhnlich begabt, früh zu Disputationen mit Anhängern anderer Glaubenslehren verwendet, zu Arabern und Chazaren (die im 9. Jh. ein weit-räumiges Reich am Nordufer des Schwarzen Meeres bewohnten) geschickt.

Endlich kommt im Jahre 863 die große Stunde: Boten des mährischen Fürsten Rostislav treffen beim byzantinischen Kaiser Michael III. (842 bis 867) ein mit der — in der Legende so stilisierten — Bitte: „Unser Volk hat das Heidentum abgeschworen und hält sich an das christliche Gesetz. Aber wir haben keinen Lehrer, der uns in unserer Sprache den rechten christlichen Glauben lehren kann. Sende uns also, o Kaiser, einen solchen Bischof und Lehrer." Damit gelangen die Brüder in den Kampfraum des sogen. großmährischen Reiches, das um 822 unter Mojmir entstand, der die mährischen und westslovakischen Stämme bis ostwärts zur Waag sammelte, 846 von seinem Neffen Rostislav entthront. Es sind die Kämpfe des Mährenfürsten um politische und kirchliche Unabhängigkeit gegenüber der bedrohlichen fränkischen Gefahr. Das slavische Volk, wenigstens in Teilen seiner führenden Schicht, war christlich geworden hurch fränkische Geistliche, die zugleich Exponenten fränkischen politischen Machtwillens waren. Rostislav will demgegenüber die politische Unabhängigkeit durch die Organisation einer ostchristlichen Kirche sichern, die dem slavischen Volkstum ganz andere Konzessionen als die römische, durch ihre Geistlichen germanisierende Universalkirche machen konnte. So spielt sich das Werk der beiden Brüder auf dem Hintergrund des ersten bewußten Ringens zwischen Deutschen und Slaven ab — im Jahre 885 unterliegen zunächst die letzteren. In Mähren herrschten wohl andere sprachliche Verhältnisse, da das Reich Rostislavs aus Mähren und Slovaken, also aus Westslaven, bestand, aber der dialektische Unterschied zwischen der Mundart der Brüder und der ihrer neuen Umgebung war 864 unbedeutend, bezog sich am ehesten auf einen Teil des Wortschatzes und hinderte das Werk keinesfalls, — die großen und wesentlichen Unterschiede in der Sprache gestalteten sich im Zuge der kommenden Jahrhunderte heraus. Unsere Quellen sprechen überhaupt nicht von irgendwelchen sprachlichen Verständigungsschwierigkeiten auf dem neuen Boden, — nur politische und dogmatische Hindernisse gab es zu überwinden. Erste Phase der Tätigkeit der Brüder in Mähren sind die Jahre 864 bis 867 gewesen; erste Schüler mährischen (und slovakischen) Stammes werden herangezogen, Anfänge einer Kirchen- und Schriftsprache werden unternommen, die Liturgie wird in slavischer Sprache eingeführt — auf einem Boden, der in der römischen Interessensphäre lag. Die Brüder müssen sich 867 nach Rom begeben, um ihr Werk zu sichern und ihre slavischen Schüler zu Priestern zu weihen. In Rom wurde ihnen die Anerkennung der slavischen Sprache für den Gottesdienst in Mähren und

Pannonien, die Billigung ihres slavischen Übersetzungswerkes zuteil. Auf diesem Höhepunkt stirbt Konstantin im Februar 869 in einem römischen Kloster.

Method, zum Erzbischof von Pannonien geweiht, wird widerrechtlich vom Salzburger Erzbischof aufgegriffen und zweieinhalb Jahre (870—872) in einem bayrischen Kloster gefangen gehalten. 872 durch das Eingreifen des Papstes befreit, wirkt er noch 13 Jahre in Mähren, wo Rostislav 871 von seinem Neffen Svatopluk entthront und den Deutschen ausgeliefert war. Eine Zeitlang, zur Zeit fränkisch-mährischer Kämpfe, gewinnt die mährische Mission Methods wiederum an Bedeutung — jedoch im Jahre 879 traten die deutschen Geistlichen zum entscheidenden Kampfe gegen das slavische Kirchenwesen an; die mährische Mission bricht 885, das einer entscheidenden Idee beraubte großmährische Reich 905 zusammen. Dabei ist geschichtlich bedeutsam ein Schreiben des Papstes Johann VIII., das das Entscheidende der Kämpfe enthüllt: „Wir haben gehört, daß Du nicht so, wie die heilige römische Kirche seit der Apostel Zeit gelehrt hat, lehrst; daß du das Volk auf einen Irrweg führst, und wir haben auch gehört, daß Du die Messe in barbarischer, d. h. in slavischer Sprache (in barbara, hoc est, in Sclavinia lingua) zelebrierst; wir haben Dir aber . . . verboten, den Meßgottesdienst in dieser Sprache abzuhalten und Dir geboten, es in lateinischer oder griechischer Sprache zu tun.“ Die slavische Messe wird in den folgenden Jahren noch bedingt geduldet (das Evangelium soll zuerst lateinisch, dann slavisch gelesen werden) — nach dem Tode von Johann VIII. kommt es rasch zum Ende: Methods erbitterter deutscher Gegner Wiching wird Suffraganbischof von Nitra; im Jahre 885 nach dem Tode Methods wird er sein Nachfolger, damit ist das Kirchenwesen des großmährischen Reiches in deutsche Verwaltung gelangt. Verfolgt und geschmäht als Ketzer und Irrlehrer, werden die Methodianer an die Grenze gebracht, die jüngeren soll man als Sklaven an die Juden verkauft haben. Vielleicht wäre das Werk der Brüder vergangen — in keinem Falle hätte es sich rasch erholen und zu so weitreichender Bedeutung entfalten können, wenn sich nicht in Makedonien und Bulgarien ein günstiger Boden für das slavische Kirchen- und Schrifttum vorbereitet hätte.

Für den Philologen ist am Werk der Brüder zunächst bedeutungsvoll, daß sie das erste slavische Alphabet schufen und das erste slavische Schrifttum, das aber unter der Idee einer selbständigen, dem slavischen Volkstum bestimmten Kirchenorganisation stand, so daß auch das Schrifttum diesem kirchlichen Gedanken zu dienen hatte; erst später, im 10. Jh., griff das Schrifttum über die engen Grenzen hinaus. Erforderlich war zuerst das Alphabet, es war das erste slavische überhaupt, denn an keiner Stelle des großen slavischen Siedlungsraumes war das Bedürfnis zur Aufzeichnung slavischer Sprache empfunden worden, es sei denn im deutsch-slavischen Grenzraum von Pannonien und Mähren mit lateinischen Buchstaben. Das Alphabet, dessen Schaffung wir unbedenklich

Konstantin zuschreiben können, trägt den Stempel eines durchgebildeten und scharfen Geistes, der in einzigartiger und genialer Leistung das schuf, worum andere Idiome in Europa lange Zeit zu ringen hatten: die Zeichen sind ebenmäßig und genügend den slavischen Lauten angepaßt, beruhen zumeist auf den Zeichen der gängigen griechischen Kursive des 9. Jhs., in der allgemeinen Stilisierung und in Einzelheiten von orientalischen Alphabeten beeinflußt. Überhaupt ein graphisches Kunstwerk. Die Glagolica, ein absonderndes Alphabet, erhält um 900, am Fürstensitz des bulgarischen Zaren Symeon, eine mächtige Konkurrenz an der sogen. Kirillica, die bestimmt war, das Normalalphabet der Orthodoxen zu werden und die Stammform des heutigen bulgarischen, serbischen und russischen Alphabets; sie erscheint im Gefolge starker griechischer Tendenzen und beruht auf der feierlicheren und leichteren griechischen Majuskel, nicht ohne Anleihe bei der älteren Glagolica.

Die Sprache, deren Wiedergabe die Glagolica dienen sollte, nennen wir, gemäß ihrer wesentlichen Bestimmung, Altkirchenslavisch. Sie trägt alle Zeichen einer Literatursprache, ist also eine Kunstsprache und, wenigstens in der ausgebildeten Form, die allein wir kennen, keine lebendige Mundart, wenigstens nicht im Wortschatz, im Satz und der Satzfügung. Jedoch vom Initiator Konstantin auf einer lebendigen Mundart aufgebaut, der Mundart, die Konstantin und sein Bruder von Kind auf kannten und konnten, der slavischen, altbulgarischen, mazedobulgarischen Sprache von Saloniki und Umgebung, so in den Lauten und den wesentlichen Formen. Über die Herkunft ergibt der Name nichts, sie heißt ję̨zykъ slověnьskъ (s. o. § 6), denn das bedeutet nichts anderes als die Lingua sclavinia im Gegensatz zur Lingua latina, die slavische Sprache schlechthin. Doch im 5. Kap. der Methodslegende sagt Kaiser Michael, als die Botschaft Rostislavs an ihn gelangt ist, zu den Brüdern: „Ihr beide seid Leute aus Saloniki, und die Leute aus Saloniki sprechen alle rein slavisch.“ Und tatsächlich stimmen sehr charakteristische Spracherscheinungen gerade zum Altbulgarischen, an erster Stelle die Vertretung der alten Lautverbindungen *-tj-* resp. *-kt-* und *-dj-* in *svěšta noštь* und *mežda* (o. § 10). Anderes tritt hinzu, z. B. die Tatsache, daß die Glagolica nur ein Zeichen für *-ě-* und *-ja-* kennt, was zur bulgarischen Aussprache von *-ě-* als *-a-* oder *-ea-* stimmt, während in den andern Slavinen die Laute scharf gesondert bleiben (ausgenommen das Polnische, s. o. § 10).

Das Schrifttum, das wir altkirchenslavisch nennen, trägt seinem bestimmten Zwecke gemäß rein religiöses, ja kirchliches Gepräge. Einrichtung, Sicherstellung des slavischen Gottesdienstes war vorläufiges erstes Ziel. So können wir, vor allem unter dem Eindruck der überlieferten Schriftdenkmäler, glauben, was die Legende erzählt: nach Schaffung des Alphabets habe Kyrill die Rede des Evangeliums aufzuschreiben begonnen; mit den Worten „Iskoni bě slovo“, mit dem Evangelium des Osterfestes „Am Anfang war das Wort“ beginnt das alte Evangeliar in altkirchenslavischer Sprache, d. h. die Zusammenstellung von Lektionen aus den

vier Evangelien, nach Sonn- und Festtagen geordnet. Danach, aber sicherlich noch vor dem Jahre 885, wurde eine vollständige Evangelienübersetzung geschaffen. Vor allem gab es dazu eine wohlgelungene Psalmenübertragung, vielleicht auch vor 885 ein Lektionarium aus Apostelgeschichte und Apostelbriefen, d. h. einen sog. Apostolos. Zweifellos wurde auch anderes für den Gottesdienst Erforderliche übertragen: in Mähren adaptierten die Brüder eine Beichtformel, wie sie deutsche Geistliche aus dem Althochdeutschen eingeführt hatten — denn die älteste slavische Beichtformel im Euchologium Sinaiticum und in den Freisinger Denkmälern geht auf das altbayrische St. Emmeramer Gebet zurück. Für die alte Zeit vor 885 kommt noch in Frage ein sog. Parömienbuch, das die für den Gottesdienst nötigen Abschnitte des Alten Testamentes enthält, sowie auch Gebete, wie sie uns in dem aus dem 10. Jh. stammenden Euchologium Sinaiticum überliefert sind. Anderes ist fragwürdig.

Als altkirchenslavisch bezeichnen wir eine Gruppe kirchenslavischer Denkmäler, die ihrer handschriftlichen Überlieferung nach vor dem Jahre 1100 entstanden sind und durch bestimmte sprachliche Kriterien als älteste Schicht sich erweisen: es handelt sich vor allen um den einigermaßen regelrechten Gebrauch der beiden Nasalvokale -ę- und -ǫ-, den wir als altkirchenslavisch ansprechen, und der beiden sog. Jerlaute. Die Handschriften weichen im übrigen, da sie im 10. und 11. Jh. bereits den Einfluß jüngerer slavischer Dialekte erfahren haben, vielfach voneinander ab, selbst in den altertümlichsten Texten, z. B. dem Codex Zographensis, begegnet Neues neben Altem.

Von dem Weiteren, was für das altkirchenslavische Schrifttum bedeutungsvoll ist, füge ich nur einiges hinzu: das Gesamt der altkirchenslavischen Denkmäler ordnen wir nach dem Alphabet, in dem die Handschriften überliefert sind, in die Glagolitische und in die Kyrillische Gruppe. Die erstere enthält vor allem die altertümlichen sog. Kijever Blätter mit Fragmenten eines Missales nach römischem Ritus; zwei volle Evangelientexte, den Codex Zographensis und den Codex Marianus in Petersburg und in Moskau; als Evangelistar den Codex Assemanianus in Rom; dazu das Psalterium und das Euchologium Sinaiticum auf dem Sinai. Von der kyrillischen Gruppe sind am wichtigsten das Evangelistar des sog. Savabuches in Moskau, sowie das umfangreichste altkirchenslavische Denkmal, der Codex Suprasliensis, jetzt in Laibach, Warschau und Petersburg, — es enthält 24 Heiligenlegenden und Martyrien von häufig hohem Werte, 23 Homilien und 1 Gebet. Insgesamt zählt v. Wijk in einer guten Übersicht 19 altkirchenslavische Texte von sehr verschiedenartigem Umfange auf.

Literatur: Aus der reichen Literatur nenne ich hier: Leskien, Handbuch der altbulgarischen (altkirchenslavischen) Sprache, Ausg. letzter Hand v. J. 1910; Grammatik der altbulgarischen (altkirchenslavischen) Sprache, Heidelberg 1909; Vondrák, Altkirchenslavische Grammatik, 2. Aufl., Berlin 1912; Kul'bakin, Le vieux slave, Paris 1929; P. Diels, Altkirchenslavische Grammatik, 2 Tle., Heidelberg 1932/34; Nik. van Wijk, Ge-

schichte der altkirchenslavischen Sprache, Bd. 1, Berlin-Leipzig 1931; Miklosich, Lexicon palaeo-slovenico-graeco-latinum, Wien 1862—65 (Neudruck Leipzig 1922); Vondrák, Altkirchenslavische Chresthomatie, Göttingen 1910; K. H. Meyer, Altkrichenslavisch-griechisches Wörterbuch zum Codex Suprasliensis, 1935.

§ 14. Das bulgarische Schrifttum. Während die mährische Kirche und damit das altkrichenslavische Schrifttum in Pannonien und im mährischen Reich sich ins Dasein rangen, schließlich, in die politischen Wirrnisse verflochten, auf diesem Schauplatz im Jahre 885 unterlagen (§ 13), entstand ihnen im Süden, im Bulgarischen Reich des 9. Jhs. ein dauerhafter Boden, auf dem sich im 10. Jh. ein Schrifttum entfalten konnte, das nicht einer gewissen Größe entbehrt und im höchsten Grade anregend auf das Schrifttum der benachbarten Völker, vor allem der Serben und Russen, gewirkt hat. Auch das bulgarische Kirchenwesen hat neben dem byzantinischen bei der russischen Taufe Pate gestanden.

Die folgenschwere Bekehrung der Bulgaren fällt in die Regierungszeit des energischen und ehrgeizigen Boris I. (853—888): sicherlich war im Lande selbst das Christentum längst sporadisch verbreitet. Aber die Beziehungen zu den christlichen Völkern des Ostens und Westens genügten, auch innerlich den Anstoß zu der Eutwicklung zu geben, die politisch zur brennendsten Tagesfrage wurde. Mutmaßlich war das slavische Element seelisch aufgeschlossener und dem Christentum geneigter — die protobulgarische Adelsschicht ist mehr der Vertreter des ererbten Heidentums gewesen. Die Entscheidung zwischen Heidentum und Christentum hatte im eigenen Volke eine verschärfte Bedeutung, wenn auch in dieser Zeit die Stärke des slavischen Elements bereits überwog. Für Boris nun stand die Organisationsfrage der Kirche, die der Autokephalen Kirche, im Vordergrund, zumal er dadurch den herrschenden Adel mit dem Christentum zu versöhnen hoffen durfte, — es handelte sich ja um das bulgarische Selbstbestimmungsrecht in kirchenpolitischen Fragen. Zunächst nötigte ihn die allgemeine politische Lage zu Verhandlungen (861/2) mit Ludwig dem Deutschen — das bedeutete aber Anschluß an die Römische Kirche. Der Gegenschlag dazu war die Bitte Rostislavs von Mähren an den Kaiser von Byzanz und die Entsendung von Kyrill und Method in den Norden. Es folgte ein Angriff von Byzanz auf das durch eine Hungersnot geschwächte Bulgarien: Boris mußte 864 einen Vertrag abschließen, der ihn verpflichtete, den Christenglauben in östlicher Gestalt zu empfangen. Die Taufe von Boris und seiner Umgebung fand i. J. 865 statt. Als Reaktion darauf revoltierte die heidnische Partei: Boris schlug den Aufstand blutig nieder — zweifellos wurde durch diesen Bürgerkrieg das slavische Element in seiner Stellung gestärkt. Indessen machte Patriarch Photios in der Frage der kirchlichen Unabhängigkeit Schwierigkeiten, und so wandte sich Boris wieder an den Papst, der Delegierte schickte, die in Bulgarien die römischen Kirchengebräuche einführen sollten. Doch auch Rom folgte den Intentionen des bulgarischen Fürsten nicht, und schließlich gelang es diesem, auf dem Konzil von Konstantinopel v. J. 869/70 die Autonomie

seines Staates unter dem Patriarchen von Byzanz durchzusetzen: sofort wurde ein Erzbischof mit Bischöfen und Priestern ins Land gesandt — der römische Klerus verließ das bulgarische Reich. Damit verblieb Bulgarien für immer bei der griechischen Kirche — es war für Südost- und Osteuropa entscheidendes Ereignis.

Natürlich mußte jede geistige und literarische Bewegung auf diesen neuen Grundlagen aufbauen. Wir wissen nicht, mit Hilfe welcher Sprache der bulgarische Gottesdienst in den ersten Jahren nach 870 geleitet wurde, — es wird das Griechische gewesen sein. Aber es ist verständlich aus der ganzen Lage heraus, daß nach dem Tode Methods i. J. 885 sich für Bulgarien die Möglichkeit zur Entfaltung eines eigenen, zunächst kirchlich bestimmten Schrifttums zeigte: die Mehrheit der Schüler Methods wandte sich nach Bulgarien; es ist bald die Zeit des bedeutenden Zaren Symeon (899—927), von dem sie in den Südwesten des Reiches, nach Mazedonien an den Ochrida- und Prespasees gewiesen wurden. So wurde in den folgenden Jahrzehnten die bulgarische Kirche slavisiert — die ersten Bischöfe sind die beiden mährischen Schüler Methods, Kliment (gest. 910) und Naum, über die uns kirchenslavische Legenden überliefert sind. Am Ochrida- und Prespasee wird das Werk der Slavenapostel fortgesetzt, die alten Traditionen bezüglich der Sprache werden erhalten.

Eine echte Blütezeit für das Schrifttum, die erste, die ein slavisches Volk erlebte, kommt für das kirchenslavische Schrifttum in Ostmazedonien unter Zar Symeon: er organisierte eine lebhafte übersetzerische und kompilatorische Tätigkeit, griff auch selbst zur Feder, in Konstantinopel aufgewachsen und im Vollbesitz der griechischen Kultur. Trotz des päteren Zusammenbruches dieses ersten bulgarischen Reiches (1018) erhielt sich die Pflege des Schrifttums bis ins 12. Jh. lebendig. Bedeutungvoll ist es, daß um 900 das glagolitische Alphabet der Slavenapostel in Ostbulgarien durch das kyrillische vertauscht wird, so daß eine auch äußere Anpassung an die griechische Literatur entsteht. Die älteste slavische Inschrift ist die v. J. 993, am Ostufer des Prespasees gefunden.

Unter den Schriftstellern dieser Zeit nenne ich nur den Bischof Kliment, von dem wir Predigten besitzen; Konstantin Presbyter mit seinen Sonntagspredigten, meist aus dem Griechischen übersetzt; vor allem den bedeutenden Joann Exarch, dessen Hauptruhm eine Kompilation bildet, der Šestodnev (Hexaëmeron), Versuch einer theologisch-philosophischen Erklärung der Schöpfungsgeschichte; dazu war er als Vermittler des Hauptwerkes von Johannes von Damaskos, dem größten Dogmatiker der griechischen Kirche, berühmt, es ist sein „Slovo o pravě věrě“. Besondere Erwähnung verdient der gegen die Griechen gerichtete Traktat des Mönches Chrabr über die slavische Schrift, in dem der Verfasser die Ausfälle der Griechen gegen das slavische Alphabet zurückweist und die slavischen Kirchenbücher verteidigt. In ihm finden wir die wichtige Angabe, die sich auch sonsthin erhärten läßt, daß die heidnischen Slaven noch keine

Buchstabenschrift kannten, sondern nach Strichen und Einschnitten (Kerben) wahrsagten.

Springt auch die Einseitigkeit der kirchenslavischen Literatur in die Augen, sie hat für die Ausbreitung des Christentums, des Schrifttums und einer gewissen auch inneren Bildung so große Bedeutung für die Slavenwelt, daß dieser Wert durchaus im Vordergrund steht. Vor allem baut sich die erste Epoche altrussischen Schrifttums im 11. und 12. Jh. vornehmlich auf dem bulgarischen des 10. und 11. Jhs. auf (§ 54).

Im Jahre 1186, nach einer fast zwei Jahrhunderte währenden politischen Abhängigkeit von Byzanz, bildet sich ein zweites bulgarisches Reich unter der Führung der Brüder Peter und Assen, zweier Boljaren, mit dem Sitz in Trnovo an der Jantra: 1204 wurde Kalojan (gest. 1207) vom Papst zum König, der bulgarische Erzbischof Basilios zum Primas von Bulgarien gekrönt. Unter Joann Assen II. (1218—41) kommt eine neue politische Blüte Bulgariens, das nach der Schlacht bei Klokotnica an der Marica (1230) wiederum den Vorrang auf der Balkanhalbinsel gewinnt. Das Reich dehnt sich von der Donau zum Schwarzen Meer aus, an die Küste des Ägäischen Meeres, im Westen über Albanien bis Durazzo aus, — insbesondere ist das gesamte bulgarische Volksgebiet fest bei ihm. Rasch aber sinkt wiederum die Größe des Staates, — innere Wirren, Bürgerkriege, Intrigen von Byzanz, Teilungen des Reiches; als die Türken 1365 ihre Residenz nach Europa verlegen, hat Bulgarien drei uneinige Herren. Der letzte Zar von Trnovo, Joann Šišman III., wurde seit 1375 türkischer Vasall, — in den Jahren 1393 bis 1396 ging Bulgarien vollständig im Reiche der Osmanen auf; die bulgarische Kirche wurde dem Patriarchen von Konstantinopel unterstellt. Das 13. und 14. Jh. ist für das geistige Leben der Bulgaren und der Orthodoxen überhaupt von ansehnlicher Bedeutung; von neuem wachsen Ansehen und Verbreitung der kirchenslavischen Sprache.

Betrachtet man die bulgarischen Sprachdenkmäler dieser Mittelbulgarischen Periode, so zeigen sie sich durchaus als kirchenslavisch: doch hatte sich seit dem 12. Jh. die Volkssprache verändert, und sie macht ihren Einfluß auf die Schriftsprache geltend. Diese von der lebendigen Sprache der Zeit beeinflußte Kunstsprache wird Organ für die wiederum vorzüglich zu religiösen Zwecken verwendete Literatur; im geistigen Umfang, im geistigen Gehalt ändert sich nichts Entscheidendes. Vergleicht man diese enge und konservative Haltung des bulgarischen Schriftstellers mit der gleichzeitigen bedeutenden Spannung in Böhmen, so bemerkt man den gewaltigen Abstand zwischen dem Osten und dem Westen des Slaventums! Die älteren kirchenslavischen Denkmäler werden abgeschrieben und sprachlich gemodelt. Diese mittelbulgarische Sprache ist gekennzeichnet vor allem durch die Erhaltung der beiden Nasalvokale, die eine eigenartige Vertauschung erfahren (mittelbulgarischer Nasalwechsel), indem *-ę-* nach weichen Konsonanten wie *-ž- -š- -j-* durch *-ǫ-* ersetzt wird (*žǫtva* „Ernte“ und *šǫpa* „Handvoll“ und *jǫzyk* „Zunge, Sprache“),

aber auch in *imǫ* „Name“ und *knǫz* „Fürst“; während wir altes -*ǫ*- durch -*ę*- ersetzt finden (Akkus. *zemlę* aus *zemľǫ*). In dieser Zeit war der Zusammenfall der beiden Jerlaute, der Vokale -*y*- und -*i*- eingetreten. Vor allem bereitet sich der Verlust der alten Deklination vor.

Sprachlich wichtig sind eine große Reihe von Denkmälern, etwa das Evangelium Dobromiri, das Psalterium Bononiense. Dabei ist die große Masse der mittelbulgarischen Denkmäler in den südwestlichen Teilen, in Mazedonien geschrieben, da die autokephale bulgarische Kirche in Ochrida nach wie vor das Kirchenslavische pflegte und das slavische Volkstum in Mazedonien besonders kräftig war, mit einem konservativen und nationalen Einschlag. Hauptvertreter dieser Zeit ist Euthymios, um 1375 schaffend, der liturgische Bücher übersetzte, Lobreden, Legenden und Offizien nach byzantinischem Muster in gekünstelter, dem Griechischen nachgeahmter Sprache schrieb. Er „reformiert“ die Kirchenbücher, die aus Bulgarien, nicht zum Heil, nach Serbien und Rußland gelangten, — dies Schrifttum hatte seinen Untergang verdient.

3. Ein besonderes Schicksal hat es gefügt, daß die bulgarische Literatur, im slavischen Völkerkreise einst die älteste und die Lehrmeisterin vor allem des russischen Schrifttums, heute zu den jüngsten modernen gehört: denn eine folgerichtige, aus eigenen Kräften lebende wortkünstlerische Formung des Daseins besteht erst seit 1877/78, der Befreiung aus dem türkischen Joch.

Die ungewöhnlich kläglichen Verhältnisse, in denen die Bulgaren nach den vergeblichen Versuchen der Jahre 1595 und 1688, das Türkenjoch abzuschütteln, leben mußten, drückten selbstverständlich das geistige und kulturelle Niveau vollständig herunter; neben den Türken wirkten im gleichen Sinne die Griechen, die den slavischen Gottesdienst beseitigten und so das Schrifttum tief trafen. Unter den Quellen des Neubulgarischen ragen in älterer Zeit die sog. Damaskini aus dem 17. und 18. Jh. hervor, die für Bulgaren übersetzten griechischen Predigten des Damaskinos Studites (seine Predigtensammlung, der Thesauros, erschien zum ersten Male Venedig i. J. 1570), die wiederholt ins Bulgarische übertragen sind: sie schreiben, beeinflußt vom Kirchenslavischen, in der Volkssprache, und (Mladenov) wir finden in ihnen die charakteristischen Merkmale fast aller neubulgarischen Mundarten wieder. Wertvoll sind zwei Erzählungen chronographischen Charakters der Popen Petr und Metodij, beide aus dem 17. Jh. Volkstümliche Spracheigentümlichkeiten treten in dem „Abagar“ des katholischen Bischofs Filip Stanislavov v. J. 1651 hervor.

Die eigentliche neubulgarische Literatur beginnt mit der „Slavobulgarischen Geschichte“ (Istorija slaveno-bolgarskaja) des Paisij vom Athoskloster Chilandar v. J. 1762, geschrieben in kirchenslavischer, mit Serbismen, Russismen, Neobulgarismen untermischter Sprache, — die erste Stimme, die versuchte das unterdrückte nationale bulgarische Bewußtsein zu erwecken; das Werk wurde häufig abgeschrieben, — gedruckt erschien es zuerst i. J. 1844, i. J. 1914 kritisch herausgegeben nach der

im Zographoskloster aufgefundenen Originalhandschrift. Die Wirkung war außerordentlich, Paisij ist der erste Wiedererwecker des bulgarischen Volkstums geworden.

Das erste gedruckte neubulgarische Buch gab i. J. 1805 in Bukarest Sofronij, Bischof von Vraca, heraus, geistiger Schüler des Paisij, die Predigtensammlung ,,Kyriakodromion" aus dem Slavischen und Griechischen in die einfache und knappe bulgarische Sprache übertragen.

Endlicher Wiedererwecker des bulgarischen Volkstums wurde der Ruthene Jurij Venelin (1802—39), der i. J. 1829 das russisch gedruckt Buch ,,Die alten und jetzigen Bulgaren" (Drevnije i nyešnije Bolgare) herausgab, — es war richtige Entdeckung eines in Europa verschollenen Volkes. Der zweite Teil seines Hauptwerkes erschien nach seinem Tode i. J. 1858. Venelin war kein Wissenschaftler, sondern reiner Romantiker voll Phantasie und Hypothesen, — aber auf die Erweckung des nationalen Bewußtseins hat er großen Einfluß gehabt. Ihm folgen andere: Aprilov (gest. 1847), der die Grundlagen zur bulgarischen Schule legte, i. J. 1847 als Grundlage der Schriftsprache die lebendige Volkssprache empfahl und die bisherige ,,slavenobulgarische" Sprache bekämpfte; der Mönch Neofit Rylsky (gest. 1881), der i. J. 1835 die erste ,,Bulgarische Grammatik" herausgab, nicht völlig frei vom Kirchenslavischen.

Es folgen die ersten publizistischen Versuche: Bogorov (gest. 1892) gab in Leipzig die erste Zeitung, den ,,Blgarski Orel", heraus, der weiterhin einflußreiche Zeitungen redigierte und Volkslieder sammelte, auch i. J. 1844 eine Grammatik herausgab, die auf der lebendigen Volkssprache beruhte.

Auch die Kunstdichtung erwacht seit den vierziger Jahren: 1845 dichtete Gerov (gest. 1900) sein Gedicht ,,Stojan i Rada", bald trat als bedeutendes lyrisches Talent Penčo Slavejkov (1827—95) hervor, dessen Gedichtsammlungen seit dem Jahre 1852 erschienen; auch Volkslieder hat er gesammelt, die russischen Lyriker übertragen. Dichter und Revolutionär war Botjov (1848—76), in Odessa mit den Schriften von Herzen, Černyševskij, Pisarev bekannt geworden, seit 1867 als Liederdichter berühmt. Luben Karavelov (1837—79), ein sehr vielseitiger Schriftsteller, begündete die moderne Belletristik in seiner Heimat und pflegte die geschichtliche und zeitgeschichtliche Erzählung. Über alle ragt Ivan Vazov (1850—1921) heraus besonders durch seinen Roman ,,Unter dem Joch" (1889) und kurze, vortreffliche Prosaskizzen. Reich an Schriftstellern und Dichtern ist die jüngste Vergangenheit und die Gegenwart. In der Kunstdichtung ragen Persönlichkeiten wie Peju Javorov, Debeljanov u. a. hervor, in der Prosa Elin Pelin u. a. Sie sind auch für die Bereicherung der neubulgarischen Schriftsprache von grundlegender Bedeutung, sie verfeinernd, ihnen aus den Mundarten neues Wortmaterial zuführend.

Mittlerweile hat sich trotz aller schweren politischen Schicksale das gesamte Bildungsniveau des Volkes ungewöhnlich gehoben und steht unter den Balkanvölkern an besonderer Stelle.

Die Pflege der Wissenschaft hat an der Universität Sofia ihre große Heimstatt gefunden; der Sbornik des Ministeriums für Volksbildung seit 1889 enthält für die Geschichte der bulgarischen Sprache und Literatur reiches Material. Der schönen Volksepik und -lyrik muß besonders gedacht werden.

Literatur: Jos. Seifert, Literaturgeschichte der Tschechoslovaken, Südslaven und Bulgaren, München 1923; Stadtmüller, Bulgarisches Lesebuch (erscheint demnächst Leipzig); Angelov, Historischer Abriß der alt- und neubulgarischen Literatur, Bd. 1—2, Sofia 1923 (bulg.).

2. Die Serbokroaten

§ 15. Der Lebensraum der Serbokroaten zeichnet sich vor allen anderen slavischen Völkern durch seine langausgedehnte Lagerung an der Ostküste der Adria von Dulcigno bis Pola mit einigen guten Häfen aus, die meerfahrende Völker, vornehmlich Römer und Italiener, immer angereizt haben. Seine Lage im Gegenüber der Apenninhalbinsel hat seit je tiefe Wirkung auf seine Geschicke und seine Kultivierung ausgeübt.

Das Gebiet ist ein unregelmäßiges Viereck zwischen der Adriaküste im Süden und der Drau- und Donaulandschaft im Norden. Im Westen reicht es nach Istrien hinein, im Nordwesten ist die Murinsel kroatisch bis Lendva hin.

Der Raum ist reich an Gegensätzen: in südöstlicher Richtung von den Julischen Alpen beginnend, erstreckt sich das Dinarische Gebirge bis zur Westlichen Morava, die zum Teil in Inseln aufgelöste Küstenzone abtrennend. Charakteristisch ist die Karstlandschaft, besonders der Hochkarst mit dem Durmitor (2528 m) in Montenegro, während im Nordwesten der steilabfallende Velebit (bis zu 1750 m hoch) aufragt. Während im Norden Save und Donau abgrenzen, ist im Osten die lange Nordsüdfurche von Morava und Vardar bemerkenswert, die Verbindung mit dem Ägäischen Meere.

Die Dichte der Bevölkerung ist recht verschieden: Gebieten wie Agram mit 99 Menschen auf 1 qkm, der Batschka mit 81 stehen Zeta mit 26, Monastir mit 27 gegenüber, ja die Hochgebirgsregionen Bosnien und Montenegro sinken auf weniger als 15 herab.

Innerhalb des serbokroatischen Lebensraumes heben sich durch Eigenart die Landschaften Kroatien, Slavonien, Bosnien, Herzegovina und Montenegro, sowie Dalmatien mit Altserbien heraus — die Landwirtschaft, die 70% der Bevölkerung ernährt, ragt an Bedeutung hervor, neben die die starke Viehzucht tritt. Eine ansehnliche Rolle hat von je der Wald gespielt, der nur in Dalmatien verschwindet.

Die Zahl der Serben kann nach der der Orthodoxen auf $5^1/_2$ Millionen geschätzt werden — wie schwer die Einbußen durch den zweiten Weltkrieg sind, ist noch nicht zu übersehen. Die Zahl der Kroaten, die überwiegend Katholiken sind, wird auf 3 Millionen zu berechnen sein. Dazu

kommen an 600000 mohammedanische Serben. Andere Völker unterbrechen das Zusammenleben der Serbokroaten nur unbedeutend: Magyaren gibt es an 500000, nicht weniger Albaner, Deutsche waren vor dem Kriege stärker vertreten vor allem in Slavonien, der Batschka und im Banat; Rumänen rechnete man an 250000; Juden gab es wenig.

Beim Abschreiten dieses gesegneten und zukunftvollen Lebensraumes, der nur seiner steten Sicherung gegen andere Völker bedarf, beginnen wir im Osten an der heiß umstrittenen bulgarisch-serbischen Sprachgrenze. Vielleicht kann man (s. § 9!) auf folgende Weise den streitenden Parteien einigermaßen gerecht werden: wir beginnen mit dem Unterlauf des Timok, in dessen Osten und Westen rumänische Siedlungen stark vorhanden sind, folgend der alten Landesgrenze über die Stara Planina bis zum Berge Kom, östlich von Pirot, gehen nach Südwesten an Caribrod und Trn vorbei in die Umgegend von Vranja. Schwierig ist die Südgrenze festzustellen, weil fast allenthalben albanische Siedlungen sich zwischen die serbischen schieben oder wenigstens schoben: es handelte sich um ein Gebiet, das durch einen Grenzstreifen von Vranja über Kumanovo, Skopje, Tetovo bis Skutari bezeichnet war, mit der Umgebung von Prizren, Djakovica, Ipek, Priština, Mitrovica und Novipazar.

Von der Bojana und von Dulcigno an bildet die Adria die Südwestgrenze: die dalmatinische Küste samt allen vorgelagerten Inseln bis Revigno in Istrien ist kroatisch, wenn man davon absieht, daß Städte wie Albona, Zara, Fiume (Rijeka) von Italienern mitbewohnt sind. Im Nordwesten an der Dragogna und bei Pinguento treffen Kroaten und Slovenen zusammen. In Istrien wurden vor einem Menschenalter, in altösterreichischer Zeit, von 386463 Einwohnern 168184 mit serbokroatischer Umgangssprache gezählt, — ob das relative Verhältnis der Bevölkerung sich seitdem verschoben hat, weiß ich nicht.

Die Nord- und Nordostgrenze geben wir ungefähr mit Donau und dem Unterlauf der Drau an, — Syrmien und Slavonien sind geschlossenes serbokroatisches Gebiet. Indessen ist Ungarn nördlich von Donau und Drau mit Sprachinseln angefüllt: besonders der südliche Teil des Komitates Krašova, das Komitat Temeš und Torontal, der südliche Teil der Batschka, ungarische Landstriche bis Eisenburg und Ödenburg besaßen solche Siedlungen: die nördlichsten reichten bis an die Leitha und in die Nähe von Preßburg heran. Im Burgenland siedeln an 30000 Kroaten.

So bleibt noch die nordwestliche Grenze gegen die Slovenen zu bestimmen. Der Nordpunkt liegt an der Mur südlich Lendva; die Sprachgrenze folgt im großen und ganzen der alten österreichisch-ungarischen Landesgrenze, die am Kamm des Matzel- und Uskokengebirges entlang zur Kulpa ging, deren Lauf fast bis zur Quelle folgend. Innerhalb Istriens bilden Castelnuovo und Podgorje äußerste Punkte.

Kolonien finden wir in Italien in der Provinz Campobasso mit Resten einer einst größeren Siedlung; vor allem wohnen Serbokroaten in Amerika,

deren Zahl mir nicht bekannt ist. Nach dem Obigen kann man die Gesamtzahl aller Serbokroaten auch an 9 Millionen schätzen.

§ 16. Die serbokroatischen Dialekte (Belić, Zum heutigen Stande der serbokroatischen Dialektologie, Rocznik Slawistyczny, Bd. 3, 1910, mit Karte) bieten schwierige, aber lohnende Probleme, die noch nicht als gelöst zu betrachten sind, — das erhellt allein aus der Tatsache, daß zwei so hervorragende Kenner wie Belić und Rešetar sich häufig scharf gegenüberstehen. Es ist erlaubt, nach dem Befund der serbokroatischen Siedlungsgeschichte das alte reinskr. Sprachgebiet von den Übergangsgruppen zu sondern. Solcher gibt es zwei: 1. die im Osten zum Bulgarischen und 2. die im Nordwesten gegen das Slovenische.

I. Die Übergangsgruppe im Osten baut sich im Westen der in § 15 beschriebenen bulgarisch-skr. Sprachgrenze auf, — es ist eine Dialektgrenze, die in ihrem alten Kerne zweifellos skr. Dialekte umfaßt, denen heute eine Reihe sprachlicher Eigentümlichkeiten mit dem Bulgarischen gemeinsam sind. Es ist der Timoker und Süd-Moraver Dialekt, wie ihn Belić in seinem schönen Buche „Dialekti istočne i južne Srbije", Belgrad 1905, beschrieben hat.

Der Timoker Dialekt herrscht westlich der Stara Planina im Gebiet des Timok, der Nišava und Lužnica bis südlich von Zaječar und östlich von Niš mit den Hauptorten Pirot, Bela Palanka und Knjaževac. An ihn schließt sich im Westen der Süd-Moravaer Dialekt an im Gebiet der südlichen Morava mit den Hauptorten Vranja, Leskovac, Niš, Prokuplje und Aleksinac.

Diese Mundarten können als im Grunde skr. gelten, d. h. die Landschaften sind einst von einer skr. Bevölkerung okkupiert worden, die im Laufe der letzten Jahrhunderte eine Beeinflussung durch die bulgarischen Nachbardialekte erfahren haben. Die Mundarten gehen in wichtigen Eigentümlichkeiten, die uralt sind, mit allen übrigen skr. Dialekten zusammen, trennen sich vom Bulgarischen z. B. durch die Verwandlung von altem *-ǫ-* in *-u-*; *-tj-* und *-kt-* erscheinen als *-ć-* und *-đ-*; man findet die Betonung *zláto* und *séno* und *télo*; der Gen. Sing. Mask. wird beim Pronomen auf *-ga* bezeichnet usw.

Dafür ist der Unterschied der gemeinslavischen Vokalquantitäten nach bulgarischer Weise aufgegeben, — es gibt nur kurze Vokale und freien Akzent wie im Bulgarischen; verloren ging die alte synthetische Deklination: der bulgarische Einfluß ist sichtlich jung.

II. Das rein-serbokroatische Sprachgebiet umfaßt den Raum, der nach Ausschluß der südöstlichen und nordwestlichen Übergangsdialekte übrig bleibt. Es wird herkömmlicherweise aufgerissen in die beiden großen Gruppen des Čakavischen und Štokavischen (dazu kommt das Kajkavische, s. u.): die Benennung stammt von dem leicht merkbaren, ganz und gar nicht wesentlichen Kennzeichen, der Fragepartikel für „was", die einmal als *ča*, ein anderes Mal als *što*, das dritte Mal als *kaj*

erscheint (davon bildet man den *čákavac* und den *štókavac* sowie den *kaj-kavac* „*ča-* oder *što-* oder *kaj*-Sprecher“, ferner die Adjektiva *čákavskī* und *štókavskī* und *kajkavskī*).

1. Das Čakavische hat seine Ausdehnung im Westen des Sprachgebietes, die gegenüber der geschlossenen Wucht des Štokavischen schon räumlich zurücktritt. In Dalmatien ist die Halbinsel Sabbioncello und die Küste etwa von Spalato (Split) an nach Norden hin čakavisch; während das ganze Binnenland und der übrig bleibende Küstenteil štokavisch sind. Hinzu kommt ein kleiner Teil von Kroatien, nämlich ein schmaler Streifen des Küstenlandes um Fiume — Lokve im Innern ist bereits kajkavisch, ferner Istrien, soweit es kroatisch ist, dazu die Adriainseln von Veglia (Krk) und Cherso (Cres) im Norden bis Meleda (Mlet) im Süden.

Das Čakavische hat als aussterbender Dialekt zu gelten. Am reinsten wird es auf den Inseln gesprochen, während es auf dem Festland vom Kajkavischen und besonders vom Štokavischen verdrängt wird. Heute wirken Schule und Kirche zu seinem Untergange mit, überhaupt die Kultur- und Umgangssprache, die auf dem Štokavischen beruht. Tatsächlich ist das Gebiet des Čakavischen seit Jahrhunderten verengt worden: im 15. und 16. Jh. wurde die Čakavstina noch im kroatischen Küstenlande und im Flußgebiet der Kulpa gesprochen, ebenso im heute štokavischen Nord- und Mitteldalmatien und in Westbosnien (Rešetar, Die Čakavština und deren einstige und jetzige Grenzen, Archiv Bd. 13, 1891).

Das Čakavische unterscheidet sich vom Štokavischen vor allem durch das Festhalten altertümlicher Sprachformen, so in der Nominaldeklination, durch Bewahrung des silbenauslautenden *-l* (Štokav. *-o* geworden), z. B. heißt es noch im Gen. Plur. *žēn* und *dūš* gegenüber dem jüngeren štok. *žénā* und *dúšā*, die alte Dreiheit im Dat. Instrum. Lok. ist gegenüber dem einheitlichen *žēnama* geblieben. Was dem Čakavischen seinen besonders hohen Wert verleiht, ist die Bewahrung der urslavischen Haupttonsilbe der Wörter, die das Štokavische auf dem größten Teil seines Gebietes um eine Silbe nach dem Wortanfang hin verschoben hat: in der Haupttonstelle reflektieren Worte wie čak. *brādȁ glavȁ mlēkò zīmȁ rūkȁ crnȁ nogȁ ženȁ* in Übereinstimmung mit russisch *borodá golová molokó zimá ruká černá nogá žená* das Alte im Gegensatz zum jüngeren štok. *bráda gláva mléko zíma rúka cŕna nòga žȅna*.

Das Čakavische ist nicht einheitlich und am Gegensatz der verschiedenen Behandlung des alten *-ě-* nimmt es teil.

2. Das Štokavische (M. Rešetar, Der štokavische Dialekt, Wien 1907) umfaßt heute den bei weitem größten Teil des skr. Sprachgebietes. Im Süden gehört ihm an ganz Montenegro, Albanien bis zu den Nordalbanischen Alpen, das Kosovo Polje. Die Ostgrenze kann man mit den Orten Prizren, Priština, Prokuplje, Zaječar und dem Timok annähernd bezeichnen. Im Norden bildet die ethnographische Grenze der Serbokroaten auch die des Štokavischen. Jedoch im nördlichen Gebiet sind die Štosprecher nicht ursprünglich: die meisten südungarischen Serbokroaten

sind erst im 17. Jh. eingewandert, auch die kroatisch-slavonischen zwischen Save und Drau (Syrmien ausgenommen) ließen sich hier erst seit der Türkeninvasion nieder; Altslavonien dürfte ursprünglich kajkavisch gewesen sein. Dann wäre die Nordgrenze des Štokavischen die Donau und Save samt Syrmien gewesen.

Am stärksten hat sich die Westgrenze des Štokavischen verschoben. Als i. J. 1463 die Türken Bosnien erobert hatten, wollten sie mit Hilfe der bosnischen Mohammedaner nach Altkroatien (zwischen Kulpa und Velebit-Gebirge) sowie nach Dalmatien vordringen: in jahrhundertelangen Kämpfen gelang es, — die Zurückweichenden waren hier ča-Sprecher, die Vordringenden što-Sprecher. In ähnlicher Weise kamen die Türken auch in Slavonien voran, wo Kajkavcen die ausweichende Bevölkerung waren. Aber auch viele bosnische Christen gingen auf venetianisches und österreichisches Gebiet über, besonders seit Mitte des 16. Jhs. Vergleicht man die Grenzen des türkischen Reiches im serbokroatischen Nordwesten mit dem des Štokavischen, so ergibt sich, daß auf dem Gebiete, welches von den Türken beherrscht wurde, heutzutage nur što-Sprecher leben. Infolge dieser interessanten Verschiebungen hat es sich ergeben, daß die internen Dialektgrenzen in diesen Landschaften schwer zu ziehen sind, da alte Bevölkerung und die Kolonisten stark durcheinandergemischt sind. Leichter ist es nur da, wo Orthodoxe und Katholiken zusammen siedeln: die Orthodoxen sind reine što-Sprecher und eine Vermischung mit den katholischen ča- und kaj-Sprechern tritt nicht leicht ein, schwieriger liegt die Sache, wo Katholiken verschiedener Dialekte zusammenwohnen, denn durch die Ehen kommen starke Sprachmischungen zustande.

Die što- und kajkavische Grenze beginnt an der Drau im Nordosten von Virovitica; geht zum Bilogebirge und im Bogen um Bjelovar herum, dann südöstlich zum Einfluß der Una in die Save, diese aufwärts bis Sisak, dann wieder die Kulpa aufwärts bis Karlstadt (Karlovac), wo sich die Što-, Ča- und Kajsprecher begegnen, dann südwärts ins Velebitgebirge, wo die Adriaküste erreicht wird.

Wie es sich bei der weiträumigen Verbreitung des Štokavischen von selbst versteht, bildet es keine Einheit. Doch gibt es verschiedene Charakteristika, die man der Einteilung zugrunde legen könnte. Eine alte Einteilung, die auch Belić akzeptiert hat, und die als Ordnungsprinzip gute Dienste leistet, richtet sich nach dem verschiedenartigen Schicksal des slav. *-ě-*: slav. *bělъ* „weiß“ erscheint einmal als *bêlī*, dann als *bȉjelī*, dann als *bîlī*; slav. *lěsъ* „Wald“ als *lês* oder *lȉjes* oder *lîs*; slav. *měra* „Maß“ als *mȅra* oder *mjȅra* oder *mȉra*; slav. *rěka* „Fluß“ als *réka* oder *rijèka* oder *ríka*. Danach unterscheidet man die drei Mundarten des Ekavischen, des Jekavischen und des Ikavischen.

a) Das Ekavische, die östliche Mundart, wird im Nordwesten der serbisch-bulgarischen Übergangsmundarten gesprochen; die Ost- und Nordgrenze fällt mit der ethnographischen des Serbokroatischen überhaupt zusammen. Im Westen sind die Hauptpunkte, bis zu denen das Ekavische

reicht, Osjek (Esseg) a. d. Drau, Vinkovci in Slavonien, die Drina entlang von der Mündung bis Ljesnica, von da über die Gebirge Maljen und Rudnik bis Kraljevo am Ibar, den Ibar hinauf nach Mitrovica, nach Ipek und in die Gegend von Prizren. Ekavisch sind also Syrmien, die Šumadija, das Kosovo Polje, vor allem Belgrad, das die ältere jekavische Schriftsprache zu einer ekavischen umgefärbt hat.

b) Das Jekavische, die südliche Mundart, beginnt seine Westgrenze an der Save bei Brčka, geht über Tuzla nach Zenica a. d. Bosna, südwärts über Fojnica und Konjic an die Narenta, diese abwärts bis Mostar und weiter an die Adriaküste. Zu ihm gehört z. B. Sarajevo und vor allem die herzegovinische Mundart, die die Grundlage der heutigen Schriftsprache bildet.

c) Das Ikavische oder die westliche Mundart wird zwischen der jekavischen Mundart und dem Čakavischen und Kajkavischen gesprochen.

Infolge der großen Verschiebungen der Bevölkerung, die die Türkenzeit mit sich brachte, sind große Gebiete entstanden, wo Ikavci mit Jekavci und Ikavci mit Ekavci gemischt nebeneinander wohnen, so daß rein ikavische Landschaften später großenteils überdeckt wurden. Dabei ist von allgemeinem Interesse: die ekavische Aussprache ist in der Regel Orthodoxen eigen, die ikavische Katholiken und Mohammedanern, während die jekavische von Bekennern aller drei Konfessionen gesprochen wird. Eine Ehe kann leicht die ursprüngliche Mundart verschieben.

III. Die Übergangsgruppe im Nordwesten ist das Kajkavische, das den Übergang zwischen Serbokroatisch und Slovenisch herstellt, jedoch aus inneren Gründen zum Skr. gehört. Seine Grenzen sind die nordwestliche des Štokavischen und des Skr. überhaupt, demnach Murinsel, Ostufer der Drau, Uskokengebirge bis in die Nähe der Adriaküste, die nicht erreicht wird. Während in Slavonien das Kajkavische vom Štokavischen zurückgedrängt wurde, erweitert es sein Gebiet auf Kosten des Čakavischen. Agram, eines der alten Kulturzentren der Serbokroaten und zwar dasjenige, das am stärksten westeuropäisch ist, gehört zu unserm Dialektgebiet. So ist es nicht auffällig, daß diese Mundart vom 16. bis 19. Jh. vielfach literarisch verwertet wurde, bis sie der modernen štokavischen Platz machen mußte. Das Kajkavische hat Unterdialekte, z. B. nördliche Mundarten zeigen stärker slovenischen Einschlag als die südlichen. Das Kajkavische wurde durch den Einfluß der gleichlaufenden slovenischen Bewegung (§ 20) zuerst von Protestanten gepflegt.

§ 17. Geschichte von Volk, Sprache, Schrifttum.

1. Die Südslaven insgesamt (s. § 6 und 8) kamen, in kleine Stammesorganisationen nach urtümlicher Weise zersplittert, auf den Balkan, und um die Mitte des 7. Jhs. wird der Ausdruck „Slavenland“ für das balkanische Innengebiet von den Byzantinern gebraucht; die slavische Land-

nahme war in der ersten Hälfte dieses Jhs. vollendet. Mögen auch im Westen so gut wie im Osten unbestimmbar große Mengen früherer Bevölkerung zurückgeblieben sein, sie wurden von den neuen Herren zum Teil assimiliert und treten weiterhin im Slavenland nicht in Erscheinung, ausgenommen natürlich in erster Linie Griechen und Römer; sie saßen besonders in den hochentwickelten Städten, in der Umgebung von Slaven umringt, die in einem viele Jahrhunderte währenden Prozeß langsam in die Städte einsickerten und sich kultivierten. Erst im 9. Jh. sehen wir im Westen der Balkanhalbinsel zwei Volksgruppen, die Serben und Kroaten, zu politisch strafferer Zusammenfassung vorschreiten und den Bulgaren im Osten die Waage halten: im 8. Jh. hat sich unvermerkt eine Zusammenballung vollzogen und ein Entstehen der von nun an entscheidenden Gabelung in zwei einander nahestehende und doch vielfach getrennte Volksindividualitäten. Bis um 800 bleibt die Geschichte der beiden Völker dunkel, und erst um diese Zeit heben sichere Nachrichten an, nachdem die Franken i. J. 788 Istrien erobert und i. J. 803 nicht nur Nordpannonien, sondern auch die benachbarten slavischen Gebiete im Süden bis Syrmien unter ihre Macht gebracht hatten. Im 9. Jh. beginnt die eigentliche Geschichte Kroatiens, an dessen Spitze der Stamm der Kroaten steht: Trpimir (850—864) ist ihr erster hervorragender Fürst, vor dem in Dalmatien Borna (etwa 810—821) und Vladislav (821 bis etwa 836) bekannt sind. Die Niederlassung der Ungarn in der Donaulandschaft erfolgte zwischen den Jahren 896 und 900 und hat dem Bild der Geschichte dieser ganzen Länder ein völlig anderes Gesicht gegeben — zum schwersten Schaden des Slaventums. Tomislav, erster kroatischer König (etwa 810—821), war Beherrscher der Savelandschaft, Bosniens und Dalmatiens.

Auch die serbische Geschichte hebt im 9. Jh. für uns an, und zwar fallen die ersten Ansätze eines politischen Eigenlebens in die Landschaft Raška am gleichnamigen Flüßchen (zum Ibar — es ist die heutige Landschaft Novi pazar), in der Fürst Vlastimir um 830 die byzantinische Oberherrschaft abwerfen und seine Unabhängigkeit proklamieren konnte, — von diesem Kern des serbischen Staates hießen später die Serben auch die Rasciani (Rašane); die Burg Rasa oder Ras wird im 10. Jh. von Konstantin Phorphyrogennetos zum ersten Male genannt (*ἡ Ῥάση τὸ Ῥάσον*).

An den Namen der Kroaten und Serben knüpfen sich verschiedenartige schwierige Probleme: der Name der Kroaten erscheint in den kirchenslavischen ältesten Denkmälern in der Form *Chrъvate Chrvate*, altruss. als *Chorvaty*, danach gr. *Χρωβάτοι* und das Land *Χροβατία*, lat. *Chroati Croati Crauati* (das Land *Chroatia Croatia*). Danach und nach Ausweis des skr. *Hrvat* mit dem Adj. *hrvatski* müssen wir als gemeinslavische Namensform *Chъrvate* samt dem Adj. *chъrvatьskъ* ansetzen. Die Deutung des Völkernamens ist bisher nicht gelungen (Niederle II, 484f.): als Völkername begegnet er bei den Westslaven und bei den Ostslaven (§ 34 und § 41), außerdem ist er in Ortsnamen belegt in Griechenland und

Mazedonien (Vasmer S. 319), bei Merseburg im alten Sorbenland (Corbetha, altes Chruvati — Corwete), im Polabenland (Karft, Kr. Hagenow, altes Karwete) und bei den Kaschuben (Charvatyn'.o s. R. Trautmann ON. Ostholsteins usw. S. 107).

Um so durchsichtiger ist der Name der Serben, der auch im Nordwesten der Slavenwelt als Volk begegnet (§ 31): kirchenslav. ist die älteste Form *Srъbinъ* mit dem Adj. *srъbъskъ*, altruss. *Serbъ* als Kollektivum (wie *Rusь* und *Sumъ*), lat. *Serbi* neben dem westslav. *Surbi Sorabi*; skr. *Srb* und *Srbin* mit Adj. *srpski*, so daß die gemeinslav. Namensform *Sьrbinъ* oder *Sьrbъ* mit dem Adj. **sьrbъskъ* gesichert ist (Niederle II, 486). Sogar die Bedeutung dürfte klar sein: es ist „der Verwandte, der Stammesverwandte", denn die Beziehung zu russ. *pá-serb* „Stiefsohn" und ukrain. *pry-sérbytysja* „sich an jdn. heften, sich anschließen", liegt im Vordergrund, auch die weitere, endliche Beziehung zu unserem Worte „Sippe".

Was weiterhin den Ursprung der Kroaten und Serben betrifft, so müssen wir annehmen, daß bei der Einwanderung in ihre späteren Sitze eine bedeutende Anzahl von Geschlechtern und Stämmen vorhanden war, von denen die westlichen den gemeinsamen Namen Kroaten trugen und von Anfang an die ganze Gegend zwischen Istrien, Kulpa, Una und Cetina einnahmen, die später im eigentlichen Sinne Kroatien hieß. Doch ist dies Gebiet nach Norden, Osten und Süden erweitert worden. In gleicher Weise ließen sich die Serben als bedeutenderer Volkskomplex im Osten nieder, erweiterten schon früh ihr geringeres Gebiet zu einem weiteren. Daneben kennen wir aus alter Zeit noch andere serbokroatische Stämme, die weder zu den Kroaten noch zu den Serben gehörten: so die Narentani von der Cetina bis zur Narenta (Neretva), lange noch Heiden und als Piraten gefürchtet; die Zachlmci, die Bewohner der Landschaft Zachlmija von der Narenta bis Ragusa, die auch in der späteren Herzegovina siedelten und an die Serben grenzten; an sie schlossen sich im Süden an die Tervunjanen bis zu den Bocche di Cattaro, im Landinnern ebenfalls Nachbarn der Serben, auf die südwärts noch die Dukljanen, die Bewohner der Landschaft Dioclia folgten, bis Durazzo reichend und an die Serben grenzend.

Das erste Hervortreten der Kroaten und Serben in der Geschichte steht mit dem Vordringen ihrer Nachbarn, der Franken im Westen und der Bulgaren im Osten, im ursächlichen Zusammenhang (Šišić).

Es ist verständlich und geopolitisch genügend begründet, daß sich die weitere Geschichte der beiden so eng verwandten Völker vom 9. Jh. an nach den beiden Möglichkeiten des europäischen Westens und Ostens entfallen mußte. Politisch werden sie endgültig voneinander getrennt, als i. J. 1102 das Königreich Kroatien unter die Stephanskrone kam, mit der es i. J. 1526 unter das Szepter der Habsburger gelangte — bis zum Zusammenbruch des Herbstes 1918. Die Serben hinwiederum erreichten im 12. Jh. unter Stefan Nemanja (um 1170 bis 1196) ihre glorreichste mittelalterliche Zeit; dieser serbische Aufstieg währte bis ins 14. Jh. hinein, wo

unter Stefan Dušan der Sieg bei Velbužd i. J. 1330 über die Bulgaren unter Michael Šišman eine letzte Phase serbischer Balkanherrschaft einleitete. Die Türkenzeit — 1389 am 15. Juni war die Schlacht auf dem Amselfelde — hat das Auseinanderwachsen der beiden Brudervölker vertieft, — immerhin war auch von Kroaten ein erheblicher Teil unter das Türkenjoch gelangt. Hinzugekommen war die Trennung nach den Glaubensbekenntnissen, damit eine bedeutende kulturelle und bis heute nicht überbrückte Zerklüftung, die sich in Bildung und Lebenshaltung, sowie Weltanschauung kundtut. Die Türkenzeit hatte unendliche Wirkungen auf das serbokroatische Volk: sprachlich zeigen sie sich in den unzähligen Lehnworten (deren Zahl nur noch von den der Bulgaren übertroffen wird), im Einfluß auf die Volksdichtung und Volkskunst; in den starken Verschiebungen der Wohnsitze großer Volksteile (o. § 16). Zu den beiden christlichen, sich fremd gegenüberstehenden Kirchen kam als dritte der Islam hinzu, — mohammedanische Serben wohnen vorzugsweise in Bosnien und der Herzegovina, wo es etwa 600000 Mohammedaner neben Orthodoxen und Katholiken, mit eigenartiger Kultur, gibt (M. Braun, Die Anfänge der Europäisierung in der Literatur der moslimischen Slaven in Bosnien und Herzegovina, Leipzig 1934).

Zu dem heutigen Verhältnis zwischen Kroaten und Serben, das durch den zweiten Weltkrieg und seine noch gar nicht übersehbaren Auswirkungen im Balkanraum in eine neue Phase getreten ist, hat der Philologe nichts Entscheidendes hinzuzufügen: was exakt zu erreichen ist für ihn, ist, daß die Sprache, deren Bedeutung für Volkstum und politische Willensbildung bisweilen überschätzt wird, keine Zerreißung der Serbokroaten duldet, da es keineswegs möglich ist, bestimmte Dialekte zwischen Kroaten und Serben aufzuteilen, etwa das Čakavische als kroatisch, das Štokavische als serbisch zu erklären. In der Gruppierung der heutigen skr. Dialekte ist also für eine serbische und eine kroatische Sprache kein Platz — geschrieben unterscheiden sie sich nur durch das Alphabet, das abgewandelte kyrillische im Osten, das lateinische im Westen, nur daß im Wortschatz sich größere Gegensätze kundgeben können, die indessen rein geographisch schon zu erwarten sind. Hinzu kommt, daß wir auf dem ganzen Sprachgebiet im Grunde genommen dieselbe Volksdichtung finden, daß die völkischen charakteristischen Rechtsinstitutionen — die Zadruga, die Hauskommunion —, daß Sitten und Gebräuche soweit übereinstimmen, als sie nicht unmittelbar mit der Religion zusammenhängen. Auch somatisch ist ein fundamentaler Gegensatz zwischen Serben und Kroaten, trotz vorhandener Gautypen, nicht feststellbar, da das gemeinsame Substrat die gleicherweise im Osten wie im Westen vorherrschende dinarische Rasse ist.

So versagen die nüchternen und objektiven Merkmale der Wissenschaft vom Volke für eine Aufteilung in Kroaten und Serben den Dienst — nicht einmal die Wohnsitze der beiden Völker sind leicht gegeneinander abzugrenzen. Aber, wie die letzte Zeit uns belehrte, sind diese objektiven

Merkmale des Philologen augenscheinlich nicht ausschlaggebend: der Deutsche verfällt freilich leicht dem Irrtum aus Anlaß des Bruderzwistes zwischen Kroaten und Serben, zwischen Tschechen und Slovaken, wenn er auf die politische und weitgehend kulturelle Einigung zwischen Holsteinern und Pommern im Norden und Bayern und Schwaben im Süden schaut, die doch wahrlich stärkere charakterliche Unterschiede zu überwinden haben, den Streit zu bagatellisieren. Die Volkspsychologie, erst in den Anfängen wissenschaftlicher Analysen steckend, dafür aber natürlich in viel tiefere Schichten dringend als die übliche Philologie, wird über diese wichtigen Fragen sich in der Zukunft zu unterhalten haben. Einen — nicht entscheidenden — Beitrag über verschiedenes hierher Gehörige findet man (auf Grund der Arbeiten von Cvijić) bei Gesemann, Volkscharaktertypologie der Serbokroaten, Jahrbuch der Charakterologie, Bd. 5 (1928) und Heroische Lebensform, Berlin 1943 s. auch Dvorniković, Charakterologie der Südslaven, Belgrad 1939 (serb.).

2. Dem Schrifttum in der Volkssprache ging in den serbokroatischen Ländern eine weite Verbreitung der kirchenslavischen Sprache und Literatur voraus, die im Gottesdienst und Schrifttum während vieler Jahrhunderte, wohlbehütet in den zahlreichen slavischen Klöstern des Landes, eine hervorragende Rolle gespielt hat, aber im Osten und Westen bei den verschiedenartigen kulturellen Verhältnissen nicht gleichartig war. Die ältesten kslav. Texte mit Anzeichen der skr. Sprache sind aus dem 12. Jh. überliefert, geschrieben in glagolitischer Schrift bei den Angehörigen der römischen Kirche, in kyrillischer Schrift bei den Angehörigen der orthodoxen Kirche. Der Gottesdienst in kslav. Sprache und mit glagolitisch geschriebenen Büchern fristet noch heute an der Adria ein gewisses, bescheidenes Dasein (K. H. Meyer, Untersuchungen zur Čakavština der Insel Krk (Veglia), Leipzig 1928). Das kslav. Schrifttum erhielt nach dem Untergang des bulgarischen Reiches Mittelpunkt in Serbien; es sind nicht nur Bibeltexte und religiöse Schriften, sondern auch Lebensbeschreibungen von Bischöfen und Königen, dazu kommen serbische Leistungen in der Annalistik, Gesetzgebung und Grammatik, so etwa die Biographie des Despoten Stefan Lazarević (um 1431/32), das berühmte Gesetzbuch des Zaren Stefan Dušan v. J. 1349, ein „Traktat über die Schrift“ von Konstantin von Konstenec. Das 13. Jh. bis zum 15. Jh. ist auch die Blütezeit der glagolitischen Literatur der nordwestlichen Kroaten an der Adria. Kroatische Benediktiner ließ Karl IV. i. J. 1347 nach Prag in das Emauskloster kommen, und ein dort 1395 geschriebener Evangelientext brachte es zu einer großen Berühmtheit, nach Reims gelangt, wo die französischen Könige den Krönungseid auf diesen geheimnisvollen Texte du sacre leisteten. Auch bei den Kroaten befand sich das Schrifttum fast ausschließlich in der Pflege der Geistlichkeit.

Sprachlich wird diese ganze Periode dadurch charakterisiert, daß sich vom kslav. Grunde eine Fülle serbokroatischer Spracheigentümlichkeiten abheben: so erscheint an Stelle des slav. *-ę-* und *-ǫ-* skr. *-e-* und *-u-* (*čedo*

und *ruka*); statt der beiden Jerlaute erscheint ein Jer, an dessen Stelle das jüngere *-a-* auftritt; der Unterschied zwischen *-y-* und *-i-* ist verschwunden; statt kslav. *ženy* heißt es *žene*, statt *kogo* findet man *koga* usw. Diese Charakteristika treten, da dem Serb.-Kslav. der Begriff der festen Normierung der Sprache fremd ist, niemals gleichmäßig auf, so daß ein recht buntes Bild in den Lauten und Formen dieser Kunstsprache entsteht.

Hauptzeugnisse für die Entwicklung der skr. Sprache stellen solche Denkmäler dar, in denen die echte Volkssprache herrscht: wir haben reichstes Material aus dem 13. bis 15. Jh. in zahlreichen Urkunden und Rechtsdenkmälern, die aus Serbien, aus Bosnien (seit dem Jahre 1204 sind es viele Tausende), aus Ragusa und den kroatischen Landschaften stammen. Am zahlreichsten und wichtigsten sind neben den kulturell interessanten bosnischen Grabinschriften die Urkunden von Ragusa, das sich im Verkehr mit den serbischen Dynasten der serbischen Sprache bediente — die älteste Urkunde kommt aus dem Jahre 1189. Die Urkunden von Ragusa sind štokavisch geschrieben, nicht im čakavischen Lokaldialekt. Die kroatischen Urkunden stammen aus dem kroatischen und dalmatinischen Küstenland, aus Istrien, Norddalmatien und den vorgelagerten Inseln; sie erscheinen von vornherein in der Volkssprache, die älteste aus dem Jahre 1309. Sie sind nicht nur sprachlich, sondern kulturgeschichtlich von Bedeutung.

Zu den Urkunden kommen die Rechtsdenkmäler und die Statuten der Gemeinden: so das Statut von Vinodol v. J. 1288, von der Bevölkerung kodifiziertes Gewohnheitsrecht enthaltend; in bosnischer kyrillischer Schrift ist das Statut von Poljica geschrieben, das sich kroatisch nennt. Die Sprache ist in dieser Gruppe häufig čakavisch. Diese Urkunden zeigen die heutigen skr. Dialekte in ihren Hauptgruppen, dem Štokavischen und dem weiter verbreiteten Čakavischen. Auch der ekavische, jekavische und ikavische Dialekt ist seit dem 14. Jh. zu belegen.

In verhältnismäßig frühe Zeit geht vor allem noch das Aufblühen einer serbokroatischen Volksdichtung zurück, die nicht nur innerhalb der slavischen, sondern der europäischen Volksdichtung einen hohen Rang einnimmt — seit dem 18. Jh. uns in Hunderten von Liedern überliefert. Bisweilen umfaßt der Geltungsbereich der epischen Lieder alle Südslaven, z. B. die vom Kraljević Marko sind auch den Bulgaren längst tief vertraut. Ein schöner und eindringlicher Zyklus beschäftigt sich mit der Schlacht auf dem Amselfelde. Um 1500 beginnen in den kroatischen und dalmatinischen Grenzgebieten die Uskokenlieder, es schließt sich vom 16.—18. Jh. eine serbokroatische und bulgarische Haidukenepik an, — die Möglichkeit der Bildung neuer Lieder in den alten ererbten Stilmitteln ist noch heute nicht erstorben (s. d. knappe Übersicht bei Máchal, Slovanské literatury, Bd. 1, 1922, S. 91).

Unter italienischem Einfluß entwickelte sich der schriftliche Gebrauch der Volkssprache seit dem 15. Jh. in Dalmatien kräftig; die alten dalma-

tinischen Städte Spalato, Trau, Zara, Sebenico nahmen an der italienischen Renaissance lebhaften Anteil; dabei partizipierten an ihr nicht nur die zahlreichen Italiener der ostitalienischen Küste, sondern auch die slavische Bevölkerung. Die stärkste und dauerndste Pflege fand die serbokroatische Sprache und Literatur in Ragusa—Dubrovnik, der kleinen reichen Adelsrepublik, die von 1526 bis 1806 unter türkischer Oberhoheit stand, aber ihren christlichen und abendländischen Charakter treu bewahrte. Hier eröffnet sich ein interessantes Kapitel slavischer literarischer Betätigung (s. Máchal, I S. 145). Ich nenne nur einige Namen von Dichtern, bei denen das serbokroatische Wort zu hoher Blüte kommt: Držić (1461—1501), der große ragusanische Dichter; Ivan Gundulić (1588—1638), der größte slavische Dichter vor dem 18. Jh., berühmt durch sein Epos „Osman" mit der Schilderung von Osmans Niederlage bei Chocim (1621); Palmotić (1606—57), der fruchtbarste ragusanische Dramatiker, und Gjordjić (1675—1737).

Von Slovenien herkommend (§ 20) hatte die reformatorische Bewegung auch in Kroatien Fuß gefaßt. Baron Ungnad und seine Helfer wollten die Bewegung auch unter Kroaten und Serben fördern und gaben in Württemberg in den sechziger Jahren des 16. Jhs. eine Reihe religiöser Schriften in Glagolica und Kirillica heraus. Auch der Kalvinismus fand in Kroatien, von Ungarn aus, Eingang und Georg Zriny gründete eine Druckerei, die nach Varasdin gelangte, wo 1574 das erste kajkavische Schriftchen, die Übersetzung des ungarischen Rechtsbuches Decretum tripartitum von Verböczy durch den Notar Ivan Pergošić herausgegeben wurde.

Eine gewisse Pflege fand kroatisches Schrifttum im 17. Jh. in den Magnatenfamilien der Zriny und Frankopane, so durch Franjo Krsto Frankopan, einen guten Lyriker und Molièreübertrager. Neben religiösen Schriften finden wir auch den vielseitigen Paul Ritter Vitezović (1652—1713), Dichter und Gelehrter, vielseitig gebildet, ein eifriger kroatischer Patriot. Er war der erste, der die Notwendigkeit einer einheitlichen Schriftsprache für alle Kroaten betonte und das Štokavische als den reinsten Dialekt empfahl. Er reformierte die Rechtschreibung und führte die diakritischen Zeichen ein. Er war ein Vorgänger des „Illyrismus" und trat für die politische Einigung aller Südslaven ein.

Trotz all dieser auf Jahrhunderte zurückblickenden Pflege der Sprache in einem freilich sehr verschiedenartigen Schrifttum ist den Serben und Kroaten der Weg zu einer einheitlichen Schriftsprache nicht leicht geworden. In Dalmatien trafen das Štokavische und Čakavische zusammen: die Erzeugnisse der ersten Dichter dieser Periode, z. B. von Menčetić (gest. 1526) und Marulić (gest. 1524) sind in demselben čakavischen Dialekt geschrieben, der aus den Urkunden und Statuten des 13. bis 15. Jhs. bekannt ist. Je tiefer wir ins 16. Jh. gelangen, desto stärker begegnen wir štokavischen Eigentümlichkeiten, so daß Mischdialekte entstehen, z. B. bei Vetranić (gest. 1576) und Čubranović (gest. um 1559). Schließlich

überwiegt bei den Ragusanern gegen Ende des 16. Jhs. die Štokavštvina, und in den Werken von Gundulić und Palmotić herrscht sie ganz. Sie erlebt sogar im 17. Jh. eine theoretische Behandlung durch Kašić i. J. 1604.

Im 18. Jh. ragte durch seine dichterische Tätigkeit der Dalmatiner Kačić Miošić (1702—60) hervor, der zuerst im Jahre 1756, dann im Jahre 1759 in erweiterter Fassung seinen „Razgovor ugodni naroda slovinskoga" herausgab, in Prosa und Liedern eine südslvaische Chronik gebend. Engste Beziehungen bestehen bei ihm zur Volksdichtung, und gerade darin hat er außerordentlich anregend bis ins 19. Jh. hinein gewirkt.

Bei den Serben hinwieder war bis ins 18. Jh. unter dem furchtbaren, jede geistige Bewegung hemmenden türkischen Druck an ein Aufnehmen literarischer Tendenzen nicht zu denken. In Slavonien kam es unter Ausgewanderten zu einem Aufleben des Schulwesens unter russischem Patronat mit Einführung russisch-krichenslavischer Bücher, besonders in Karlowitz a. d. Donau, wo Ende des 18. Jhs. zwei höhere Schulen entstanden. Doch konnten in Wien zwei serbische Zeitungen i. J. 1791 und 1792 erscheinen, und nach dem Jahre 1796 wurden serbische Bücher in Ofen gedruckt. Als Schriftsprache galt bei den Serben im 16. und 17. Jh. eine Kunstsprache kirchenslavischer Provenienz voller Serbismen; doch faßte natürlich durch den Einfluß russischer Lehrer und Bücher auch die „russisch-slavische" Sprache Fuß, so daß Ende des Jahrhunderts zwei kirchenslavische Varianten im Schrifttum gebraucht wurden.

Allmählich lebten völkische Bestrebungen unter den Serben auf: gefördert wurden sie durch des Jovan Rajić (gest. 1801) „Geschichte der verschiedenen slavischen Völker, besonders der Bulgaren, Kroaten und Serben" (1794/5 in 4 Teilen), die bis ins 19. Jh. hinein trotz schwerfälliger russisch-slavischer Sprache viel gelesen wurde. Der vielseitige Orfelin (gest. 1785) schrieb überwiegend in der Volkssprache und gebrauchte die „Graždanka", voll aufklärerischer Tendenzen, die das slavische Risorgimento mächtig allenthalben belebten; er versuchte ein „Slavisch-serbisches Magazin" i. J. 1768 (in Venedig) herauszubringen, scheiterte aber damit. Er war direkter Vorgänger von Dositej Obradović (1742/3 bis 1811), einem Serben aus dem Banat, der ein unendlich bewegtes Leben führte und als erster serbischer Volksbildungsminister um das Schulwesen sich bemühte. Sein Werk ist voll didaktischer Bestrebungen und hat bei Kroaten, Bulgaren und Rumänen so gut wie bei Serben gewirkt. Als Sprache wollte er den reinen Volksdialekt einführen, doch konnte er sich von kirchenslavischen und russischen Einflüssen nicht frei machen. So waren im Beginn des 19. Jhs. zahlreiche Anregungen auch in Serbien lebendig — sie nahm auf und gestaltete zu einem großen und vielseitigen Neuen der geniale Vuk Stefanović Karadžić (1787—1864), ein Serbe, dessen Eltern aus der Herzegovina stammten, der den „südlichen" Dialekt sprach. Er brach entschieden mit der altserbischen Tradition des Kirchenslavischen und führte die reine Volkssprache, seinen herzegovinischen Dialekt, als Schriftsprache ein, die alles in allem wenigst

altertümliche Mundart. Sie hat Vuk in seinen zahlreichen und epochemachenden Arbeiten gebraucht: diese begannen mit einer auf Anregung Kopitars in Wien 1814 geschriebenen „Grammatik der serbischen Sprache nach der Mundart des einfachen Volkes", die 1824 in deutscher Sprache von Jacob Grimm mit einer Vorrede herausgegeben wurde. Seine Rechtschreibung verbesserte er in den folgenden Jahrzehnten bis z. J. 1836 so, daß sie bis heute die Grundlage bildet. In den Jahren 1814/15 kamen zwei schmale Bänchen Volkslieder heraus, die erweitert in Leipzig 1823/24 und 1833 in Wien in vier Teilen als „Narodne srpske pjesme" erschienen, unerschöpfliche Quelle für die Kenntnis der Volkssprache und der Volksepik sind (Ausgabe in 9 Bänden 1891—1902). Volksmärchen, musterhaft auch für die Sprache, gab er 1821 heraus, bereichert i. J. 1853 (Narodne srpske pripovijetke), ferner die Sprichwörter 1836 (Narodne srpske poslovice), die 1849 vermehrt wurden. Weiterhin schuf er das erste moderne serbische Wörterbuch, — sein „Srpski rječnik" erschien 1818, mit seinen 26000 vorgeführten Wörtern mustergültig angeordnet, durchsetzt von wichtigen Artikeln folkloristischen Inhalts (4. Aufl. 1934). Mit diesem Wörterbuch war Vuks Reform der Schriftsprache abgeschlossen, doch hat er in den folgenden Jahrzehnten noch viel zur weiteren Klärung besonders aller mundartlichen Fragen seiner Muttersprache beigetragen, — in dem halben Jahrhundert, das zwischen seiner Grammatik und seinem Tode liegt, wandelte sich das serbische literarische und philologische Gesicht vollständig um.

Dennoch hat es lange gedauert, bis die Schriftsprache Vuks zu einem Gemeinbesitze des serbokroatischen Volkes geworden ist; besonders lange wehrte sich das rückständige Serbien mit seinen in verschiedenen Lagern lebenden Konservativen, — Vuks Rechtschreibung ist erst i. J. 1868 ganz freigegeben worden. Besonders verdient machte sich in diesem Kampf um die einheitliche Schriftsprache Daničić (gest. 1882), dem man wichtige philologische Arbeiten und die Übersetzung des Alten Testaments (1864) verdankt. Bei den Kroaten wurde die Vuksche Sprache, natürlich mit den lateinischen Schriftzeichen, dank der großen Tätigkeit von Ljudevit Gaj bereits am Ende der dreißiger Jahre eingeführt. Gaj selbst gab i. J. 1830 in Ofen eine „Kurze Grundlegung der kroatisch-slavischen Rechtschreibung" heraus mit Einführung der diakritischen Zeichen nach dem Vorbild der Tschechen und propagierte die Einigung der Kroaten und Slovenen in literarischer Beziehung. Gaj (1809—72) ist vor allem der Propagator des „Illyrismus" geworden, der einen Zusammenschluß kultureller Art zwischen den drei südslavischen Völkern in dem Dreieck Villach, Skutari und Varna herbeiführen wollte. Im Jahre 1835 kam die erste kroatische Zeitung der Bewegung, die „Kroatische Zeitung" mit der literarischen Beilage „Danica" heraus — die neue Schriftsprache für die junge und lebendige Schriftstellergeneration war das Štokavische. Indessen ging die Bewegung rasch in politische Bahnen hinein, — aber das Jahr 1848 brachte den Kroaten nur die Verstärkung der Germanisation.

Seit den dreißiger Jahren hat sich bei den Kroaten das literarische Niveau stark gehoben. Stanko Vraz (1810—51), der Geburt nach Slovene, doch bald ein eifriger Kroate, begann seine dichterische Tätigkeit i. J. 1835, neben ihm steht Ivan Mažuranić (1814—90), der 1846 seinen berühmten „Tod des Smail-aga Čengić“ herausgab, eines der klassischen serbokroatischen Gedichte. Zeitgenosse war ihm Petr Preradović (1818—72), der bedeutendste kroatische Dichter seiner Zeit, seit dem Jahre 1843 hervortretend, — zwei Liedersammlungen, vom Jahre 1846 und 1851, enthalten seine schönen kroatischen Lieder, auf die i. J. 1861 die deutschen „Lina-Lieder“ folgten. In Serbien entstand als genialer Dichter aus dem regierenden Fürstenhause Petar Petrović Njegoš (1813—51), dessen „Gorski Vijenac“ (Bergkranz) im Jahre 1847 erschien; er ist in der Folgezeit in die meisten europäischen Sprachen übertragen worden als einziges modernes serbisches Gedicht, das Weltruhm erlangte.

Im Verlaufe des 19. Jhs. wuchs das kroatische und serbische Schrifttum nach der künstlerischen, publizistischen und wissenschaftlichen Seite mächtig an. Ausgezeichnete kroatische Prosaisten sind etwa Janko Jurković (gest. 1889), ein viel gelesener Erzähler; Šenoa (gest. 1881), der neben Gedichten vor allem die Erzählung und den Roman pflegte; der Romanschriftsteller Tomić (gest. 1906). Daneben nimmt eine bedeutende Stellung ein der Serbe Jakšić. Das Drama fand bei den Kroaten vor allem eine Pflege durch den hochbegabten Ragusaner Vojnović, der 1906 mit „Tod der Mutter der Jugoviće“ und dann mit seiner „Ragusaner Trilogie“ (Dubrovačka Trilogija) klassische Dramen schuf.

Bis zur Gegenwart hat serbokroatisches Schrifttum reichste Pflege gefunden, etwa bei dem Kroaten Nazor, Lyriker und Erzähler, oder Mile Budak, dessen „Herdfeuer“ zu den großen slavischen Romanen gehört.

Literatur: Leskien, Grammatik der serbokroatischen Sprache, 1. Teil: Lautlehre, Stammbildung, Formenlehre, Heidelberg 1914; Meillet-Vaillant, Grammaire de la langue serbocroate, Paris 1924; Rešetar, Elementar-Grammatik der serbischen (kroatischen) Sprache, 2. Aufl., Agram 1922; Ivanić, Serbokroatische Sprachlehre, Wien 1926; Maretić. Gramatica i stilistika hrvatskoga ili srpskoga jezika, 2. Aufl., Agram 1931; K. H. Meyer, Serbokroatisches Lesebuch, Göttingen 1927; Vuk Stef. Karadschitsch, Lexikon serbico-germanico-latinum, 3. Aufl., Belgrad 1898; Iveković-Broz, Rječnik hrvatskoga jezika, 2 Bde., Agram 1901; Rječnik hrvatskoga ili srpskoga jezika, Agram seit 1880; Ristitsch, Wb. d. skr. u. d. Sprache, 2 Bde., Belgrad 1928; Skerlić, Istorija nove srpske književnosti, Belgrad 1914; Popović, Pregled srpske književnosti, Belgrad 1925; C. Jireček, Geschichte der Serben, Bd. 1/2, Gotha 1911/18 (bis 1537); Šišić, Geschichte der Kroaten, 1. Teil (bis 1102), Agram 1917; Južnoslovenski filolog, hgb. von Belić, Bd. 1ff., Belgrad seit 1913.

2. Die Slovenen

§ 18. Die kleine, aber durch gute geographische und kulturelle Lage ausgezeichnete slovenische Landschaft hat einen ausgesprochenen Übergangscharakter, an der Völkerstraße von Mitteleuropa nach Südwesten zum Adriabecken liegend: Alpenlandschaft steht neben der Mittel-

meerwelt mit ihren Weingärten und den kalen Karstflächen. Alpengebirgslandschaft neben Karst und breiteren fruchtbaren Tälern bilden das Hauptcharakteristikum der im ganzen freundlichen slovenischen Landschaft mit ihren kultivierten, schon zu Mitteleuropa im Bildungs- und Charakterniveau gehörigen slavischen Bewohnern.

Das slovenische Sprachgebiet beginnt im Nordostzipfel der Adria — im wesentlichen bilden es die Hochgebirgslandschaften der Julischen Alpen, der Karawanken und der Sanntaler Alpen, das Hochplateau des Karstes, dazu größere Talgebiete der Drau, Save und des Isonzo. Mittelpunkt ist Krain mit dem kulturellen Mittelpunkte Laibach, der im neuen Jugoslavien seine unterbrochene Pflege des slovenischen Volkstums wieder aufnehmen kann. An Krain schließt sich die slovenische Bevölkerung der alten Südsteiermark, des südlichen Kärnten, von Görz, Triest und dem nördlichen Istrien.

So können wir die Sprachgrenze im Nordwesten des umkämpften Triest zwischen Mündung des Isonzo und dem am Golf von Triest gelegenen Habsburgerschlosse Miramar beginnen, wo Devin (unter dem Namen Duino in die deutsche Hochliteratur eingegangen) das äußerste Dorf ist. Monfalcone, Gradisca (das überwiegend italienisch-friaulisch ist) folgen, Görz (Gorica), westwärts Cormons (Kormin); die italienische Grenze überschreitend geht es nach Cividale und ins Resiatal, wo die in der slavischen Literatur viel behandelten Resianer—Rezjane wohnen, über deren Sprache schon im Jahre 1808 Jos. Dobrovský im Slavín schrieb. Nicht weit ist der Monte Canin in den Julischen Alpen, es kommt das Tal der Fella (Bela), das Gailtal, Hermagor, dann die Villacher Alpe (der Dobratsch) und Villach (Beljak) a. d. Drau, das längst deutsch ist; Griffen, Lavamünd (Labud), wo die Lavant in die Drau mündet, das deutsche Arnfels im Nordwesten von Marburg a. d. Drau (Maribor) und das deutsche Radkersberg (Radgona) in der Steiermark; nun ins Murtal nach Ungarn hinein, — im Tale der Raab bei St. Gotthard liegt der nordöstlichste Punkt des slovenischen Sprachgebietes, zugleich der nördlichste Punkt des zusammenhängenden südslavischen Sprachgebietes überhaupt, unter dem 47. Grad nördlicher Breite. Von hier wendet sich der Lauf südwärts durch das Komitat Zala und erreicht bei Lendva—Limbach die Mur und zugleich das kroatische Sprachgebiet (§ 15). Von hier an bildet das Kroatische die Südgrenze und zwar bis Podgorje bei Capodistria, dann das Italienische. An der Küste über Castelnuovo und Pinguente geht es zu unserm Ausgangspunkt zurück.

Wenn wir von den sprachlich labilen Grenzzonen absehen, sind slovenische Sprachinseln außerhalb dieses Gebietes selten; bedeutend war die alte deutsche Sprachinsel Gottschee (Kočevje), die viel behandelt ist und sich an der Nordwestgrenze des Kroatischen hinzog. Unser Sprachgebiet war einst — junge Daten oder gar heutige liegen mir nicht vor — bezüglich der slovenischen Bevölkerungsdichte sehr uneinheitlich; so gab es in der altösterreichischen Südsteiermark fünf rein slovenische Gerichtsbezirke und zwei mit deutschen Minderheiten bis zu 50%, in Kärnten

gab es Gerichtsbezirke mit bis zu 25% Slovenen, solche mit slovenischer Majorität und solche mit deutschen Minderheiten bis 50%. Alles das war einst Schwankungen ausgesetzt nach den beiden Polen des Deutschen und Slovenischen hin; man konnte einst sogar für den slovenischen Bestand fürchten.

Im geschlossenen Sprachgebiet dürften heute annähernd zwei Millionen Slovenen wohnen, davon ein Drittel in Krain; hinzu kommen Slovenen in Italien, Ungarn und Amerika, so daß die Gesamtzahl nicht weit von $2^1/_2$ Millionen entfernt sein dürfte. Die Slovenen sind ihrem Glaubensbekenntnisse nach überwiegend katholisch. Das Land ist in hoher Blüte, an der das alte Österreich einen bedeutenden Anteil hat.

§ 19. Verglichen mit dem vorgeführten heutigen Bestande war das einstige Sprachgebiet bedeutend weiträumiger. Die Slovenen, die den alten Gesamtnamen der Slaven festgehalten haben, — die Deutschen nennen sie seit alters volkstümlich Winden und erst seit der Wiedergeburt auch Slowenen, und Kopitar schrieb i. J. 1808 seine „Grammatik der slavischen Sprache in Krain, Kärnten und Steiermark" — dürften um 600 in ihren geschichtlichen Sitzen schon gewohnt haben, denn i. J. 595/6 kämpfte der Bayer Tassilo in Kärnten mit Slawen, — im Jahre 568 waren die Langobarden nach Italien abgezogen und hatten die Landschaft verhältnismäßig freigemacht. Dann kamen die Jahre der Knechtschaft unter den Awaren, die Zeit des Königs Samo (623—658); um 750 wurden die korutanischen Fürsten fränkische Vasallen; von nun an blieben die Slovenen Untertanen des Deutschen Reiches. Im 8. Jh. dringt das Christentum vor allem über Salzburg ins slovenische Land, damit aber auch die deutsche Kolonisation, die es bis 1918 beständig verkleinerte. Die Geschichte der deutschen Ostmark ist so zum Teil eine Geschichte des Zurückweichens und Untergangs des Slovenentums; z. B. wissen wir, daß am äußersten Nordostzipfel slovenischen Landes am Plattensee, wo Slovenen und Slovaken zusammentrafen, vor der Landnahme durch die Ungarn, i. J. 850 in Mosapurc vom Salzburger Erzbischof Liupramm eine Kirche geweiht wurde, und in dem Verzeichnis der dabei anwesenden Personen sind neben 15 Slaven schon 15 Deutsche genannt, die freilich nicht alle ortsanssäsig zu sein brauchten.

In diesen ersten Jahrhunderten haben die Slovenen ein ausgedehntes Gebiet eingenommen — noch heute sind die Steiermark und Kärnten erfüllt von alten slovenischen Ortsnamen (s. Stur, Wiener Akademie, Bd. 176 v. J. 1914; Pirchegger, Die slavischen Ortsnamen im Mürzgebiet, Leipzig 1927) —; unvermerkt waren sie in den Alpen die Täler hinaufgewandert und hatten sich niedergelassen, durchaus nicht dicht und wohl auch gemeinschaftlich mit Deutschen und Romanen (im Westen) siedelnd, so daß sie rasch seit dem 9. Jh. im Strom der deutschen Kolonisten unter- und aufgingen. In Friaul waren slovenische Kolonien bis zum Tagliamento vorhanden nach Ausweis der Ortsnamen, slovenisch waren die Julischen Alpen, der Nordabhang der Karnischen Alpen, das Puster-

tal, das Iseltal, d. h. die Südabhänge der Hohen Tauern von Dreiherrenspitz an bis östlich zu den Radstädter Tauern. Im Jahre 834 wird die Gegend des oberösterreichischen Steyr „pars Sclauorum“ genannt, wie auch in einer Urkunde des 9. Jhs. von dem Dorfe Kronsdorf an der Enns gesagt ist, daß es „in parte Sclauanorum“ lag. Man darf annehmen, daß im Donaulande, in der Gegend des Einflusses der Enns in die Donau, bei Linz, Südslaven und Westslaven aneinandergrenzten, — aber darüber sind Zweifel geäußert, so daß Zurückhaltung nottut (v. Wijk, Zs. f. slav. Phil. 16, 1939, S. 419). Auf diesen Zusammenhang, der örtlich noch nicht genau zu determinieren ist, weist auch die Tatsache hin, daß in westslovenischen Dialekten sich wie im Westslavischen altes *-tl-* und *-dl-* gehalten hat (Archiv 19, 312).

Die alten Ostgrenzen zu ziehen sind wir nicht mehr imstande. Der Ungarneinbruch hat die ehemaliegen Siedlungsverhältnisse zu ungunsten der Slovenen verschoben; slovenisches Land reichte, wie wir sahen, bis an den Plattensee. Im übrigen war nach den Awarenkriegen Pannonien, die römische Landschaft um den Plattensee bis zur Donau im Norden und Osten, „ita deserta, ut ne vestigium quidem in eo humanae habitationis appareat“, — wir sind heute aus traurigstem Erleben heraus wiederum in die Lage versetzt, uns solche völlig von der alten Bevölkerung geräumten Gebiete vorstellen zu können ... Man zweifelte früher an solchen Möglichkeiten.

Daß auf einem so ausgedehnten und schwierigen Gelände schon im 8. und 9. Jh. sprachliche und völkische Differenzierungen sich ergaben, darf als sicher gelten. Wir kennen einige Stammesnamen alter Prägung: aus dem 9. Jh. ist uns der Name einer slovenischen Landschaft wiederholt überliefert, die im deutschen Munde Dudleipa Tudleipa hieß (in partibus Sclaviniensibus in comitatu Dudleipa vocato z. J. 891 s. Niederle II, S. 369 Anm.) und sich zwischen Plattensee und der Mur befand, — der Name erscheint auf tschechischem Gebiet als Dudlebi wieder, s. § 25 (man bemerkt die Erhaltung des alten *-dl-*). Alt ist der Stammesname „die Kärntner“, die alttschech. im 14. Jh. Korutani, altruss. um 1100 (Nestorchronik) Chorutane, mittellatein. Sclavi Carantani usw. heißen (Niederle II, 345) — die alte Landschaft umfaßte das spätere Kärnten, Tirol und Südsteiermark; südlich von ihr lag Krain, das seinen Namen als Krajina einer naheliegenden Umdeutung (*krajina* „Grenzmark“) verdankt, als altes Kranj (so heißt heute die Stadt Krainburg nordwestlich von Laibach) zum alten Völkernamen der am Oberlauf der Save siedelnden Carni gehört (Alpes Carnicae — die Karnischen Alpen). Heutigentages gibt es unter Slovenen eine Fülle von Gaunamen (Niederle, Obozrenije sovrem. slav., S. 104).

§ 20. Sprache, Dialekte, Schrifttum.

1. Die Stellung der slovenischen Sprache im Kreise der Slavinen entspricht ganz ihrer geographischen Lage: zunächst zum Südslavischen gehörig, zeigt es vor allem in der Behandlung der Gruppen *tort tolt* und

tert telt Umstellung mit Dehnung der Kürze zur Länge (*grâd* — *glâs* — *bręg* — *mlẹ́ko*) und leitet damit vom Kroatischen zum Tschechischen über; insbesondere erscheint das Slovenische mit dem Tschechisch-Slovakischen dadurch fest verbunden, daß westliche Mundarten *-tl-* und *-dl-* bewahrt haben, z. B. *pletel* (aus altem **pletlъ*) *jedlo* und *padli* (§ 19). Von der breiten Übergangszone zum eigentlichen Kroatischen war § 16 die Rede.

Das Slovenische hat aber natürlich Sprachveränderungen durchgemacht, die es als Individualität charakterisieren (s. vor allem Ramovš, Kratka zgodovina 1, S. 68ff.): während *-ę-* so wie im Südslavischen überhaupt *-e-* ergeben hat (§ 8), wird in völliger Abweichung vom Bulgarischen und Serbokroatischen, aber auch vom Tschechisch-Slovakischen, *-ǫ-* zu *-o-*: z. B. in *róka* „Hand", *gộs* „Gans" (Gen. *gosî*) und *mǫ̂ka* „Mehl". Eigenartig ist ferner der Übergang von *-dj-* in *-j-* (*mẹ́ja* „Grenze, Zaun") und von *-tj-* in *-č-* (*svẹ́ča* „Kerze"), so daß das Slovenische nur partiell zum Ostslavischen stimmt. Die Jerlaute fallen, wie sonst südslav., in einem einheitlichen Laut zusammen, der in kurzen Silben erhalten ist (*pès* „Hund" und *mɛglà* „Nebel"), in langen Silben aber zu *-a-* oder zu *-e-* wird: *pîn* „Baumstumpf", *dân* „Tag", s. u. 2. Wichtig ist die Vertretung von altem *-ьl-* und *-ъl-* als *-ol-* (*-ou̯-*), z. B. *vôlk* „Wolf" und *dôlg* „lang".

In der Behandlung der alten Akzent- und Quantitätsverhältnisse zeigt das Slov. manche Berührung mit dem Serbokroatischen, ist aber auch eigene Wege gegangen, z. B. spielen Akzentverschiebungen einerseits nach dem Wortanfang hin eine Rolle (*séstra*, *bráda* und *čélo* gegenüber russ. *sestrá*, *borodá* und *čeló*), andererseits nach dem Wortende hin: *zlatô*, *mesô* und *slovô* gegenüber russ. *zóloto*, *mjáso* und *slóvo*, in teilweiser Berührung mit dem Bulg. Bei langen Silben ist der Gegensatz von fallendem und steigendem Ton erhalten (*grâd* und *kráva* neben russ. *górod* und *koróva*).

Im Formenkreis entdeckt man konservative Züge wie die Erhaltung des Duals beim Nomen, des Supinums und Infinitivs beim Verbum, während anderseits durch die bedeutende Beschränkung der perfektiven Verbalformen eine der charakteristischen Ausdrucksformen slavischer Syntax verwischt ist.

2. In mundartlicher Hinsicht ist das Slovenische außerordentlich reich gegliedert, und vor allem die Vokalskala erschöpft in den einzelnen Dialekten fast alle Möglichkeiten. Von außen her, nur auf Grund der vorhandenen Literatur (die nicht voll zur Verfügung steht), vermag man sich heute schwer ein klares Bild vom Bestand und den wesentlichen treibenden Kräften zu machen. Schon das reine Ordnungsprinzip liegt noch im argen: Sreznevskij nahm zuerst 18, später 8 Dialekte an; Ramovš, Dialektologische Karte der slovenischen Sprache, 1930, zählt nicht weniger als 36 Mundarten auf und 29 Abarten, also nicht weniger als 57 Dialektgebiete, ohne sie in eine höhere Ordnung zusammenzufassen. Oblak (Archiv 16, 163) teilte das ganze Gebiet in zwei Teile, wobei er die Schicksale des Jerlautes zugrunde legte: im Nordosten ergab Jer in langen Silben

-*e*- (*dên* „Tag“ und *m'h* „Moos“); in kurzen Silben tritt er im östlichen Gebiet auch als -*e*- auf, während der Nordwesten ihn als -ъ- bewahrte. In der zweiten Gruppe wird Jer unter langem Akzent zu -*a*-, blieb aber in kurzen Silben erhalten. Zur ersteren Gruppe gehören u. a. der Gailtaler Dialekt, die nördlichen und östlichen Dialekte der slovenischen Steiermark, die ungarisch-slov. Mundarten. Zur zweiten Gruppe, aus der die Literatursprache hervorgegangen ist, gehören die Dialekte Krains, des Küstenlandes und die venetianischen Mundarten (schriftsprachlich *dân* „Tag“ und *mâh* „Moos“). Hierbei ist die Ordnung nur von einem Punkte des Lautsystems aus durchgeführt.

3. Am Anfang des im ganzen nicht eben bedeutenden, aber doch in mehrfacher Hinsicht, vor allem kulturgeschichtlich, interessanten Schrifttums der Slovenen stehen die merkwürdigen Freisinger Denkmäler, die eine Beichtformel, eine Homilie über die Beichte und ein Beichtgebet enthalten, also rein kirchlichen Ursprung haben. Sie stammen der Abschrift nach aus dem 10./11. Jh., sind aber ihrer Entstehung nach sicherlich ins 9. Jh. zu setzen, das älteste slavische Schriftdenkmal in lateinischer Schrift und dazu das älteste Denkmal einer lebenden Slavine. Allerdings ist die Sprache nicht rein slovenisch, wenn auch dem Grunde nach: — altes -*dj*- erscheint als -*j*- u. a. Die Denkmäler sind auch darum wichtig, weil sie ihren Ursprung der Tätigkeit deutscher Geistlicher im slovenischen Lande verdanken; darauf weist die Graphik hin, die das echt Slavische in den Lauten noch nicht bewältigen kann, darauf auch ihr Inhalt, da das Beichtgebet aus althochdeutscher Quelle stammt. So können diese Blätter von Geistlichen Freisings stammen, die Verbindung mit den Altslovenen hatten und den Bestimmungen Karls des Großen über die Pflege der Volkssprache im Sinne der Beschlüsse der Mainzer Synode v. J. 813 Rechnung trugen.

Danach vergehen mehrere Jahrhunderte, bis wir — erst im 15. Jh. — neue Schriftdenkmäler finden. Für die Sprache wäre zu vermerken, daß nach alter Überlieferung (Ottakars Österreichische Reimchronik vom Anfang des 14. Jhs.) bei der feierlichen Einsetzung der Kärntner Herzöge der Gebrauch des Windischen vorgeschrieben war (die Herren müssen den designierten Fürsten zu einem Bauern führen, der auf einem Steine sitzt: „der selbe sol ein bein ûf das ander legen, windischer rede sol er pflegen“). Aus dem 15. Jh. besitzen wir in slovenischer Sprache außer der Laibacher Confessio generalis und einem Vaterunser, sowie einer Beichtformel v. J. 1497, slovenische Eintragungen auf 16 Pergamentblättern, Donationen des Adels betreffend.

Die wirkliche zusammenhängende und bewußte Ausbildung eines Schrifttums und einer Schriftsprache verdanken die Slovenen der Reformation, die frühzeitig Eingang fand (Kidrič, Die protestantische Kirchenordnung der Slovenen im 16. Jh., Heidelberg 1919, und M. Murko, Die Bedeutung der Reformation und Gegenreformation für das geistige Leben der Südslaven, Heidelberg 1927). In der zweiten Hälfte des 16. Jhs. beginnt die Pflege der Volkssprache durch Primus Truber (Kanonikus und

Vikar an verschiedenen Orten Kärntens und Krains, im protestantischen Württemberg gestorben). Er fand einen Förderer im Baron Ungnad, der 1554 seines Glaubens wegen nach Württemberg flüchten mußte, zu Urach eine Druckerei einrichtete und hier protestantische Bücher in glagolitischer, kyrillischer und lateinischer Schrift drucken ließ. Trubers Tätigkeit beginnt um 1551 mit einem Abecedarium und Katechismus; er gibt 1557 bis 1560 das Neue Testament heraus, Geistliche Lieder 1563, den Psalter Davids 1566 — alles das ist in Tübingen gedruckt. Wenn auch die Übersetzung dadurch im Wert verringert ist, daß Trubers Sprache viele Germanismen enthielt, seine Rechtschreibung auch der Muttersprache nicht gerecht wurde, da sie z. B. *s* und *z*, *š* und *ž* nicht voneinander unterschied, so war das Werk Trubers doch ein bedeutsamer Anfang. Seine Arbeiten wurden verbessert durch Georg Dalmatin (gest. 1589) und Adam Bohorič: Dalmatin verbesserte die Rechtschreibung, schrieb slovenisch reiner im unterkrainischen Dialekt und gab 1584 in Wittenberg eine vollständige Bibel nach der Lutherschen Übersetzung heraus; während Bohorič in Wittenberg 1584 eine erste Grammatik erscheinen ließ. Der slovenische Wortschatz wurde zum ersten Male in des Megiser Dictionarium quatuor linguarum, 1592, berücksichtigt. Es war fast ein halbes Jahrhundert, in dem ein slovenisches Schrifttum aufzublühen schien: ihm bereitete die Gegenreformation ein Ende, — sie war schon 1600 bei den Slovenen durchgeführt: die protestantischen Bücher wurden verbrannt oder verboten, und nur Dalmatins Bibel durften Geistliche mit besonderer Genehmigung lesen. Aber die katholischen Schriftsteller (der erste war Bischof Thomas Chrön, Graz 1613) nahmen die von den Protestanten geschaffene, aus Unterkrain stammende Schriftsprache an. Auf Dalmatin gingen auch die Herausgeber der ersten katholischen Bibel (Laibach 1784—1802) zurück, auch für Japels Evangelistar v. J. 1787 diente die Bibel Dalmatins zur Grundlage, vor allem in sprachlicher Hinsicht. Tatsächlich beruht die „slovenische Schriftsprache grammatisch und lexikalisch auf dem von Trubar, Dalmatin und Bohorič gesprochenen unterkrainischen Dialekt" (Murko): damit hat das slovenische Schrifttum heute eine fast vierhundertjährige Kontinuität erreicht.

Im 17. und 18. Jh. erschien nur hin und wieder ein slovenisches Buch, in den Jahren 1618—72 überhaupt keines; die Gelehrten brauchten nicht die Volkssprache, selbst nicht der Freiherr von Valvasor, der das Volkstum seiner Zeit in einem großen und bedeutenden Werk „Ehre des Herzogtums Krain" v. J. 1689 beschrieb.

Ihre lebendige Wirkung äußert die Aufklärungszeit auch auf slovenischem Boden (Máchal I, 286): es entstehen Schulbücher, Grammatiken und Wörterbücher; das Interesse für slovenische Dinge wird angespannt und findet z. B. in Zois (gest. 1819) in Laibach einen eifrigen Förderer. Erster Dichter der Neuzeit ist Valentin Vodnik (1758—1819), der Kalender herausgab und 1797—99 eine erste „Laibacher Zeitung (Lublanske noviny)" unternahm. 1806 erscheint ein erstes Gedichtbändchen, 1809 seine Lieder für die slovenische Landwehr („Pesni za brambovce"). In

der Zeit von Napoleons Herrschaft in Slovenien und Kroatien war er leidenschaftlich für sein Volk tätig. Von Bedeutung wurde die große Tätigkeit des Philologen Kopitar (1780—1844), eines geborenen Oberkrainers, der zum Kreise von Zois gehörte und seit 1808 in Wien wirkte. Er verfaßte 1808 die erste kritische slovenische Grammatik nach dem Krainer Dialekt, die Grundlagen für die neue Schriftsprache nach den protestantischen Schriftstellern und der lebendigen Volksmundart legend; in langen Streitigkeiten kristallisierte sich ihre äußere und innere Gestalt, besonders die „illyrische" Bewegung Gajs regte bedeutend an: 1839 gab in neuer Rechtschreibung Vraz seine „Narodne pjesni illirske" heraus, Bleiweis seine „Novice" seit 1846. Die Einheit der Schriftsprache, ihre Angleichung an das Serbokroatische wurde um 1850 erreicht, theoretisch verankert in der slovenischen Grammatik (Slovenska slovnica, Klagenfurt 1854) und dem „Vollständigen Handwörterbuch der slovenischen und deutschen Sprache", 2 Bde., 1851, von Anton Janežič.

In Prešeren (1800—49) bekamen die Slovenen einen echten und ihren bedeutendsten Dichter, — seine gesammelten Gedichte („Poezije") erschienen im Jahre 1846; er ist vor allem Lyriker voll tiefen und reinen Gefühls, Sprache und Form einfach und echt, doch war er auch ein Meister der Gasele und des Sonetts.

Mächtig zur Vertiefung aller literarischen Neigungen trug die Zeitschrift von Janežič „Glasnik Slovenski" 1858—68 bei. Eine große publizistische und dichterische Tätigkeit entfaltete unter schwierigsten Verhältnissen Fran Levstik (1831—87), der auf Grund intimster Kenntnis seiner Muttersprache die Grundlage für die moderne künstlerische Prosa legte. Ein beliebter Lyriker der Folgezeit war Gregorčič (gest. 1906), dessen drei Gedichtsammlungen zwischen 1882 und 1902 herauskamen. Der slovenische Prosaroman fand in Jurčič (1844—81) einen tüchtigen Vertreter („Deseti brat, 1866"). Den Realismus führten in die Literatur der Slovenen vor allem Kersnik und Detela ein. In den folgenden Jahrzehnten sind zahlreiche Dichter und Schriftsteller hervorgetreten, ohne außerhalb ihres Volkes Beachtung zu finden, — die Schriftsprache hat sich bis zur Gegenwart den tausend Anforderungen des modernen Lebens gut anzupassen verstanden.

Literatur: Ramovš, Historična gramatika slovenskega jezika, Bd. 2, Laibach 1924; Kratka zgodovina slovenskega jezika, Teil 1, Laibach 1936. Sket, Slovensko-slovstvena čitenka, 2. Aufl., Wien 1906. Pleteršnik, Slovensko-nemski slovar, 2 Bde., Laibach 1894—95 (wichtig wegen der sorgfältigen Akzentbezeichnung). Štrekelj, Historična slovnica slovenskega jezika, Marburg a. d. Drau 1922. I. Grafenauer, Kratka Zgodovina slovenskega slovstva, 2. Aufl., Laibach 1920.

B. Die Westslaven

§ 21. Den seit langem in der Slavistik üblich gewordenen Ausdruck „Westslaven" tut man gut nicht auf die Goldwaage zu legen. Die Philologie und auch die Linguistik haben von je wie andere Disziplinen sich der Gruppierungen und Schematisierungen bedienen müssen, um vor allem in die Stoffmassen Ordnung zu bringen; als Ordnungsprinzip und Arbeitshypothese muß man auch unsern Begriff vor allem ansehen, — dann aber leistet er das Begrenzte.

Die Sprachen und Völker, die wir hierher rechnen, sind in geschichtlicher Zeit in ganz anderer Weise zerklüftet, als es im Ostslavischen der Fall ist (§ 41), und natürlich weist das in vorgeschichtliche Perioden zurück. Daß sie in den sog. Zeiten der slavischen Einheit sich irgendwie zusammenschlossen, die Sprachen, ohne darum die gemeinsame Fühlungnahme und die mit anderen Dialekten zu verlieren, nehmen wir an. Gemeinsame Sprachneuerungen, auf die die Linguistik mit Recht besonders Gewicht legt, sind nicht sehr zahlreich: am bedeutungsvollsten ist, daß die Lautverbindungen *-kt-* vor palatalen Vokalen und *-tj-* einheitlich westslavisch als *-c-* erscheinen, z. B. in *noc* „Nacht" aus altem **noktis* (lit. *naktìs*). Daneben sieht man, daß der alte Stamm **vьśe-* „ganz, all" (lit. *vìsas*) westslav. als *vše-* erscheint (aksl. *vьsego* ist po. *wszego*) oder altes **mus'ě* (zu *mucha* „Fliege") ist westslav. **mušě* (ačech. *múšě*) gegenüber aksl. *musě* und ukr. *músi*. Auch wandelte sich in der Konsonantengruppe *-sk-* in gleicher Lage dort in *-sc-*, wo *-ch-* als *-s-* erscheint: also aksl. in *-sc-* (*dъscě* zu *dъska* „Brett"), während in den Sprachgebieten, in denen wir *-š-* finden, also im Westslavischen, die Gruppe *-šč-* erscheint (po. *Polszcze* und ačech. *Polščě*).

Das ist nicht viel, freilich gewichtig. Gemeinsam hat das Westslav. auch manch Altes erhalten: so vor allem anlautendes *k'v'-* und *g'v'-* (po. *kwiat* und *gwiazda*) gegenüber den palatilisierten süd- und ostslav. *cv-* und *(d)zv-* von russ. *cvet* und *zvezdá* oder *-tl-* und *-dl-* in čech. *pletl* und *vedl* gegenüber russ. *plël* und *vël*. Wobei darauf aufmerksam zu machen ist, daß diese beiden konservativen Lauterscheinungen über den westslavischen Bereich hinausgreifen: Erhaltung von *t-* und *-d-* vor *-l-* ist in slovenischen Mundarten (§ 20) und im alten ostslavischen Dialekt von Pleskau gesichert (§ 41). Weiterhin kennen wir die Erhaltung von *kv-* und *gv-* im Anlaut auch ostslav. dial. (§ 41). In einem alten wichtigen Gegensatz zum Südslav. und einem alten Zusammenklang mit dem Ostslav. steht das

Westslav. hinsichtlich der Endung im Gen.Sg. und Nom.Akk.Pl. der weichen *a*-Stämme sowie im Akk.Pl. der weichen *o*-Stämme: es heißt aksl. *dušę*, skr. *dúšē*, gegenüber westslav. *duše* (čech.-slvk., sorb., poln.) und ukr. *duší* und *dúši*; westslav. *volě* (ačech. *vóle*, poln. *wole*) und ukr. *voli* gegenüber aksl. *vol'ę*; westslav. *koně* (ačech. *koně*, poln. *konie*) sowie altru. *koně* gegenüber aksl. *konę*.

Aber wie groß ist die Zerklüftung in den westslavischen Sprachen — gegenüber der Konformität des Südslav. auf der einen, des Ostslav. auf der anderen Seite — bei der Behandlung der Lautgruppen *tort/tert* und *telt/tolt*, — wobei (in der Gruppe *-tort-*) das Westslavische sogar drei Fortsetzungen zeigen kann, das Tschechisch-Slovakische, das sich auf die Seite des Südslavischen schlägt, das Sorbisch-Polnische (zu dem teilweise auch das Ostseeslavische gehört, s. § 33) und das Ostseeslavische (teilweise auch das Polnische).

In geschichtlicher Zeit aber — und das ist nun freilich sehr bedeutungsvoll und durchaus grundlegend — ist das Gesamt des Westslavischen in drei Gruppen zu sondern, deren Siedlungsraum sich in großer Länge und geringerer Breite sichtlich von Osten nach Westen gefüllt hat, so daß wir eine gemeinsame Ausgangslandschaft im Stromgebiet der Weichsel, und zwar auf dem westlichen Ufer, anzunehmen haben werden.

1. Im Süden erstreckt sich in geschichtlicher Zeit das Tschechisch-Slovakische, das die Verbindung mit dem Südslavischen herstellt, an das es einst — vor dem Einbruch der Ungarn und Deutschen in den Donauraum — grenzte.

2. Das Sorbische, das wieder das natürliche Bindeglied mit dem Lechischen bildet.

3. Das Lechische, disparat, mit dem Polabischen auf dem West- und dem Polnischen auf dem Ostflügel und dem Pomoranischen im Mittelraum. Verbindungsglieder liegen überall vor — viele sind für uns verloren, denn die bald einsetzenden Zentralisierungsbestrebungen einzelner Stämme haben manches Alte zum frühen Absterben gebracht.

Als spät genug, die westslavischen Völker in Erscheinung treten, ist ihre Eigenart schon voll ausgebildet, wenigstens in sprachlicher, nur teilweise in geistiger Hinsicht; Räume, wie der tschechische, sorbische und polnische, heben sich klar heraus in ihrer Eigengesetzlichkeit. Jetzt finden wir sofort die Menge der Varietäten, die sich in geschichtlicher Zeit vor unseren Augen verstärken, so daß die Spezialisierung wächst. So ists vor allem im Sprachlichen: halten manche Gebiete die alten Nasale unberührt fest, so kennen sie andere bald nicht mehr, z. B. das Tschechische im 10. Jh. Es dauert nicht lange, daß die völkische Sonderart sich im Schrifttum zu offenbaren beginnt.

Wie sich die einzelnen Völker bildeten, wissen wir nicht. Das Einwandern in ihre späteren Sitze — so weit sie wandern mußten — wird aus einem langsamen Sichvorschieben von Ost nach West und Südwest bestanden haben, das Jahrhunderte andauerte, in einem der ersten nach-

christlichen Jahrhunderte (etwa im 2. oder 3.) anhub. Die Zeiten, die wir für die Einwanderung angeben, hat man im ganzen als die Zeiten des völligen Abschlusses einer mutmaßlich sehr langsamen Verschiebung zu denken. Am ehesten könnte die Vorgeschichte zu näherer Einsicht uns führen, — alle anderen Hilfsmittel versagen.

Literatur: Porzeziński, O stosunkach wzajemnych języków zachodniolowiańskich, Slavia occidentalis, Bd. 3/4 (1925), S. 215; Niederle, Slovanské starožitnosti, Bd. 3 (Původ i počátky Slovanů západních), Prag 1919; Boguslawski, Dzieje Słowiańszczyzny północno-zachodniej do połowy XIII w., Bd. 1—4, Posen 1887—1900 (inhaltsreich, aber unkritisch und tendenziös); Slavia occidentalis, Posen 1921—38, Bd. 1—18.

1. Die Tschechoslovaken

§ 22. Zwei seit alters aneinander grenzende, in Ursprung und allgemeiner Wesensart eng verbundene Völker, — ihre Sprachen stehen sich so nahe, daß man nicht umhin kann, ihnen für die Zeit vor etwa anderthalb Jahrtausenden einen einheitlichen Grund zu geben. Wohl haben andere natürliche Verhältnisse, die eigenartige menschliche Entfaltung im Raume und im Ablauf der Geschichte, die verschiedenartig genug verlief und gelegentlich eigenartige Dominanten erzeugte (wie tief z. B. mußte auf der einen Seite das lange Vorwalten deutschen, auf der anderen des ungarischen Einflusses wirken!), schließlich zwei Völker und Sprachen entstehen lassen; aber die gemeinsame Grundlage ist heute noch deutlich und greifbar, und ebenso kann die bedeutende Differenzierung nicht geleugnet werden: wie o. § 12, 1 und § 17 betont wurde, anläßlich ähnlicher Probleme, greift die Philologie, auch die politische Geschichte nicht an das Entscheidende heran und beschreibt vorläufig mehr die Oberfläche. Die beiden Pole der Zusammengehörigkeit und der Andersartigkeit dürften auch in Zukunft, so sie es in der Vergangenheit war, über die einzelnen geschichtlichen Phasen abweichend bestimmen.

Tatsächlich hebt sich das Slovakenland schon von Natur aus scharf von dem einheitlicheren tschechischen Siedlungsgebiet in Böhmen, Mähren und Schlesien ab: dort als Entscheidendes das Karpatenland, nach Süden und damit nach Ungarn sich öffnend und ihm sich verbindend, dort, durch Gebirge geschützt, das fruchtbare Ackergebiet, das wenigstens in Böhmen den Ausgang der eigentlich tschechischen Geschichte bildet und sogar im 17. und 18. Jh. mit seinem furchtbaren völkischen Niedergang unzerstörbarer Kraftquell blieb. Zudem hat seit dem 12. Jh. sich zwischen den tschechischen und slovakischen Raum eine Kulturgrenze gelegt, die den ersteren, zu Mitteleuropa und zur deutschen Kultursphäre gehörigen, von dem der primitiveren und einförmigeren Bauernkultur des Ostens abtrennt, — eine Tatsache, die sich ebenso als trennend wie als segensvoll verbindend auswirken kann.

Sprachlich zunächst gesehen, bedeutet das Obige, daß im Hintergrund eine alte Einheit steht, die nicht so starr war, daß nicht in den Flügeln

Abweichungen entstanden, durch den Mittelraum aber immer zusammengehalten; die Differenzierung konnte sich dabei an ein slavisches Nachbarvolk anlehnen; z. B. ist es dialektgeographisch durchaus verständlich, wenn das Slovakische trotz seiner Eigenart und trotz aller Verbindung mit dem Tschechischen eine gewisse Identität mit dem Südslavischen zeigt, was ja für die gesamte Gruppe im Falle von *hrad* und *hlad* gilt, — darum braucht nicht mit Florinskij und Czambel oder Conev das Slovakische aus seinem natürlichen Zusammenhang mit dem Westslavischen im weiteren und dem Tschechischen im engeren Sinne gelöst zu werden. So ist uns das Tschechische in seinem engeren Sinne als das Böhmische der Westflügel gegenüber dem Ostflügel des Slovakischen, — das Mährische samt dem Schlesischen stehen in der Mitte, die Flügel zusammenhaltend. An den sprachlichen Isoglossen läßt sich das häufig ganz deutlich demonstrieren. Es bedeutet also ein Mißverständnis, das aus zu geringer Kenntnis allgemeiner Sprachgesetze, aber auch aus verblendendem Nationalismus folgt, wenn Czambel das Slovakische ablösen wollte.

Die gesamte Gruppe wird nun durch einige Sprachneuerungen zusammengefügt, die z. T. alt sind, z. T. erst vor und nach 1000 p. Chr. liegen und damit zeigen, wie lange das Sprachterritorium noch im gängigen Verkehr von einer Peripherie zur anderen war.

Daß in der Behandlung der Gruppen *tort tolt* und *tert telt* das Tschechisch-Slovakische mit dem Gesamtsüdslavischen zusammengeht, war mehrfach vermerkt. An Sprachneuerungen fällt z. B. gemeinsames *-u-* für *-ǫ-* auf, das im 9. Jh. noch erhalten war: tschech.-slvk. *ruka* aus *rǫka*; altes *-ę-* hat einst einen *ä*-ähnlichen Laut ergeben, der in der Folgezeit sich eigenartig entwickeln konnte. Eigentümlich der Gesamtgruppe ist die Ausbildung von Quantitätsverhältnissen gewesen, die nicht ganz gleichmäßig sich gestalteten, doch in großen Linien die Einzigartigkeit gegenüber den angrenzenden Slavinen zeigen. Sie hängen z. T. mit einer durchgreifenden Akzentregelung zusammen, der Bindung des früheren „freien“ Akzentes auf die erste Silbe eines Wortes. Es ist der Gegensatz von *hrad hlad* (ru. *górod* und *gółod*), *tělo* (skr. *têlo*) im Gegensatz zu *kráva bláto* (ru. *koróva* und *bołóto*), *stádo* und *lýko* (skr. *stȁdo* und *lȉko*). So hat sich in tschechoslvk. Zeit ein durchgehender Gegensatz herausgearbeitet der Längen *á ú í ý ie ę̄ ǭ* und der Kürzen *a u i y ě ę̆ ǫ*. Nur daß der Gegensatz nicht immer unseren theoretischen Erwartungen entspricht; vor allem hebt sich das Ostgebiet mit einer Bevorzugung der Kürzen heraus (mähr.-slvk. *jama skala lipa* gegenüber tschech. *jáma skála lípa*).

Insbesondere sind die zahlreichen Kontraktionen für das Tschechisch-Slvk. charakteristisch, obwohl sie an sich auch anderen Slavinen nicht fremd sind; aber auf unserem Gebiet haben sie sich fast extravagant entwickelt und weiteste, sonst unbekannte Ausdehnung erfahren.

Der gesamten Gruppe war es eigentümlich, daß die beiden sog. starken Jerlaute ein volles, aber eintöniges *-e-* ergaben (bei Ausfall der schwachen Jerlaute wie anderswo): *den* neben *dne*, *pes* neben *psa* und *sen* neben *sna*

und *krev* neben *krve* (ru. *denь* und *pës*, *son* und *krovъ*). Über das ganze Gebiet ging — wohl erst im Ausgang des 12. Jhs. (*gora* wurde zu *ʒora*, dann zu *hora*) — die Verwandlung des Verschlußlautes *-g-* zum Reibelaut *-ʒ-* und zum Hauchlaut *-h-*. Während die Ersetzung alter *-ьr/ъr-* und *-ьl-/-ъl-* durch sonantisches *-r-* und *-l-* in tschech. und slvk. *trh* und *vlk* sich neben *hrad* und *hlad* stellt, und wie dies die Verbindung zum Südslavischen, wenn auch nicht in seinem vollen Umfang, aufnimmt.

Wir verdanken es besonders Albert Pražák, Češi a Slováci, Prag 1929, und N. v. Wijk, Cechies — Slovaaks — Čechoslovaaks, Amsterdam 1928, daß wir die Geschichte der Benennung unserer Sprachgruppe überschauen können. Grammatisch ist der Ausdruck „Tschechoslovaken" ebenso zu verstehen wie der „Serbokroaten" oder latein. duodecim als Addierung, d. h. Čech + Slovák ergeben Čechoslovák. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit ist alt und kommt in der Nomenklatur zum Ausdruck: er ist im 19. Jh. von J. M. Hurban, also einem Slovaken, geschaffen, der soeben auf einer Reise die Einheit des tschechisch-mährisch-slovakischen Gesamtgebietes, d. h. des Čechoslovensko erlebt hatte (1839). Kollár spricht im gleichen Jahre von Čechoslava als dem „Gebiet vom Böhmerwalde bis zur Tatra". Früher hatte man alle Stammesmitglieder nebeneinander hergezählt, z. B. hatte Palacký Čechy, Morava, Slezsko a uherské Slovensko als zusammengehörig bezeichnet.

Literatur: Československá vlastivěda, Bd. III, Jazyk, Prag 1934 (darin als wichtigste Arbeiten Hujer, Entwicklung der čechoslvk. Sprache; Havránek, Die čechischen Dialekte und Vážný, Die slovakischen Dialekte, S. 1ff., 84ff., 219ff.).

a) Die Tschechen

§ 23. Die umwälzenden Ereignisse des Jahres 1945 bringen im Ausmaß des Sprachgebietes der Tschechen Veränderungen von unübersehbarer Tragweite mit sich, — eine siebenhundertjährige deutsche Geschichte und Kolonisationsbewegung wird in der Gegenwart ausgelöscht. Wieviel von Deutschtum im Rahmen der erneuerten Tschechoslovakei, diesem sehr lebenskräftigen Gebilde, das niemals hätte angetastet werden dürfen, erhalten bleibt, ist im Augenblick nicht zu übersehen, — zusammenhängendes Sprachgebiet wird sich schwerlich erhalten lassen. Dennoch bleiben die im folgenden wiedergegebenen Grenzen für die Zukunft von Bedeutung; denn auch in Zukunft wird sich das tschechische Neuland vom Altland unterscheiden, — schon sprachlich, aber auch kulturell, so daß die Grenzen nicht nur historische Bedeutung besitzen.

Das tschechische Sprachgebiet umfaßte, allgemein ausgedrückt, einen Teil von Böhmen, Mähren und Österreichisch Schlesien, griff an einigen Punkten nach Preußisch Schlesien und Niederösterreich hinein.

Westlicher Punkt lag in Westböhmen bei Taus (Domažlice), wo sich die tschechische Sprache ganz der bayrischen Grenze näherte. Von hier ging die Sprachgrenze ostwärts an die Radbuza, westlich von Pilsen

vorüber, nordwärts nach Manetín, ostwärts in die Umgebung von Rakonitz (Rakovník), dann nordwärts an die Eger, die zwischen dem deutschen Postelberg (Postoloprty) und dem tschechischen Laun (Louny) erreicht wurde. Die Nordgrenze lief über Třebnitz (Třebenice) nach Theresienstadt (Terezín) an die Elbe, ging nach Liboch bis nördlich von Melnik, wandte sich energisch nach Nordosten zum Jeschken (Ještěd), durchquerte ihn, ging zum nördlichsten tschechischen Dorf a. d. Iser, nach Pasek, so daß bei Neuwelt die preußische Grenze erreicht ist. Hier begann die Ostgrenze, die nach Südosten verlief über Hohenelbe (Vrchlabí) nach Königinhof (Králové dvůr) und Jaroměř a. d. Elbe; sie wandte sich nördlich über Eipel (Úpice) nordwärts nach Náchod, überschritt die preußische Grenze nördlich von Kudowa (Chudoba) — hier liegt „der böhmische Winkel", Rest von Tschechen, die einst einen größeren Teil der Grafschaft Glatz bevölkert haben; ein schmaler Streifen von etwa 10 km Länge und 3 km Breite mit 9 tschechischen Dörfern und 5000 Tschechen, die überwiegend katholisch sind (Kubín, Lidomluva Čechů Kladských, Prag 1913). In Böhmen ging die Ostgrenze weiter von Reichenau (Rychnov) über Rokitnitz (Rokytnice) — das Adlergebirge blieb als deutsch im Norden — nach Gabel (Jablonné), zum deutschen Schildberg und zur mährischen Landesgrenze.

In Mähren war das tschechische Sprachgebiet nicht so klar vom deutschen gesondert wie in Böhmen: tschechische und deutsche Siedelungen durchschnitten sich vielfach, Sprachinseln waren häufiger anzutreffen. Ich nenne als Grenzorte das deutsche M.-Schönberg, dann das tschechische Littau (Litovel) im Nordwesten von Olmütz; über Sternberg ging es bei Sponau (Spálov) im Westen des deutschen Kuhländchens an die schlesische Grenze, in die Gegend von Neutitschein (Nový Jičín), nordwärts über Stramberg an Troppau (Opava) vorüber nach Neplachowitz (Neplachovice) an die preußische Grenze.

Das der zweite Punkt, wo tschechische Siedelungen in preußisches Gebiet übergriffen: es ist vor allem das Viereck zwischen Oppa (Opava), Oder, Zinna (Pština), bezeichnet durch die Orte Troppau, Mährisch Ostrau (Mor. Ostrava), Oderberg (Bohumín), das berühmte „Hultschiner Ländchen" (Hlučínsko hatte 1910 unter 45396 Einwohnern 6489 Deutsche). Darüber hinaus befinden (oder befanden ?) sich tschechische Sprachinseln auf schlesischem Boden in Bauerwitz (Bavorov) a. d. Zinna samt drei weiteren Dörfern, sowie die jüngeren, von Friedrich dem Großen zugelassenen Niederlassungen bei Strehlen usw. Hier an der Zinna grenzen Tschechen und Polen aneinander: beim Einfluß der Olša in die Oder beginnt ein binnenslavisches Kampfgebiet, das Teschener Gebiet (Těšínsko), zwischen Oderberg im Norden und dem Berge Súlov in den Karpaten im Süden, zwischen Ostravice und Olša, dies an Bodenschätzen reiche Land, eines der bedeutenden europäischen Kohlenbecken und wichtiges Industrierevier. Die völkischen Verhältnisse sind durch die moderne Zeit schwierig geworden, kaum zu entwirren, obwohl in den

ländlichen Bezirken das tschechische und das polnische Gebiet auseinandergehalten werden kann (Kärtchen bei Havránek Jazyk, S. 212).

Vom Jablunkapaß in den Westbeskiden an grenzt tschechisches und slovakisches Sprachgebiet aneinander — es kommt die Mährische Slovakei im Osten (Moravské Slovensko, Bd. 1, Prag 1918), das etwa so im Westen abgegrenzt werden kann: die tschechisch-slovakische Sprachgrenze läuft von den Karpaten westwärts im Norden des Tales der Unteren Bečva und der Bečva an Wal. Meseritsch (Valašske Meziříčí) vorüber bis in die Gegend von Leipnik (Lipník), wendet sich über Bistritz (Bystřice) am Hostein (Hostýn) und an Holleschau (Holešov) vorbei zur March bei Ostrokovice, südwestlich in der Richtung des Marsgebietes und Steinitzer Waldes nach dem deutschen Auspitz (Hustopeč) und Lundenburg (Břeclav), wo die Thaya (Dyke) erreicht wird. Bei Auspitz beginnt wieder die tschechisch-deutsche Sprachgrenze, — sie wird südlich zurückweichen bis an die Grenzen von Tschechoslovakei und Österreich; sie ging über Znajm (Znojmo), nordwestlich nach Datschitz (Dačice), dann westwärts, zuerst nach Königseck (Kumžák), wo Böhmen erreicht wurde, weiter nach Neuhaus (Jindřichov Hradec), über Krumau (Krumlov), Prachatitz (Prachatice), Winterberg, Innergefild, nahe der Moldauquelle im Böhmerwald, Schüttenhofen (Sušice), Neugedein (Nová Kydně) zur Umgebung von Taus zurück.

Die größte Länge dieses so bemerkenswerten Gebietes von Taus bis zum Berge Súlov betrug etwa 400 km, die größte Breite zwischen Theresienstadt und Krumau etwa 180 km, während es in Mähren zwischen Auspitz und Litau nur 90 km breit war.

Sieht man von manchen mährischen Gegenden ab, so war das tschechische Sprachgebiet im ganzen abgeschlossen und einheitlich; in der Regel stieß tschechisches Gebiet an deutsches. Doch gab es natürlich Sprachinseln, deutsche z. B. in Prag (1918 etwa 30000 Deutsche), Budweis, Iglau, Olmütz usw. Tschechische Sprachinseln waren seltener, vor allem Dux und Brüx im Kohlenrevier. Auch alle diese Verhältnisse sind nunmehr grundlegend geändert.

§ 24. Die tschechischen Dialekte.

Wir überschauen die Verhältnisse heute bereits genügend, wenn auch eine Durcharbeit im einzelnen an vielen Punkten erforderlich sein wird.

Zwei große, geographisch bedingte Gruppen unterscheiden wir: das Böhmische, d. h. das Tschechische im engeren Sinne, die Sprache des slavischen Böhmens; daneben das Mährische. Diese Zweiteilung entspricht uralten geschichtlichen Tatsachen, — auch in der Folklore, in der religiösen Gesinnung, und einer verschiedenartigen Charakterentwicklung, bei aller Ähnlichkeit der Art, treten sie zutage.

A. Das Böhmische geht an zwei Stellen über die Grenzen Böhmens hinaus: zunächst gehört hierher der uns bekannte „Böhmische Winkel“ (s. o.); ferner im südwestlichen Zipfel von Mähren, im Osten durch Rado-

stín und Opatau (Opatov) begrenzt, westlich von Trebitsch, Scheletau (Želetov) bei Telč, — das ist das moravskočeské nářečí.

Dieses böhmische Sprachgebiet ist im ganzen bemerkenswert einheitlich. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der seit reichlich 700 Jahren als Umgangs-, Kultur- und Schriftsprache geformte Dialekt von Prag und Umgebung stark nivellierend auf die Dialekte Böhmens gewirkt hat. Alte Varietäten starben unter diesem Druck ab: so heben sich stärker nur die Randgebiete ab vom Zentraldialekte in Prag samt weiterer Umgebung — für diesen ist im wesentlichen das charakteristisch, was die Umgangs- und Schriftsprache bezeichnet, wenn auch vielfach auf einer tieferen Ebene (Wortschatz, Syntax). Vom Zentraldialekt hebt sich schärfer ab:

a) der südwestliche Dialekt im Gebiet der Otava und im Gebiet von Pilsen, Taus, in der Monographie von Dušek, Hláskosloví nářečí jihočeských, 3 Hefte, Prag 1894—1908 beschrieben. Bei ihm fällt die Abneigung gegen vokalischen Anlaut auf (*haž* „bis", *hučitel* „Lehrer"). Zu ihm gehören der Doudleber Dialekt im Osten von Krumau, der altertümlichste im ganzen böhmischen Gebiet, und der berühmte chodische Dialekt um Taus und Neugedein, die Sprache der Choden, der alten Grenzwächter im Böhmerwald, die auch Buláci heißen, weil sie *bul* statt *byl* sprechen. Die ältere Generation kannte vor über einem halben Jahrhundert noch den Unterschied von *l* und *ł*, hielt auch am alttschech. *-ú-* noch fest (*kúsek* und *lúka*).

b) Der nordöstliche Dialekt wird in den Gebieten Turnau (Turnov), Gitschin (Jičín), Königinhof (Králové dvůr), Chrudim, Hohenmaut (Vysoké Mýto), Leitomischl (Litomyšl) gesprochen, zu ihm gehört die Riesengebirgsmundart: charakteristisch für sie z. B. die Aussprache *kau̯ka prau̯-da* und *leu̯* (Gen. *lva*).

c) Der Böhmische Dialekt in Mähren (česko-moravské nářečí) ist ein typischer Übergangsdialekt, der viel Mährisches in sich aufgenommen hat: böhmisch ist die Diphthongierung von *-ú-* und *-ý-* zu den klar artikulierten fallenden *-ou-* und *-ei-*. Dagegen sagt man nach mährischer Art *bel* für *byl*, hat das alte *-šč-* erhalten u. a. m. Diese Mundart kennt drei Varietäten je nach dem Grade des mährischen Einschlages, der natürlich bei Entfernung vom böhmischen Boden zunimmt, s. Hošek, Nářečí česko-moravské, 3 Hefte, 1900—1905.

B. Das Mährische ist die Sprache von Mähren und Schlesien, soweit sie tschechisch sind. Auch diese Mundart greift über diesen Bereich hinaus — wie beim Böhmischen ist es noch nicht untersucht, ob es lediglich eine Frage des reinen Hinausgreifens einer vitalen Mundart ist oder nicht vielmehr eine Frage der Siedlungsgeschichte, was wahrscheinlich sein dürfte —, und zwar bei Polná und Polička nach Böhmen und ins preußische Schlesien, denn die Sprache des Hultschiner Ländchens, von Tschechen in jüngerer Zeit kolonisiert, ist mährisch (lachisch).

Literatur: Trávníček, Dialektologická mapa moravská, Praha 1926.

1. Das Hanakische ist die Sprache der Hanaken, der Hauptdialekt Mährens, das eigentlich Mährische, Mundart zunächst der Landschaft Haná zwischen Wischau (Vyškov) an der Hana, die in die March geht, Prerau a. d. Bečva, Olmütz und Proßnitz (Prostějov).

Zum „Mittelmährischen“ erweitert, reicht das Hanakische im Süden bis Znaim und Auspitz, im Norden an die Sprachgrenze zum Deutschen, im Osten an die zum Slovakischen. Sein spezifisches Merkmal ist ein ganz abweichendes Vokalsystem, das auf eigenartiger Grundlage ruht; dazu ist manches Altertümliche erhalten, z. B. altes *-šč-* gegenüber böhm. *-št'-*, Partizipia wie *pija*, *bud'a* und *plet'a*.

Im Gegensatz zum einheitlichen Sprachcharakter Böhmens fällt die mundartliche Zerrissenheit in Mähren auf: das Hanakische gliedert sich in viele Unterdialekte, deren Bewegung von Westen nach Osten geht, und die z. T. uralte Spracherscheinungen bieten, für die geschichtliche Betrachtung des Gesamttschechischen von großer Bedeutung. Es fehlte auf mährischem Boden, der von der zentralisierten Kultur Prags ablag, der einebnende Einfluß der Prager Sprache.

Als wesentliches Charakteristikum gilt für die hanakischen Dialekte das System langer Vokale ohne Diphthongen (*á é ó í ú* oder auch *á é ó* im Gegensatz zum böhm. *á ej ou í ú* oder den durchaus kurzen lachischen Vokalen).

Im Gegensatz zu Bartoš, der dem Hanakischen 12 Untermundarten zuschrieb, die z. T. ganz geographisch angeordnet waren, baut Havránek das Dialektsystem des Hanakischen vom Zentraldialekt (A) um Prostějov — Proßnitz auf, neben ihm die westliche Gruppe (B) um Gr. Meseritzsch (Velké Meziříčí) und Lettowitz (Letovice), die Südliche (C) um M. Budwitz (Moravské Budějovice) und Znaim samt zwei Übergangsstreifen; hinzu (D) kommen Randmundarten, vor allem im Westen und im Osten.

2. Das Lachische (Havránek S. 180ff.) ist die Sprache der „Lachen“ (Laši, ihr Gebiet heißt Lašsko, die Sprache Laština), die im Gebiet von Troppau siedeln, soweit es tschechisch war, im Hultschiner Ländchen, im Teschener Gebiet, soweit es tschechisch war, und in Mähren in einem Keil zwischen Ostravice und Oder mit den Städten M. Ostrau, Místek, Braunsberg, Freiberg bis südlich Suchdol, Neutitschein, Stramberg und Frankstadt bis zum Jablunkagebirge hin.

Die Bezeichnung ist nicht volkstümlich, sondern gelehrt, erst im 19. Jh. entstanden, um den Einfluß des Polnischen anzudeuten. Das Lachische, das wissenschaftlich besonderes Interesse beansprucht als „Übergangsdialekt“, tritt in dem zerklüfteten Gebiet recht verschiedenartig auf (in ihm unterscheidet Havránek einen Troppauer, Ostravicaer und Mährischen Typ). Besondere Merkmale sind: Betonung auf der vorletzten Silbe wie im Polnischen; Aufgabe des klaren Unterschiedes zwischen langen und kurzen Silben zugunsten der letzteren — wie im Polnischen gibt es nur kurze Silben; im Osten wird altes *-á-* häufig zu *-o-* (während altes *-ǎ-* er-

halten ist); und polnischer Einfluß zeigt sich in der Behandlung von palatalisiertem *-d-* und *-t-*, die freilich verschiedenartig sein kann. Im übrigen fallen aber z. B. die Ausdehnungsgebiete der Längenkürzung und der Akzentverschiebung keineswegs zusammen, so daß ein recht buntes System durch die Isoglossen entsteht.

Nach v. Wijk (Die tschechisch-polnischen Übergangsdialekte, Amsterdam, Akademie 1928 und Slavia 7,225) umfaßt das Lachische zwei geschichtlich ganz verschieden zu bewertende Schichten: die tschechisch-polnischen Übergangsmundarten mit systematisch durchgeführten tschechischen Lauterscheinungen neben polnischen ebensolcher Art, hauptsächlich Kürzung akutierter haupttoniger Längen; Vokaldehnung vor tönendem Silbenauslaut; Übergang von *-a-* zu *-o-* und Pänultimabetonung (kein alter Zug); an zweiter Stelle tschechische Mundarten mit Polonismen geringerer Bedeutung.

Literatur: Šembera, Základové dialektologie československé, 1864; Bartoš, Dialektologie moravská, 2 Tle., 1886/95, und Dialektický slovník moravský, 1906; Havránek, Jazyk in Československá vlastivěda, Prag 1934, S. 84—218.

§ 25. Volk, Sprache und Schrifttum der Tschechen.

1. Über die vorgeschichtliche Zeit von Böhmen und Mähren sind wir verhältnismäßig gut orientiert (Josef Schránil, Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens, Berlin-Leipzig 1928); große Teile waren nach Christi Geburt vom keltischen Stamme der Boii, später von Markomannen besetzt, die im 5. Jh. ihre alten Sitze größtenteils geräumt haben; im 6. Jh. (in Anfängen sicherlich schon früher) dürfte die Landnahme durch die slavischen Stämme erfolgt sein, wobei die Einwanderung aus dem Raume nördlich der Karpaten, von Nordosten her, in kleineren Einheiten von Geschlechtern und Stämmen erfolgt ist (§ 21). Ein Einigungsprozeß ist in Böhmen, unter dem Hause der Přemysliden, langsamer erfolgt als in Mähren — beschleunigt wurde das Tempo durch den avarischen Druck des 6. und 7. Jhs. Von den alten Stämmen nenne ich nur die wichtigsten: im Gebiet der mittleren Eger saßen in fruchtbarem Wiesenland und danach benannt die Lučane (ostslavische Lučane als Bewohner von Luck sind in der Nestorchronik z. J. 1085 genannt, vgl. Ortsnamen Lučany — Wiesenthal in Böhmen) — um 800 finden die entscheidenden Kämpfe mit den Tschechen um die Vorherrschaft statt; in Nordböhmen wohnten die Chorvate, gleichnamig mit dem Stamme im Süden und Osten des Slavenraumes (§ 17 und § 50.1): ihre Sitze lagen östlich der Iser und südlich des Riesengebirges, bis ins Glatzer Bergland hinein.. Im Süden benachbart waren die Zličane in der Landschaft Zlicko, deren Herrschaft im 10. Jh. sehr ausgedehnt war, und die lange im Antagonismus zu den Tschechen standen, bis ihre Macht i. J. 995 endgültig von den Tschechen gebrochen wurde. Ihre Zentren waren die Burgen Libice (an der Elbe) und Kouřim (westlich von Kolín).

Das sind die nördlichen und nordöstlichen Stämme, jenseits deren Grenzen in dem weiten, meist noch unbewohnten Gebiet vom Erzgebirge

bis zum Jeschken die sorbischen Stämme siedelten, ein wenig sogar nach Böhmen hineinstoßend.

Südböhmen war in der Hand des Stammes der Dudlebi (§ 19; es gibt heute einen Doudleber Dialekt s. auch § 41.1), über die wir nicht viel wissen: sie sollen von Süden her unter dem Druck der Avaren eingewandert sein. Im Zentrum des Landes, in der Umgebung von Prag, bis an die untere Eger und an die Elbe im Norden reichend, im Osten bis an das Gebiet der Zličane heran siedelten die Tschechen (Niederle III, S. 197ff.): hier hatten sich bereits in vorgeschichtlicher Zeit fünf Urgaue, die eigentlichen Tschechen, zusammengeschlossen. Ihr Name, im 10. Jh. erst sicher bezeugt, ist nicht zu deuten: Čech „Bohemus" mit dem Plural alt Češi, dann Čechové und Čechy, während das Land Čechy heißt. Die Parallele besonders mit dem Volksnamen Lech (§ 36) macht es wahrscheinlich, daß es sich um eine deminutive Bildung handelt, — weiteres ist heute nicht auszumachen.

Den Tschechen fiel die Aufgabe zu, die übrigen nahverwandten Stämme des Landes zu einer Einheit zu verschmelzen — das erfolgte im 10. Jh. endgültig unter Boleslav II. mit der grausamen Vernichtung des über die Zličane herrschenden Hauses der Slavnikinger in Libice, dem der Hl. Adalbert (Vojtěch) angehörte.

Um die March (Morava) und die Thaya (Dyje) herum finden wir zum Jahre 822 zum ersten Male die Moravane als Marvani genannt. Außer ihnen kennen wir in Mähren keine anderen Stammesnamen, und bereits in der ersten Hälfte des 9. Jhs. bildet sich seit Mojmír das sog. Großmährische Reich als erster geschichtlicher Einheitsstaat, tief ins slovakische Land übergreifend. Es macht den Eindruck, als ob die Staatsbildung hier an gewisse ältere Bestände anknüpfen konnte, da der Schwerpunkt des politischen Gebildes der von Samo im 7. Jh. vereinigten slavischen Stämme anscheinend auf das Marchfeld zu verlegen ist (Bohuslav Horák). Über die Rolle der mährischen Fürsten bei der Begründung eines slavischen Kirchenwesens war § 13 die Rede. Dem Ungarnsturm fiel i. J. 906 das Reich zum Opfer — seitdem übernimmt das Přemyslidenhaus in Böhmen die Einigungsaktion: seit dem 11. Jh. ,zwischen 1018 und 1021, durch die Eroberung Mährens durch Boleslav, sind Böhmen und Mähren dauernd verbunden.

In dieser frühgeschichtlichen Zeit unterscheidet der Vorgeschichtler (Schránil) die ältere Burgwallperiode, die mit der Ankunft der slavischen Stämme beginnt und mit dem Ende des 9. Jhs. abschließt, wenige Denkmäler hinterlassend. Dann die geschichtliche Fürstenperiode im 10. und 11. Jh., an deren Ende das Christentum eine kulturelle Umorientierung des Landes nach dem Westen durchführt — die staatliche Einigung war beendet, die Konsolidierung des Reiches im westeuropäischen Sinne schreitet nun rasch voran.

2. Für das tschechische Volkstum wurde, im negativen wie im positiven Sinne, die im 12. Jh. anhebende deutsche Kolonisation, weitgehend

von den Přemysliden gefördert, zum Schicksal: bis zu unserer Zeit, in der das kerntüchtige und energische tschechische Volk die Führung des Raumes übernimmt, nachdem es in den Jahrhunderten leidenschaftlichen völkischen Kampfes vielen Gewinn gehabt, aber auch ungeheueren Schaden gelitten hat. Prag, als Stadt eine deutsche Gründung, erfährt in allen seinen Bevölkerungsteilen am allerstärksten den Einfluß der im 12. und 13. Jh. wahrhaftig hohen deutschen Kultur, unter deren Einwirkung sich im 13. Jh. ein eigenes tschechisches Schrifttum zu entfalten beginnt.

Diesem eigentlichen Stadium eigener Sprach- und Schrifttumspflege ist indes auf böhmischem Boden noch ein älteres vorgelagert: neben dem Lateinischen, das dauernd seinen Einfluß üben wird, bald sich vorwagend, bald zurückgedrängt, finden wir im Böhmen des 10. und 11. Jhs. Spuren des Altkirchenslavischen, also des slavischen Gottesdienstes, der sich ja in Mähren einst entfaltet hatte. Pflegestätte war das Kloster Sázava, bis i. J. 1097 die slavischen Mönche aus dem Kloster vertrieben wurden („libri linguae eorum deleti omnino et disperditi nequaquam ulterius in eodem loco recitabuntur"). Altkirchenslavische Provenienz verraten im Tschechischen Ausdrücke der kirchlichen Terminologie, auch das alte Lied „Hospodine, pomiluj ny", sowie alte Glossen. Einflüsse aus Böhmen zeigen die „Kijever Blätter" und die „Prager Fragmente", beide in glagolitischer Schrift. Rettet sich von dieser ersten slavischen Kult- und Kultursprache auch einiges in den alttschechischen Bibeltext hinein, so ist die kräftige und — trotz aller Rückschläge — nie völlig unterbrochene Ausbildung der tschechischen Gemeinsprache und des tschechischen Schrifttums doch aus anderer Wurzel erfolgt.

Die Anfänge des echten tschechischen Schrifttums fallen ins 13. Jh., doch kann man von innerer und eigenständiger Tradition in ihm erst seit dem Beginn des 14. Jhs. sprechen. Vor dem 13. Jh. sind wir auf einzelne Worte und Namen in den das Feld beherrschenden lateinischen Quellen angewiesen, — besonders wertvoll sind sie bei dem Prager Kanonikus Cosmas (gest. 1125), der Tscheche war. In dieser Frühzeit können wir uns trotz der mangelhaften, unbekümmert vom lateinischen Alphabet ausgehenden Rechtschreibung ein genügendes Bild vom sprachlichen Zustand machen: im Wortschatz, dem der kirchlichen Sphäre, liegen neben den kirchenslavischen Ausdrücken entlehnte lateinische; Ausdrücke der sozialen Sphäre wiederum stammen gerne aus dem Deutschen (*rek, rada, rynek*). Aus der zweiten Hälfte des 13. Jhs. — es ist die blühende Zeit der letzten Přemysliden mit ihrer steigenden Kultur — stammen die ersten Lieder: die Rechtschreibung ist schon einen Schritt weiter gekommen, denn während man sich am Anfang mit dem reinen lateinischen Alphabet begnügt (*c* z. B. bedeutet *č* und *k* und *c* in *cas* und *cupiti* und *ciele*), nimmt man zu Ligaturen Zuflucht, so daß die Sonderung von *s* und *š*, von *c* und *č* möglich wird. Mundartliche Divergenzen finden wir nicht, — die tschechischen Schriftsteller gebrauchen die schon gestaltete Kultursprache, die auf dem böhmischen Zentraldialekt ruht.

Um 1300 steigt das Niveau steil an — im 14. Jh. wird das Tschechische die gepflegteste slavische Schriftsprache, die vielen Anforderungen genügen kann, nicht am wenigsten künstlerischen, z. B. in der Katharinenlegende aus der Mitte des Jahrhunderts. Doch vergehen noch einige vorbereitende Jahrzehnte: die Zeit um 1300 ist durch eine Reihe aus einer Schule stammender gereimter Legenden charakterisiert, deren Aufzeichnung uns durch sorgfältige, wiewohl schwerfällige Rechtschreibung überrascht: ein sprachbegabter Tscheche hat das ältere Alphabet dem Geiste seiner Muttersprache angepaßt, — die Laute *-i-* und *-y-*, *-z-* und *-ž-*, *-s-* und *-š-*, *-c-* und *-č-* werden konsequent unterschieden. Doch ist dieser kluge Versuch für den Alltag nicht geeignet gewesen.

Im 14. Jh. besitzen die Tschechen ein ansehnliches Schrifttum: die Dichtung blüht in der Alexandreis, die Erzählung im Dalimil; nunmehr wird auch die Prosa gepflegt, zuerst in Übersetzungen, doch die eines alten Passionals aus der Mitte des Jhs. hat entschieden Qualitäten und bedeutet für unsere Sprachkenntnisse viel. Eine selbständige Prosa tritt uns zum ersten Male bei Tomáš Štítný (1331 — 1401) entgegen, der in seinen mannigfachen Werken die besten religiösen und philosophischen Traditionen der europäischen Zeit verarbeitete. Er hat zu seiner Zeit und im 15. Jh. große literarische Wirkung gehabt, um dann erst im 19. Jh. wieder zu Ehren zu kommen.

Mittlerweile hatte sich eine bedeutende Umgestaltung in der Sprache von Prag vollzogen, deren Wurzeln freilich weiter zurückliegen: eine Reihe von Neuerungen, vor allem zunächst in den Lauten, gibt ihr eine neue Stellung und sondert sie für immer vom konservativen Slovakischen und auch vom Mährischen ab, die beide literarisch ungepflegt sind. Dem 13. Jh. gehört der Umlaut des alten *-a-* an (*duša* wird zu *dušě*, *světí* steht neben *svatý*). Während wir um 1300 das Tschechische im Besitz noch der alten Vokallängen *-ú-*, *-ý-* und *-ó-* finden, während die Diphthonge in *-ě-* und *-ie-* noch bestehen, verwandeln sich die einen zu jüngeren Diphthongen, die anderen zu jüngeren Monophthongen. Diese Bewegung setzt sich auch im 15. Jh. fort. Außerdem gehen alte slavische Sprachformen verloren, z. B. der Dualis, die Vergangenheitsformen des Aoristes und Imperfektums, die slavischen häufigen Partizipialkonstruktionen. Natürlich muß in diesen Zeiten angespanntesten nationalen Lebens der Wortschatz sich der neuen Lage anpassen: auch ihm entfällt viel altes Sprachgut; doch viele Neuschöpfungen geben der Sprache ein neues Gesicht; Lehnworte aus dem Mittellateinischen, aus dem Deutschen bereichern die Sprache.

Die Zeit um 1400 und die folgenden Jahre bedeuten ein weiteres Ansteigen des Schrifttums: es ist die Zeit von Jan Hus, der sich selbst in vielen Schriften seiner von ihm gut beobachteten Muttersprache bedient und sie in Formen und Wortschatz der zeitgenössischen Volkssprache anpaßt („Ich habe hier geschrieben, wie ich gewöhnlich spreche“). Die Sprache wird nun ein Instrument der religiösen Propaganda im reforma-

torischen Sinne bei Hus, bei seinen Nachfolgern und besonders auch bei Chelčický mit seiner gewaltigen Kraft und Beseeltheit.

Auch sonst wird die Schriftsprache bereichert; Hus schafft ihr ein neues Gewand, das sie — modernisiert — bis zum heutigen Tage trägt, Lehrerin darin anderer Slavinen bis ins 19. Jh. In seinem Traktat „De orthographia bohemica“ legt er seine Beobachtungen über die Laute und ihre Bezeichnung in einem diakritischen System dar. Hus steht hierbei nicht ohne Vorgänger in Europa da, doch hat er für seine Sprache zuerst ein lebensfähiges System geschaffen; der von ihm verwendete Punkt (*ċ ṡ ż ṙ* für heutiges *č š ž ř*) wird im 15. Jh. durch das Häkchen ersetzt.

Weiterhin ist es von Bedeutung, daß sich der Geltungsbereich der tschechischen Sprache erweitert: sie dringt in die Urkunden ein, in denen früher das Lateinische oder Deutsche herrschte. Die ältesten Briefe und Urkunden des Herrenstandes setzen mit dem Jahre 1370 ein, und bis 1400 sind ihrer 64 überliefert. Im Streite des Adels mit König Wenzel in Angelegenheit von Jan Hus 1414—15 bedient sich der nationalbewußt gewordene Adel des Tschechischen, doch auch vom König haben wir 16 tschechische Briefe. Besonders die hussitische Bewegung schafft ihm neuen Raum, die Städte wie Saaz, Außig, Königinhof, Kuttenberg u. a. aus deutschen zu tschechischen machte. Am längsten Widerstand leisten die geistlichen Ämter, auch in der Königlichen Kanzlei lebte das Lateinische fort. Georg von Poděbrad (1458—74) verwendet das Tschechische als Diplomatensprache, auch im Verkehr mit fremden Höfen. Überhaupt breitet sich Kenntnis und Gebrauch dieser jetzt vornehmsten, vorgeschrittensten slavischen Schriftsprache außerhalb von Böhmen und Mähren gewaltig aus; in Ungarn, Polen, Litauen, Schlesien; in Polen hilft sie beträchtlich mit, die neue polnische Schriftsprache zu gestalten. So ist das 15. und 16. Jh. die Zeit der größten Ausdehnung der tschechischen Sprache, vor allem in den slavischen Ländern.

Neuen inneren Aufschwung erfährt die Sprache unter den Humanisten, die das tschechische Schrifttum mit Übersetzungen wertvoller klassischer Schriften bereicherten und die Sprache ihrem Ideal anzupassen versuchten: man hält sie für befähigt, das in lateinischen oder griechischen Büchern Gesagte auszudrücken. Am Ende des 16. Jhs. befestigt sich in grammatischer Hinsicht das Tschechische so sehr, daß es sich in den Hauptzügen bis zum heutigen Tage gehalten hat. Neben der Tätigkeit der Humanisten wurde insbesondere bedeutsam die der Böhmischen Brüder, die im 16. Jh. und im Anfang des 17. Jhs. eine fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit entfalteten. Ihr Hauptwerk bleibt für alle Zeiten die in den Jahren 1579—93 in sechs prachtvollen Bänden erscheinende klassische Bibelübersetzung, die „Kralitzer Bibel“: sie folgt treulich dem Original, dem Geist der tschechischen Sprache dennoch gerecht werdend. Ihrem Kreise in Mähren gehört Jan Blahoslav (1523—71), Bischof der Unität, an, der eine wertvolle Grammatik hinterließ, die freilich erst im 19. Jh. herausgegeben wurde, also in seiner Zeit nicht in Wirksamkeit trat. Aber

in die Kralitzer Bibel wurde Blahoslavs Übersetzung des Neuen Testaments mit ihrer klaren und geläuterten Sprache aufgenommen; die Kralitzer Bibel hat eine ähnliche Bedeutung gewonnen wie für Deutschland und die deutsche Schriftsprache die Luthersche. Nunmehr wächst auch eine bedeutende juristische und historische Prosa heran in den Werken von Viktorin von Všehrd (gest. 1520) und von Hájek z Libočan (gest. 1553). In den Kreis der großen Literaturen trat die tschechische im 17. Jh. ein, kurz vor ihrem jähen Niedergang: Amos Komenský (1592—1670) schuf ein großes schriftstellerisches Werk, aus dem als Dichtung 1623 (gedruckt 1631) „Das Labyrinth der Welt" hervorragt, nebst der Bibel den tschechischen Emigranten des 17. Jhs. der teuerste Schatz, — eines der bleibenden Werke des tschechischen Schrifttums überhaupt.

Gegenüber dieser in drei Jahrhunderten ansteigenden Aufwärtsentwicklung tschechischer Sprachfähigkeiten nimmt sich die Zeit von der Schlacht am Weißen Berge i. J. 1620 bis zu den Reformen des Kaisers Josef II. trübe aus. Die Sprache verlor mit einem Schlage ihre politische Bedeutung; ihre Stellung in der Gesellschaft war erschüttert, mit den Jesuiten zog der geistig-religiöse Terror in dem stets freiheitsliebenden Böhmen ein — solche Zeiten maßloser Verfolgung alles Tschechischen kehrten erst in den Zeiten des „Protektorates" wieder, damals traf der Terror auch die deutschen Protestanten. Es entsteht eine mächtige Emigration — zu ihr gehören die Böhmischen Brüder, gehört ein Mann wie Komenský. Es beginnt in der Heimat die Herrschaft der deutschen und lateinischen Sprache in Ämtern, Gerichten, Schulen. Materiell sank durch die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges der Wohlstand des tschechischen Volkes — von bedeutender literarischer Betätigung ist keine Rede mehr, im Gegenteil wird wie später in der Hitlerzeit das tschechische Buch verfolgt und vernichtet. Freilich entstehen dafür in Prag die herrlichen Dientzenhoferschen Bauten zum bleibenden Schmuck.

In der Sprache ist es die Zeit meist geschmackloser Neubildungen: Rosas „Čechořečnost seu Grammatica linguae Bohemicae" (1672) geht voran. Der ganze Sprachverfall kommt in der „Böhmischen Sprachkunst" von Wenzel Pohl (1756) zum offenen Ausdruck. Daneben steht eine edle Gestalt wie die des Jesuiten Bohuslav Balbín (gest. 1688), der mit seiner „Dissertatio apologetica pro lingua slavonica, praecipue bohemica" eine Apologie der tschechischen Sprache schafft.

Rein erhielt sich die Sprache, unbeobachtet von den Zeitgenossen, als Bauernsprache in den Dörfern, — bis das Wiedererwachen kam. Um 1800 schien manchem das Ende des tschechischen Volkes gekommen — man identifizierte die Oberschicht im Adel und in den Städten mit dem Volkskern —: Pelzel sprach i. J. 1790 die Befürchtung aus, daß in 50 Jahren es nicht mehr gelingen werde, auch nur einen Tschechen zu finden; sogar Dobrovský schrieb i. J. 1810 an Kopitar: „Causa gentis nostrae, nisi deus adjuvet, plane desperata est." Indessen war dieser weitgehende Pessimismus nicht berechtigt: zur Zeit des Kaisers Josef II. beginnt unter

der befreienden Wirkung des Aufklärungszeitalters in gebildeten böhmischen Kreisen, zu denen Tschechen und Deutsche gehörten, eine Neubeachtung der Sprache Platz zu greifen, und bereits am Ende des 18. Jhs. bildet sich ein Kreis von böhmischen Patrioten, der sich die Pflege der verwahrlosten Sprache zur Aufgabe macht. An der Spitze dieser sprachlichen Bewegung, die von außerordentlichen Folgen werden sollte, finden wir den hervorragenden Philologen Josef Dobrovský (1753—1829) als Mittelpunkt aller literarischen Bestrebungen, selbst fruchtbar tätig auf dem Gebiet tschechischer Sprache und Literatur: 1792 kommt seine „Geschichte der böhmischen Sprache und Literatur" heraus, die 1818 in zweiter Auflage erscheint und jahrzehntelang richtunggebend war. Es folgt 1809 und 1819 sein Hauptwerk „Ausführliches Lehrgebäude der böhmischen Sprache", das die theoretische Grundlage der modernen Schriftsprache schafft und ein halbes Jahrhundert lang die Sprachlehren auch anderer slavischer Völker beherrscht hat. Neben der Neuausgabe alter Schriften, die eine energische Anknüpfung des Schriftstellers an die alten Traditionen ermöglichte, tritt die großzügige Tätigkeit von Josef Jungmann (1773—1847) mit seinem ehrgeizigen Gedanken, aus der tschechischen Sprache nicht nur ein gutes Werkzeug für die großen Volksmassen zu schaffen, sondern auch für das echte europäische Geistesleben. In verschiedenen Übersetzungen, besonders von Chateaubriands „Attala" (1805) und Miltons „Verlorenem Paradies" (1811) beweist er große wortbildende Kraft und beeinflußt jahrzehntelang die jüngeren Schriftsteller. Die philologische Krönung erfährt sein Werk durch den monumentalen „Slovník česko-německý" in fünf stattlichen Bänden, Prag 1835—39, das den Wortschatz befestigte und bereicherte, eine Grundlage der heutigen tschechischen Hochsprache. Die wissenschaftliche Terminologie schufen in diesen Jahrzehnten vor allem Palacký als Historiker von Rang, Pressel als Naturforscher und Marek als Philosoph. Natürlich war damit nur der Grund für die moderne Sprache gelegt: die Umgangssprache folgte den stets neuen Bedürfnissen des allgemeinen Lebens, die in einem Jahrhundert ungewöhnlich anwuchsen; die Dichtersprache wandelte sich unter dem Zugriff begabter Dichter und Schriftsteller sowie dem Einfluß der europäischen literarischen Stile. Eine bedeutende wissenschaftliche Tätigkeit fand auch in einer guten Prosa ihren beredten Ausdruck.

Nach diesen grundlegenden Arbeiten setzt eine fruchtbare und ertragreiche Tätigkeit ein, wobei auch die Sprache beständiger innerer Umbildung und Verfeinerung unterlag. Prosaisten wie Neruda, Zeyer, Svoboda, Dichter wie Neruda, Hálek, Vrchlický, Sova und Březina zeigen eine anderen längst ausgebildeten Literatursprachen gleichwertige Sprache.

In der Zeit seit 1918 war es erforderlich, die Sprache als Werkzeug für die Bedürfnisse auszubauen, die ein moderner Staat stellt. Nach der beklagenswerten Episode des „Protektorates" wird der Prozeß der Neuentwicklung ungehemmt vor sich gehen — nicht mehr gehemmt durch Kräfte, die das schöne Land Böhmen häufig beschädigt haben.

Literatur: Hujer-Machek, Úvod do dějin jazyka českého, Prag 1946. Gebauer, Historická mluvnice jazyka českého, 1. Teil, 1894; 3. Teil in 2 Bden., 1896—98; 4. Teil, 1929 (die Wortbildung fehlt); Příruční mluvnice jazyka českého hrgb. von Trávníček, Prag 1930; Trávníček, Historická mluvnice československá, Prag 1935; Československá vlastivěda: Jazyk, Prag 1934 und Spisovný jazyk český a slovenský, Prag 1936; Vondrák, Vývoj současného spisovného jazyka českého, Brno 1926; Mazon, Grammaire de la langue tchèque, 2. Aufl., Paris 1931; Kott, Česko-německý slovník, 7 Bde., Prag 1878—93; Příruční slovník jazyka českého, hrgb. von der Česká Akademie in Prag seit 1936 (im Erscheinen); Gebauer, Slovník staročeský, Teil 1 (A—J, 1903) und Teil 2 (K—Ne); J. Holub, Stručný slovník etymologický jazyka československého, Prag 1937; Váša-Trávníček, Slovník jazyka českého, Prag 1941; Šimek, Slovníček staré češtiny, Prag 1947. Zum Schrifttum: Jakubec und Novák, Geschichte der čechischen Literatur, Leipzig 1907; Jakubec, Dějiny literatury české, Bd. 1/2, Prag 1929—34. K. Krofta, Malé dějiny československé, Praha 1947.

b) Die Slovaken

§ 26. Das alte Wohngebiet der Slovaken umfaßt eine der landschaftlich reizvollsten und frischesten Gebirgsgegenden Mitteleuropas, nämlich einen Teil des Karpatenlandes, im Südwesten von den bei Theben (Devín) an der Donau beginnenden Kleinen Karpaten an, über die Hohe und Niedere Tatra und das Erzgebirge, im Nordwesten von den Beskiden, die den slovakischen und lachischen Raum sondern, bis in die ungarische Tiefebene hinein zu den Grenzen ukrainischen Landes. Von der Thaya, dem rechten Zufluß der March, reicht das Gebiet über das den größten Teil von Ost nach West und wieder nach Süden durchschneidende Flußgebiet der schönen Waag mit ihren Nebenflüssen und endet im Osten im Flußgebiet der Theiß. Wenn die Flüsse ins Tiefland treten, beginnt überwiegend ungarisches Siedlungsland. Sichtlich ist das Gebirgsland im 10. Jh. zu einem Rückzugsgebiet slavischer Stämme geworden, wo sie ein Jahrtausend überdauert haben, um nunmehr endgültig in den Bestand der neubegründeten Tschechoslovakei überzugehen, in der ihr Volkstum gehütet ist.

Ganz richtig aber heben die Geographen hervor, daß das Karpatenland der Slovakei von Natur aus schon nach dem Zentrum des Pannonischen Beckens, der mittleren Donaulandschaft gravitiert, und die Natur es vom Westen, von Mähren und Böhmen, absondert. Dieser Gegensatz zwischen den natürlichen und völkischen Gegebenheiten bestimmt den Ablauf der slovakischen Geschichte mit ihrem Wechsel in den kulturellen Verbindungen und ihrer Zwiespältigkeit. Innerhalb dieses Randgebietes sind übrigens Differenzen vorhanden zwischen dem Bergland mit seiner Weidewirtschaft und Holzgewinnung und den Beckenlandschaften mit Ackerbau und ein wenig Industrie. Fruchtbar ist das slovakische Tiefland mit Trnava, Nitra und Preßburg als Zentren: ein wichtiger Teil äußerer slovakischer Geschichte knüpft sich an die Namen dieser Städte an, ihr folgte das kulturelle Dasein des Volkes.

Die Westgrenze des slovakischen Sprachgebietes, soweit es mit dem Mährischen zusammentrifft, ist bereits bekannt (§ 22): wir verließen

sie (S. 76) bei Auspitz nicht weit der Thaya — wir folgen der Thaya, dann der March bis zu ihrer Einmündung in die Donau bei Neudorf (Devínská Nová Ves).

Die Nordgrenze läuft vom Jablunka-Paß ostwärts — allgemein gesprochen — die alte ungarisch-galizische Grenze entlang bis Stropkov a. d. Ondava im Norden des Komitates (der Stolica) Zemplín und zwar so, daß zuerst das Polnische, von Piwniczna am Poprad (er geht bei Altsandec in den Dunajec) an das Ukrainische die Sprachgrenze im Norden begleitet. Indessen gibt es Ausnahmen: im 16. und 17. Jh. haben sich polnische Siedlungen nach Süden ausgebreitet in den Komitaten Orava, Trenčín und Spiš (Zips), in den Bezirken Čadca, Námestovo und Trstená. Weiterhin nach Osten ist das slovakische Gebiet übersät mit einer Anzahl ukrainischer Sprachinseln in den Komitaten Zips, Šariš und Zemplín; dazu kommen hier die alten deutschen Sprachinseln der Zips mit den schönen Städten Kežmarok (Käsmark) und Levoča (Leutschau) — ich nenne gleich die schon lange stark zusammengeschrumpften, heute natürlich ganz liquidierten Sprachinseln Krompach und Göllnitz; im Innern des Landes war von ansehnlicher Bedeutung Kremnitz (Kremnica).

Die Ost- und Südgrenze ist unregelmäßig und unruhig — ich gebe nur einige Hauptpunkte: von Piwniczna an senkt sich die Grenze allmählich nach Ostsüdost und entfernt sich so von der galizischen Grenze, erreicht sie gerade noch einmal im Norden von Bartfeld (Bardejov), das slovakisch (einst deutsch) ist. Endlich erreicht die Grenze Užhorod am Ung (Už) — mit einer sehr gemischten Bevölkerung —, in dessen Nähe das östlichste slovakische Dorf Huta liegt, s. dazu Húsek, Národopisná hranice mezi Slováky a Karpatorusy, Preßburg 1925.

Hier beginnt die Südgrenze, damit auch die slovakisch-ungarische Sprachgrenze, hüben und drüben aber von Sprachinseln immer wieder überschritten, bis Preßburg (Bratislava) hin: die Grenze des ersten tschechoslovakischen Staates lief immer südlicher als die Sprachgrenze, obwohl besonders eine Reihe slovakischer Sprachinseln in ungarisches Land einschneiden. Das Ungarische wiederum reicht auch stark nach Norden, besonders in den Städten. Die Ansprüche der beiden Nachbarvölker sind im nationalen Sinne ohne Exmittierung nicht zu lösen, — an die Herausbildung einer europäischen Gemeinschaft, wo diese Dinge auf eine höhere Ebene gehoben wären, ist vorderhand nicht zu denken. Der nationale Kleinhader dürfte uns noch lange quälen und hemmen.

Im Süden wird das Gebiet der Theiß nicht, nur das ihrer Nebenflüsse erreicht. Man mag sich einige Orte anmerken: Černo Pole, Haniska südlich des ungarischen Kaschau (Košice); jenseits der Sprachinsel von Göllnitz (Hnilec) und Krompach geht es nach Rosenau (Rožňava) im Komitat Gemer, südwestlich folgt Rimavská Sobota; über Lučenec hält sich die Grenze südwestlich noch bis Sklabina im Gebiete der Eipel.

Hier, etwa 40 km vom großen Donauknie und von Waitzen entfernt, biegt die Südgrenze nach Westen um, geht durch das Komitat Hont, über

Levice ins Komitat Tekov, springt im Tale der Žitva bis Nové Zámky (Neuhäusel) vor und geht, das Tal der Nitra durchschneidend, südlich von Nitra über Urmín ins Waagtal bei Galanta, dann nördlich der Kleinen Donau über Senec nach Preßburg ins Donautal hinein — etwas westwärts bei Theben mündet die March.

Das ist das einigermaßen geschlossene Sprachgebiet — es mag etwa 3 Millionen Slovaken umfassen: am dichtesten siedeln sie in den Komitaten Orava, Trenčín, Liptov, Sohl (Zvoleň) und Turec.

Vor dem ersten Weltkriege war die Auswanderung der Slovaken nach Amerika bedeutend, s. Čulen, Slováci v Americe, Ausg. der Matica Slovenská, 1938.

Dem Glaubensbekenntnis nach überwiegt die Zahl der Katholiken die der Protestanten, die etwa 25% der Bevölkerung ausmachen und eine sehr bedeutende Rolle im slovakischen Geistesleben gespielt haben.

§ 27. 1. Als Sprache — im ganzen gesehen — erscheint das Slovakische vielfach als die ältere Form des Tschechischen, zumindest in Rücksicht auf den Lautbestand, denn bei den Formen bemerken wir z. B. auch den Verlust des Imperfektes, des Aoristes, des Dualis. Vor allem kennt das Slvk. nicht die vielfachen Umlauterscheinungen, die ja erst seit dem 13. Jh. das Gesicht des Tschechischen umgestaltet haben: es heißt *duša ulica* — *oráča muža* — *mlčat'* und *slyšat'* gegenüber tschech. *duše ulice* — *oráče muže*, *mlčeti* und *slyšeti* sowie *jačmeň* „Gerste“ und *žat'* „mähen“ gegenüber tschech. *ječmen* und *žíti*. Gleicherweise finden wir slvk. *viac* und *dušiam*, auch *bijú brucho cudzí l'ud l'úty* gegenüber tschech. *bijí břicho cizí, lid lítý*.

Alt ist die Erhaltung von *-ie-* in *viem* gegenüber *vím*, von *-ô-* (d. h. *-uo-*) in *vôl'a* und *kôň* (dial. *vól'a* und *kóň*) neben *vůle* und *kůň*, von *-ú-* in *lúka múka kúpit'* gegen *louka mouka koupiti*.

Alt im Konsonantismus ist *-dz-* in *medza núdza* gegen *meze nouze* (nur westslvk. begegnet *mezi* und *núza* — an der Peripherie zum Mährischen hin); *-r-* vor weichen Vokalen ist erhalten in *more reč* und *Rím* gegenüber *moře řeč* und *Rím*, auch kennt das Slvk. noch altes *-l'-* in *l'ud l'úto* und *l'ad* gegenüber *líto lid* und *led*.

Allerdings ist damit nur ein Teil erfaßt. Zunächst kehrt sich das Verhältnis Alt — Jung gelegentlich um, denn z. B. das Slvk. ist in den Fällen von *beh, na lípe* und *v tráve* gegenüber tschech. *běh, na lípě* und *v trávě* jünger.

Wiewohl prinzipiell in der Frage der Quantitäten (wie auch bei der Regulierung des Akzentes, vom Ostslvk. und Lachischen natürlich abgesehen) das Slvk. und Tschech. gemeinsam gehen und die wesentlich gleiche Umänderung alter slavischer Bestände vorgenommen haben, sich so als Nachkommen einer einigermaßen einheitlichen Sprache erweisend, sind Unterschiede zwischen dem Tschech. als Westflügel und dem Slvk. als Ostflügel vorhanden: alt ist der Gegensatz des Slvk. zwischen einem

kurzen *-r-* und *-l-* gegenüber einem langen *-ŕ-* und *-ĺ-* bei *vŕšek* zu *vrch* und *vĺča* „junger Wolf" zu *vlk*. Abweichungen erscheinen in slvk. *dom voz hrach dym breza sila* neben *dům vůz hrách dým bříza síla* usw. Hier darf man nicht von entscheidenden Gegensätzen sprechen, sondern von verschiedenartigen Ausgleichungen in den beiden Flügeln.

Eigenartig ist nur das rhythmische Gesetz des Slvk., für das es im Slavischen anscheinend keine Parallele gibt, nach dem es *dobrý* und *boží*, aber *krásny* und *domáci*, *dobrú* aber *krásnu* heißt, so daß also in aufeinanderfolgenden Silben zwei Längen nicht stehen können, wie so häufig im Tschechischen.

Ein ähnliches Bild ergibt sich auch innerhalb der Deklination. Manches Altertümliche hat lautliche Gründe, z. B. bei *mužu* gegen *muži*, *pol'u* gegen *poli*, *dušu* gegen *duši*. In einer andern Reihe finden wir slvk. Neuerungen, z. B. bei *kostiam* gegen tschech. *kostem* (russ. костям), *mestách* gegen *městech* (russ. местах), *hostia* gegen *hosté*. Die kurzen Adjektivformen wie *zdrav zdrava* sind fast ganz verschwunden usw. Die Entwicklung, die im Verbum das Tschech. bei *umím* und *dělám* eingeschlagen hat, ist im Slvk. bei *nesiem kryjem* weitergeführt wie auch anderswo im Slavischen. Hier ergeben sich die geographisch so leicht verständlichen Verbindungsfäden zum Ost- und Südslavischen, die zu falschen Schlußfolgerungen nicht zu führen brauchen.

Die heutige sprachliche Eigenart des Slvk. ist also augenfällig, doch geht sie nicht über das hinaus, was als „dialektisch" zu erwarten und zu bewerten ist.

2. Die slovakischen Dialekte sind heute bereits, dank vielfacher und guter grundlegender Arbeiten, genügend erforscht, so viel auch der Zukunft verbleibt.

Allgemein als Ordnungsprinzip akzeptiert ist die etwas grobe, aber gut orientierende Einteilung in drei Hauptgruppen:

An das tschechische Sprachgebiet im Westen in Mähren schließt der Westdialekt (Vážný S. 229—261) an, auch organisch sich an das Mährische lehnend; man kann wiederum dabei das Mährisch-Slvk. von den westlichen Mundarten der eigentlichen Slovakei sondern; Unterdialekte im Westen schließen dabei stärker ans Tschech. an, so daß mannigfache Spielarten entstehen. Ich erwähne z. B., daß vor *-e-* und *-i-* *-d-* und *-t-* nicht palatalisiert werden, sondern in Fällen wie *vedete nesete* hart bleiben. Charakteristisch ist dem Westslvk. so wie dem Tschech. die Vertretung der Jerlaute durch *-e-*, während im Mittelslvk. und danach auch in der Schriftsprache *-o-* gelten, — wobei das *-e-* an Häufigkeit zunimmt, je weiter man sich vom Mitteldialekt nach Westen entfernt: es heißt im Westslvk. *lež veš ven orel* gegenüber *lož voš* „Laus", *von* „hinaus" und *orol* der Schriftsprache.

Interessante Isoglossen, die Vážný S. 234 veröffentlicht hat, geben ein schönes Bild der Mannigfaltigkeit.

An das Westslvk. schließt sich der Mitteldialekt an, die Grundlage der heutigen Schriftsprache (§ 27); er nimmt das ganze Zentrum des Sprachgebietes ein, reicht im Norden von Polhora in den Westbeskiden bis Sklabina im Süden, und wird in den Komitaten Orava, Turec, Liptov, Zvoleň, Tekov, Hont, Gemer und Novohrad gesprochen (Vážný S. 261 bis 301). Isoglossen reißen auch dies Gebiet vielfach auf. Charakteristisch sind für das Mittelslvk. etwa folgende Züge: *rastiem* „wachse", *ražeň* „Bratspieß", *laket* „Ellbogen" gegenüber sonstigem *rostem rožeň loket* (entsprechend ostslvk.); es heißt *stau dieuka prauda ouca* gegen sonstiges *staf difka pravda ofca*; im Instrum. der *a*-Stämme finden wir *ženou dušou* gegenüber westl. *ženú* und *dušú*, östl. *zenu dušu*; es heißt im Nom. Sg. des Neutrums *znamenia* gegenüber sonstigem und altem *znamenie*; *dobruo* gegen *dobré* und *dobre* (wie tschech.); *eště štěp* sind jünger (wie im Tschech.) als *ešče ščep*.

In der Mundart heißt es *oni sa* gegenüber schriftslvk. *oni sú*.

Im Osten des mittelslovakischen Dialektes liegt der Ostdialekt (Vážný S. 301—310), also östlich der Hohen Tatra, des Quellgebietes der Waag, der Niederen Tatra und des Erzgebirges und von Rimavská Sobota, so daß das Ostslvk. hauptsächlich in den Komitaten Zips, Šariš, Abauj, Zemplín, dem östl. Teil von Gemer und westlich von Užhorod gesprochen wird. Im Gebiet von Užhorod gibt es z. T. bilingue Übergangdialekte zum Ukrainischen hin. Einfluß des Polnischen und Ukrainischen spielt eine Rolle. Der Ostdialekt, über den v. Wijk förderlich geschrieben hat (Slavia, Bd. 9, 1930/31, S. 1ff. und Sborník na počest J. Škultétyho, 1933, S. 561ff.), ist charakterisiert durch den Verlust früherer Längen, — es heißt *dobri dobra dobre* und *volam, dobru, dušu* Instr. usw. In diesem Falle stimmt die Westgrenze zum Mittelslvk. mit einer anderen höchst wichtigen genau überein: es handelt sich um die Betonung der vorletzten Silbe wie im Polnischen: *volame volace* und *panove sinove* (s. die Isoglossen bei Vážný S. 304, Nr. 47 und 48). Weiterer Polonismus ist die Vertretung der im Mittelslvk. erweichten Konsonanten *-d-* und *-t-* durch *-dz-* und *-c-*: *dzeci* und *dzevec, robic* und *volac* = tschech. *děti* und *devět, robiti* und *volati*. Auch findet man für sonstiges *trhati tarhac* und *terhac, zarno* für *zrno* (poln. *zarno*), *vil'k* für *vlk* (po. *wilk*). Altes ist festgehalten in *ruce* und *noz'e* gegenüber mittelslvk. *ruke*. Auch dies Gebiet ist vielfach untermundartlich gegliedert.

§ 28. Geschichte des Volkes, der Sprache und des Schrifttums.

Ausgangspunkt für jedes Verständnis bleibt einmal unser § 22 und 25 dargelegter Gesichtspunkt, daß wir im Slovakischen den Ostflügel eines vor tausend Jahren noch einigermaßen einheitlichen Sprachgebietes vor uns haben; fernerhin spielen nichtrationale Seelenregungen im Verhältnis der Slovaken zu den Tschechen eine so bedeutende Rolle, daß der Philologe sich strengste Zurückhaltung aufzuerlegen hat. In jedem Falle sind die Versuche, dem Slovakischen innerhalb des Westslavischen eine Sonder-

stellung anzuweisen oder es herauszulösen, mißlungen, — auf diese Weise kommt man an das slovakisch-tschechische Problem nicht heran. Keine Rede kann davon sein, daß mit Czambel (Slovenská reč a jej miesto v rodine slovanských jazykov, 1906) es als südslavische Sprache zu betrachten ist. Sind gewisse gleiche Entwicklungen des Slovakischen mit südslavischen Sprachen gelegentlich zu beobachten, — so gehen sie nicht über das Maß der bei so nahverwandten Sprachen zu erwartenden Parallelentwicklung hinaus. Freilich haben sich vor dem Ungarneinbruch alte südslavische Spracharten mit unserer westslavischen Gruppe berührt, s. § 19.

Über den Stammesnamen war bereits § 6 die Rede. Zuerst begegnet im 14. Jh. *Slovák* als „Sclauus", wie auch sonst der Slave *Slovák* und *slovenský* „slavisch" bedeutet. Z. J. 1511 finden wir Slováci neben Čechové genannt, 1510 neben Čech, Moravec und Polák; *slovenština* ist = lingua slavica, dann verengert das Slovakische. Alte Namen für die Slovaken sind Bohemi Slavi, Czechoslaven, böhmische Slaven, natio sclavonicva. Ich halte es für sicher, daß sich in lebendiger Volkstradition aus alter Zeit der Slavennamen, verengert wie anderswo, erhalten hat (Niederle II, 475f. und III, 211f.).

Die älteren Geschicke der späteren slovakischen Stämme sind uns so völlig unbekannt, daß wir nicht einmal wissen, aus was für Stämmen sich das spätere slovakische Volk zusammengesetzt hat. Die alte slovakische Ostgrenze haben mutmaßlich die einstigen Urwälder in den Komitaten Gemer und Zips gebildet, — die ostslovakische Spracheigenart bekommt damit siedlungsgeschichtlichen Hintergrund. Aus vorslavischer Zeit sind uns in römischer Zeit manche Völker genannt, die slovakischen Boden besiedelten: Kelten, Cotini, Daker, Germanen, vor allem die Quaden, die bei Trenčín i. J. 179 p. Chr. von den Römern geschlagen wurden; doch haben die Quaden bis ins 4. Jh. ihre alten Sitze innegehabt (zuerst z. J. 19 p. Chr. genannt, finden wir sie 409 in Gallien — sie werden um 380 ihre alten Sitze verlassen haben, in die westslavische Stämme langsam einflossen). Im 6. Jh. dürften die slavischen Stämme sich dauernd niedergelassen haben. Der Avareneinfall hat zweifellos die Frühslovaken schwer betroffen, — ihr Gebiet nahm damals seinen Charakter als Rückzugsgebiet an: slovakische Siedlungen erstreckten sich sicherlich weiter nach Süden, wo sie an die südslavischen Stämme sich anlehnten. Insbesondere mag der Zusammenhang mit den Slovenen, die den gleichen Namen trugen, eng gewesen sein. Im 7. Jh. wird mindestens ein Teil der Slovaken (der westliche um die Donau und March herum) zum Reiche Samos (gest. 658) gehört haben. Früh beginnen die Zusammenstöße mit den Franken. Ins volle Licht der Geschichte treten die Slovaken nach der Vernichtung der Avaren, in der ersten Hälfte des 9. Jhs.: um 830 herrschte Fürst Privina in Nitra, ein Vorkämpfer westlicher Gesittung, — um 832 läßt er durch den Erzbischof Adalram von Salzburg in Nitra eine Kirche weihen, die erste christliche Kirche in einem slavischen Lande überhaupt.

Privina fiel bald den Expansionsbestrebungen der Mährer, dem Fürsten Mojmír, zum Opfer. Wenigstens die Westslovakei bleibt im Großmährischen Reiche, — Svätopluk starb als mächtiger Slavenfürst i. J. 894. Seit 902 drangen die Ungarn ins slovakische Land, drängten die Slovaken nach Norden zurück; nach wechselnden Schicksalen, von denen wir nicht viel wissen, gelangten sie seit dem Jahre 1037 an das Reich der Stephanskrone, — ein Schicksal, das Sein und Dasein der Slovaken bis zum heutigen Tage in nachhaltigster Weise beeinflußt hat. In diesen 900 Jahren hat sich der slovakische Typus erst richtig ausgebildet.

Die Verbindung mit den stammnahen Tschechen ist in mittelalterlicher Zeit lebendig gewesen. Bis zum Ende des 18. Jhs. besteht keine slovakische Schriftsprache, — ein selbständiges Leben, das sich vom ungarischen und tschechischen Einfluß ablösen wollte, ist niemals zu konstatieren. Schriftsprache ist zunächst die ausgebildete tschechische, die wir seit dem 15. Jh. auf unserm Boden nachweisen können. Insbesondere wirkte die Prager Universität lebhaft ein, auch die husitische Bewegung beeinflußte wenigstens einen Teil des Volkes. Im 16. Jh. gewinnt das Tschechische große Bedeutung, — die Stadtbücher in der Slovakei werden tschechisch geführt, in der einheitlichen Schriftsprache, die sich in Böhmen und Mähren ausgebildet hatte. Hinzu kommt vom 16. Jh. der verstärkte Einfluß von Luthers Lehre, die bis zum heutigen Tage einen Teil der Slovaken in engere Verbindung zum tschechischen und auch zum deutschen Geistesleben gebracht hat. Die Kralitzer Bibel wird das Hausbuch auch der slovakischen Protestanten. Třanovský (Tranoscius) gab i. J. 1636 das beliebteste Gesangbuch in tschechischer Sprache heraus (Cithara sanctorum).

Das erste slovakische Buch (soviel wir wissen) kann man des Daniel Horčička (Sinapius gest. 1706) „Neoforum latino-slavonicum“ nennen, Sammlung tschechischer und slovakischer Sprichwörter und Redensarten, wo die frische slovakische Sprache gut und liebevoll dargestellt ist. Sinapius hat auch ein ausgeprägt slavisches Selbstbewußtsein gehabt, doch übte das merkwürdig isoliert dastehende Buch keine besondere Wirkung aus.

Es kommt die Zeit der Gegenreformation, das Darniederliegen jeder lebendigen geistigen Bewegung, — auch die tschechische Schriftsprache verliert ihre alte Pflege und damit den Einfluß auf die Slovaken. Im 18. Jh. ragen aber zwei Slovaken hervor: der eine ist Krman (gest. 1740), ein landflüchtiger Protestant aus Böhmen, vielseitig tätig; in Handschrift hinterließ er „Rudimenta grammaticae slavonicae in gratiam Slovaciorum, lingua slavico-bohemica utentium“ — er preist in Distichen das Slovakische als Mutter aller slavischen Sprachen, denn aus ihm stammen das Tschechische, das Kroatische, Russische, Polnische und Mährische, Bulgarische, Serbische! Neben ihm steht Matej Bél (gest. 1749), Rektor des Preßburger Lyzeums, literarisch sehr aktiv und in Europa angesehen als „Magnum decus Hungariae“. Seine Vorreden sind tschechisch geschrieben,

sonst gebrauchte er das Lateinische. Berühmt ist die Vorrede zu Doležals „Grammatica Slavico-Bohemica" v. J. 1746, in der er das Tschechische feiert.

Im ganzen gesehen hat es eine slovakische Literatur, eine slovakische Schriftsprache bis zum Ende des 18. Jhs. nicht gegeben: nur in Urkunden, Stadtbüchern und privaten Schreiben drängt sich hie und da echt Slovakisches durch. Dann wird das Zentrum der jesuitischen Propaganda in der Slovakei in Trnava (Tyrnau), in der Waagebene, bedeutungsvoll. Insbesondere ragt in diesen Zeiten hervor des Mikuláš Tomaši aus Sillein „Rechtes katholisches Handbuch", das M. J. Hurban sogar das erste slovakische Buch nannte, 1691 in Trnava gedruckt. Es folgt der Franziskaner Gavlovič (gest. 1787), der 1755 Hirtenlieder dichtete in tschechischer Sprache, in der die heimische Mundart durchschlägt. Wichtiger wurde die Tätigkeit von Bajza (gest. 1836), im westslovakischen Gebiet geboren, der wohl die Sprache der Kralitzer Bibel verwendete, doch mit starkem Zusatz slovakischer Ausdrücke und Wortformen — einen energischen Schritt aber zu einer echten slovakischen Sprache wagte er nicht.

Dann wurde durch die vielseitige Tätigkeit des Pfarrers Anton Bernolák (1762—1813), der aus dem Oravaland stammte, schon i. J. 1787 der durchdachte erste Versuch einer neuen slavischen Schriftsprache unternommen: 1787 erschien in Preßburg seine „Dissertatio philologico-critica de literis Slavorum", der eine kürzere Abhandlung „Linguae slavonicae per regnum Hungariae usitatae compendiosa simul et facilis orthographia" angeschlossen war als Skizze des Rechtschreibungssystems der künftigen Sprache. Schon 1790 erscheint in Preßburg seine „Grammatica slavica". Sein bedeutendstes Werk, erst nach seinem Tode herausgegeben, ist sein „Lexicon slavicum bohemico-latino-germanico-ungaricum" (Budae 1825 bis 1827), das erste umfangreiche Wörterbuch der slovakischen Sprache (6 Bde.). Zugrunde lag dieser echten slovakischen Schriftsprache der westslovakische Dialekt, also der dem Tschechischen nächststehende: er führt das *-r-* für *-ř-* ein, setzt an Stelle des tschech. *-ů-* das *-ó-*, an Stelle von *-ou-* das alte *-ú-*; natürlich bleiben *-a-* und *-á-* unumgelautet, und es heißt bei ihm *medza* und *ridzí*. Der westslovakische Dialekt tritt deutlich heraus, z. B. *len kotel orel ven deska* gegenüber heutigem schriftsprachlichem *l'an kotol orol von doska*; im Instrumental der Feminina heißt es *ženú* und *dušú*, im Neutrum *dobré*. Dennoch ging er nicht von einem bestimmten westslovakischen Dialekt aus, er gestaltete die tschechische Schriftsprache nur nach seinen Tendenzen um. Großen Erfolg hat die Bernoláksche Schriftsprache nicht direkt gehabt, umkämpft vom ersten Augenblick an; doch sind Bernolák zwei bemerkenswerte Männer gefolgt: Juro Fandl (gest. 1810), ein guter Volksschriftsteller in klarer und volksmäßiger Sprache, Zögling des aufgeklärten Josephinismus. Einen echten Dichter bekam Bernoláks Schule in Ján Hollý (1785—1849), der 1833 seinen „Svatopluk" herausgab und 1828 mit einer Übersetzung der Äneide hervortrat. Durch die Sprache schon ragen seine „Selanky" (Idyllen)

hervor, 1835 schrieb er in schönen Versen seine ,,Cyrillo-Metodiada", die Slavenapostel verherrlichend. Sprachlich aber ist man dennoch bald nach Hollýs Tode andere Wege gegangen.

Am Ende der dreißiger Jahre des 19. Jhs. ging die literarische Führung auf das protestantische Lager in der Slovakei über. Ihr Schulwesen, das sie zur Blüte brachten, stellte sie an die Spitze des Kulturlebens in Ungarn — dabei allerdings befand sich die Pflege der Literatur fast ausschließlich in den Händen trefflicher Geistlicher, so wie bei den Katholiken. An ihre Spitze traten L'udovít Štúr (1815—56), J. M. Hurban (1817 bis 1888) und Michael Miloslav Hodža (1811—70), alles Männer einer Generation. Sie führten einen völligen Umschwung auf sprachlichem Gebiete herbei, die Schaffung einer endgültigen slovakischen Schriftsprache. Aufschwung des echten völkischen Bewußtseins und Furcht vor der immer bedrohlicher heranrückenden Madjarisierung mit ihren terroristischen Methoden brachten sie auf diesen neuen Weg — es war ja die Zeit der Romantik mit ihrem Preis völkischer Individualitäten. Hegels Philosophie hatte starke Auswirkung gerade in diesem Kreise. Das Geburtsjahr dieser neuen Schriftsprache ist das Jahr 1844, es erschien der zweite Band von Hurbans Almanach ,,Nitra", 1845 die erste Zeitung mit der literarischen Beilage ,,Orol Tatránski"; 1846 veröffentlichte Štúr zwei theoretische Rechtfertigungen, vor allem seine ,,Nauka reči slovenskej"; hier wurde auf der Grundlage der phonetischen und morphologischen Abweichungen des Slovakischen vom Tschechischen das Bild der neuen Sprache entworfen: es ist das Mittelslovakische, das die Grundlage bildet. An Štúrs Seite trat alsbald der gelehrte Martin Hattala; es kommt im Oktober 1851 in Preßburg ein Kongreß der Schriftsteller beider Bekenntnisse zustande, auf dem die Normen der Literatursprache und ihrer Rechtschreibung festgesetzt werden, — Ergebnis dieser Beratungen war Hattalas ,,Krátka mluvnica slovenská" v. J. 1852, die theoretische Grundlegung für die Zukunft. Damit beginnt das, was die Tschechen als ,,Schisma" (*rozkol*) auffassen (s. A. Pražák, Slavia II, 1923—24, S. 482—515): die Schriftsprache in dieser Gestalt drang rasch in der Slovakei durch — seit 1851/52 schloß sich auch das völkisch bewußte katholische Lager an. Es war die erste slovakische Einheitsfront, die an dieser bedeutsamen Stelle zum Ausdruck kam.

Ein wichtiger Teil der Pflege der Sprache, Literatur und Folklore wurde bis in unsere Tage hinein von der i. J. 1863 begründeten, heute in voller Blüte stehenden und sehr aktiven ,,Matica Slovenská" mit ihrem Sitz in Turčianský Sv. Martin besorgt.

Im 19. und 20. Jh. hat es den Slovaken nicht an begabten und interessanten Dichtern und Schriftstellern gefehlt, die durchaus würdig und imstande waren, die neue Literatur zu Ehren zu bringen, — wenn auch europäische Wirkung niemandem zuteil geworden ist. Ein vortrefflicher Lyriker meldete sich alsbald in Ondrej Sládkovič (1820—72) zu Worte, ihm folgen Samo Chalupka (1812—83) und Janko Král̆ (1822—76). Von

hervorragenden Prosaisten nenne ich die Namen Ján Kalinčák (1822 bis 1871), den fruchtbaren Svetozár Hurban Vajanský (1847—1916) und Martin Kukučín (1860—1928). Neben ihnen steht der Dichter Hviezdoslav (1849—1921).

Daß die Slovaken im Besitz ausgezeichneter Volkslieder und Märchen waren und teilweise noch sind, sei zum Schluß besonders betont (Výbor l'udových rozprávok, 1927, und Výbor slovenskej poezie l'udovej, 1—2, 1934—38).

Literatur: Linguistica slovaca, Bd. I—II (1939—40), III (1941). Hattala, Srovnávací mluvnice jazyka českého a slovenského, Prag 1857. Czambel, Rukovät'' spisovnej reči slovenskej, 1902, und Slovenská reč a jej miesto v rodine slovanských jazykov, Bd. 1, 1906; Suchý, Slovenská mluvnice, Prag 1919; Stanislav, Liptovské nárečia, 1932; Historica Slovaca, Preßburg seit 1940; Beniač-Seewarth, Taschenwörterbuch der slovakischen und deutschen Sprache, 2 Tle., Leipzig 1941/43; Janošík-Jóna, Slovník spisovného jazyka slovenského, Turč. Sv. Martin seit 1946; Vlček, Dejiny literatury slovenskej, 1923; Mráz, Die Literatur der Slowaken, 1942; Pražák, Češi a Slováci, Prag 1929; Słowacja i Słowacy hrsg. von Semkowicz, 2 Tle., Krakau 1937/38; Hrušovský, Slovenské dejiny, 1940; Ján Irmler, Slovakisches Lesebuch, Leipzig 1943.

2. Die Sorben

§ 29. Die Sorben, von den Deutschen Wenden genannt, wohnen gegenwärtig auf sächsischem und preußischem Gebiet in der Ober- und Niederlausitz, und zwar gehörte die preußische Oberlausitz zur Provinz Schlesien, die Niederlausitz aber zur Provinz Brandenburg. Das heutige zusammenhängende Sprachgebiet — wenn wir es überhaupt noch als solches bezeichnen können — ist von geringstem Umfang: es lagert sich in Sachsen um Bautzen, in dem nur ein Fünftel der Bevölkerung Sorben sind, das aber als kulturelles Zentrum in der Zukunft wieder größere Bedeutung gewinnen wird; das Gebiet liegt zwischen der preußischen Grenze im Norden und den Städten Kamenz, Bischofswerda, Löbau, Weißenberg, die alle deutsch sind.

Der schmale Gürtel in Schlesien reicht im Westen bis zur Eisenbahnstrecke Kamenz—Senftenberg, so daß Ruhland deutsch ist. Im Osten sind Reichenbach—Niesky deutsch, während Muskau gerade noch als deutsche Sprachinsel im äußersten sorbischen Lande liegt, das hier die Neiße ein wenig überschreitet. Zwischen Ruhland und Muskau ist auch die größte Breite des Gebietes — etwa 50 km.

Im Norden dieses Striches betritt das Gebiet die Provinz Brandenburg, wo es sich nach Norden zu auffallend verengt: die geringste Breite liegt an der Bahnstrecke Kottbus—Forst, — etwa 15 km, wofern hier nicht eigentlich die Durchreißung schon Tatsache ist. Im Westen ist Spremberg deutsch, Kottbus liegt bereits außerhalb des Sprachgebietes und hat dazu nur einen ganz geringen Prozentsatz sorbischer Bevölkerung. Im Osten ist Forst rein deutsch. Im Norden von Kottbus verbreitert sich

das Gebiet: im Osten wird unterhalb von Grießen die Neiße gerade noch erreicht; im Nordwesten davon liegen die letzten sorbischen Ortschaften Schönhöhe, Drewitz, Jänschwalde und Horno; im Norden kann ein kleiner Teil des Spreewaldes noch als gemischt sorbisch gelten, doch sind Lübben, Lieberose, Guben in ganz unsorbischer Umgebung. Peitz ist deutsche Sprachinsel in sorbischem Raum.

Dies Gebiet verringert sich zusehends — wenigstens bis z. J. 1945, wobei noch nicht zu übersehen ist, wie stark die Unterdrückung alles Sorbischen in den letzten 12 Jahren gewirkt hat, besonders auf die Jugend. Innerhalb dieses beschriebenen Gebietes aber sitzen die Sorben — und das kann für ihr Schicksal ausschlaggebend sein — nicht in geschlossener Masse zusammen: es gibt wohl keine rein sorbischen Dörfer mehr. In Sachsen hatten in letzter Zeit unter den 299 Landgemeinden des als „Wendei" bezeichneten Gebietes (es verschwand offiziell nach 1933) nicht weniger als 187 eine der Mehrzahl nach deutsche Bevölkerung. Hinzu kam der natürliche Einfluß der rein deutschen Ämter, der Schule, die deutsche Umgebung, die deutsche Stadt samt Handel und Verkehr. Das meiste Entgegenkommen zeigte vor 1933 in Sachsen die Kirche.

Die stärkste sorbische Bevölkerung lebt im Landkreis Kottbus mit 63%, in Hoyerswerda sind es 44%, im Landkreis Bautzen und Wittichenau 33%.

Über den Prozeß der Verkleinerung sorbischen Gebietes haben wir reichliche Daten, von denen ich einige gebe: als vor über 60 Jahren Mucke eine genaue Untersuchung vornahm, lagen Lübbenau, Senftenberg und Löbau im sorbischen Sprachgebiet; dann verkleinerte sich das Gebiet bis zu den Jahren 1905 und 1910 stark s. Burkhardt, Der Rückgang des Wendentums. Bevölkerungskarte der Ober- und Niederlausitz, Langensalza 1930, und Die Entwicklung des Wendentums im Spiegel der Statistik, ib. 1932.

Die Zahl derer, die sich gegenwärtig als Sorben bekennen, ist nicht zu übersehen, — erst jetzt beginnt sich das Sorbentum wieder zu sammeln. Historische Daten sind vorhanden: Mucke zählte vor über 60 Jahren 166067 Sorben in 105 sorbischen Pfarreien mit 130 Kirchen und 763 Dörfern; 1900 gab die amtliche Statistik Sorben, die nur sorbisch sprachen, mit 93032 an. In Sachsen wurden in der Wendei gezählt: 1849 46419; 1885 45553; 1900 42862; 1925 28225 (wobei die Doppelsprachigen schon einbegriffen sind — und 1925 verstanden 93% deutsch!). In Preußen zählte man 1849 92432; 1861 82262; 1890 61346; 1905 58304; 1925 33820, wobei 92% deutsch verstanden.

Dem Glaubensbekenntnis nach sind die Sorben überwiegend protestantisch; etwa 15000 in der Umgebung von Kamenz sind Katholiken.

§ 30. Das alte Sprachgebiet können wir genau beschreiben (E. Mucke, Die Grenzen des sorbischen Sprachgebietes in alter Zeit, Archiv 26, 1904, S. 543ff.), vor allem lassen sich die Grenzzonen im Norden gegen die Elb- und Ostseeslaven, im Osten gegen die Polen und im Westen

gegen die Deutschen angeben. Dabei leisten die früheren und die heutigen Ortsnamen wesentliche Hilfe und ergänzen die geschichtlichen Daten. Nur eine zusammenhängende Bearbeitung der Ortsnamen des sorbischen Gesamtgebietes ist nicht vorhanden. Besondere sprachliche Charakteristika gelten für das Sorbische als Einheit: die Nasalvokale *-ę-* und *-ǫ-* sind bei Polen und Ostseeslaven erhalten, erscheinen aber bei den Sorben als *-ě-* resp. *-ja-* und als *-u-*: **dǫbъ* „Eiche" heißt po. *dąb* — *dębu*, polb. *dumb* und ostseeslav. *damb* gegenüber sorb. *dub*; und slav. **vęzъ* „Rüster" heißt po. *wiąz*, polb. *wanz* gegenüber sorb. *wěz* und *wjaz*. Ferner erscheint slav. **gordъ* „Feste, Stadt" als polb. *gord* (d. i. *gard*), pomor. als *gard* gegenüber po. *gród* (*grodu*) und sorb. *grod*. Diese und andere Kriterien lassen sich bei der Ortsnamenanalyse zur Abgrenzung gut verwenden.

In der Zeit der größten Ausdehnung, um 800 p. Chr., haben die Sorben folgende Grenzen inne gehabt:

Die Ostgrenze setzen wir an die Tafelfichte im Isergebirge, sie ging den Queis entlang bis zur Mündung bei Sagan, den Bober entlang bis zur Einmündung in die Oder beim polnischen Krossen, die Oder entlang in die Gegend von Aurith im Süden von Frankfurt, wo sorbisches, polnisches und pomoranisches Sprachgebiet zusammenstießen (§ 33). Die Verbindung zwischen Sorben und Polen ist hier an der Oder erst im 18. Jh. abgerissen.

Die Nordgrenze gegenüber den Ostseeslaven beginnt an der Schlube, die zur Oder geht, ging über Fürstenwalde nach Köpenick, das pomoranisch war, Zossen, Baruth in die Gegend von Dahme — Kreis Jüterbog war überwiegend pomoranisch; die südlichen Teile der Kreise Schweinitz und Wittenberg Land waren sorbisch; aber Marzahna war pomoranisch — bis zur Saalemündung hin haben die Sorben die Elbe hie und da überschritten. Im Süden grenzten Sorben und Tschechen aneinander und zwar im Jeschken-, Lausitzer-, Elbsandstein-, Erz-, Elster- und Fichtelgebirge — soweit diese Bergzüge die slavischen Stämme nicht tatsächlich trennten. Im Erzgebirge ist jedenfalls intensivere Besiedlung erst deutsches Werk.

Das eigentlich sorbische Gebiet lag anfangs an den Ufern der Mulde westlich bis zur Saale hin, und erst später breitete sich der Name auf das Gebiet der übrigen nahverwandten Stämme aus — unter welchen Bedingungen, wissen wir nicht.

Die älteste Namensform — der Völkername ist natürlich identisch mit dem Namen der Serben, s. § 17. 1 — ist mlat. *Surbi*, dann *Surabi* und *Sorabi*. Heute lautet die Einzahl *Serb* mit Plur. *Serby*, koll. *Serbja, Serby* ist auch „das Sorbenland"; dazu *serbski* „sorbisch"; deutsch „sorbisch" ist aus dem mlat. *sorabicus* entnommen.

Neben den eigentlichen Sorben gab es andere Stämme und Gaue, besonders die Daleminci, die bis zur **Kamenica* (Chemnitz) im Westen, im Osten bis zur Pulsnitz reichten.

Nahverwandt sind die Lužici des 10. Jhs., deren Land seit dem 13. Jh. Lusatia heißt; die Grenzen liegen westlich an der Schwarzen Elster, im Norden und Osten sind es die Grenzen des Sorbenlandes überhaupt. In ihrem Süden wohnten die Milzeni (Milčane) und zwar südlich einer Linie Sagan, Muskau, Spremberg, Ruhland bis Belgern an der Elbe: nach unserer heutigen Benennung ist das die alte ober- und niedersorbische Sprachgrenze, die also eine alte Stammesgrenze ist! Die Lužici bewohnten den Luh, wie der Deutsche sagt (slav. **lǫgъ *lugъ* „Sumpf, Bruch, sumpfiges Wiesenland" (Niederle III, 113ff.). Im Süden also der eigentlichen Lausitz erstreckte sich der Gau, der in den alten Quellen Milza Milca Miltsa heißt, die spätere Oberlausitz mit Bautzen und Görlitz als Hauptburgen.

Indessen waren sorbische Stämme schon früh weiter in mehr oder weniger geschlossenen Gebieten und Siedlungen nach Westen und Südwesten ausgeströmt.

1. Slaven haben im heutigen Nordbayern gewohnt. Darüber liegen Nachrichten vor hauptsächlich für die fränkischen Kreise, auch für die Oberpfalz: vom 9. bis 12. Jh. werden Slaven in der Diözese Bamberg genannt, d. h. im heutigen Oberfranken. In mehreren Urkunden sind die „Moinwinidit et Ratanzwindi" genannt (z. J. 846 und 889), wird von der „terra Slavorum" gesprochen, die „sedent inter Moinum et Radantiam fluvios", dem Main und der Regnitz; z. J. 824 heißt es: „iuxta ripam fluminis Moin, in regione Slavorum". Im Kapitulare Karls des Großen v. J. 806 wird die Grenze zwischen Deutschen und Slaven gezogen: genannt sind die Orte, in welchen Handel mit den slavischen Nachbarn gestattet ist. Bis zu dieser Grenze galt deutsche Herrschaft: in Nordbayern werden Hallstadt bei Bamberg, Forchheim und Regensburg genannt. Östlich dieses Streifens lag unabhängiges Slavenland. Sehr wertvoll für die Feststellung des slavischen Siedlungsraumes sind auch hier die Ortsnamen, von denen es in Oberbayern eine erhebliche Anzahl gibt. Die Zeit der slavischen Landnahme ist das 6./7. Jh. gewesen — im 12. Jh. müssen die Landstriche im wesentlichen als eingedeutscht gelten. Näheres ist nicht bekannt. Das Bistum Bamberg hatte auch den Zweck, das slavische Heidentum auszurotten (z. J. 1058: „ . . . ut paganismus Slavorum destueretur . . . erat enim plebs huius episcopi utpote ex maxima parte Slavonica").

Literatur: Margarete Bachmann, Die Verbreitung der slawischen Siedlungen in Nordbayern, Erlanger Dissertation 1925.

2. Verbreitet sind slavische Siedlungen in Thüringen gewesen — von hier stießen die Sorben früh nach Süden vor. Nach Thüringen sind sie aus dem Osten gekommen, den ganzen Lauf der Saale vom Oberlauf bis zur Einmündung nach Westen überschreitend. In den Annalen des Einhard werden für das Jahr 782 die Gebiete zwischen Elbe und Saale als Wohnsitze der Sorben angegeben, und zwischen Thüringern und Sorben bildete die Saale die politische Grenze, die keine unbedingte Volksgrenze

war. Im Diedenhofer Kapitulare werden dann als Plätze für den deutsch-slavischen Grenztauschhandel Erfurt und Magdeburg genannt.

Um 800 muß slavische Bevölkerung auf thüringischem Boden zahlreich gewesen sein: sie werden Hörige, Freie und Halbfreie genannt: Um 800 zählt das Breviarium des Hl. Lullus die Besitzungen des Stiftes Hersfeld auf und nennt Slaven in Rudolstadt und bei Kahla, auch an der Unstrut und bei Gotha. Im 12. Jh. erfolgen die Aufzeichnungen des Mönches Eberhard zu Fulda, wo viele Orte genannt sind, in denen Slaven siedeln, so im Markt Suhl, Luppnitz bei Eisenach, Geisa und Umgebung, Salzungen, Langensalza, Heringen a. d. Werra. Im 11. und 12. Jh. werden vereinzelte sorbische Hörige im westsaalischen Anhalt, z. J. 1123 bei Sangerhausen „Zmurde" genannt (altruss. *smьrdъ* „Bauer" und polb. *smardi* „Bauernschaft"), i. J. 1227 sind in Ermstete bei Erfurt „rustici Slavi" genannt.

Aber dies weithin verstreute Slaventum ist rasch im Deutschtum aufgegangen — es saß von vornherein mit Deutschen gemischt und nach Ausweis der geschichtlichen Nachrichten, sowie der fehlenden Burgwälle sind die Slaven in Thüringen niemals politisch selbständig gewesen.

Slavische Funde kennen wir aus der Zeit von 600 bis 1000; sie verschwinden nördlich und südlich der Unstrut im Laufe des 10. Jhs. Sogar ein slavisches Idol aus Knochen hat sich bei Merseburg gefunden.

Man darf annehmen, daß die slavischen Bewohner Thüringens besonders Fischer gewesen sind, — doch siedeln sie auch abseits von Flüssen. Ortsnamen, noch nicht genügend gesammelt und untersucht, haben sich vielfach erhalten und illustrieren das Gesagte mannigfach: man kennt Namen wie Gleina, Gölitz, Göritz, Jamitz, Loquitz, Plaue bei Ilmenau usw.

L i t e r a t u r: R. Schottin, Die Slaven in Thüringen, Programm des Gymnasiums in Bautzen, 1884; Albrecht, Die Slaven in Thüringen, Jahresschrift f. d. Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder, Halle 1925.

3. Am weitesten vorgeschoben haben Sorben im sogn. H a s s e n g a u gewohnt, im Gebiet etwa zwischen Saale, Unstrut, Helme und Wipper, also westwärts der Saale bis an den Fuß des Harz heran. In dieses Gebiet sind Sorben wohl um 600 eingedrungen, haben sich aber als Volk nicht lange gehalten, da sie auch hier strichweise unter Deutschen saßen und ihnen Schutz und Pflege fehlten. Wann sie völlig germanisiert sind, ist nicht genau fetszustellen — jedoch sind uns Ortsnamen (die neu untersucht werden müßten) in recht erheblicher Anzahl aus alten und neuen Tagen überkommen; sie verteilen sich auf die Kreise Naumburg, Querfurt, Weißenfels, Merseburg, Stadt- und Landkreis Halle, den Mansfelder Seekreis. Ortsnamen wie Ilauua, Gostilitz, Dobichau, Gröbitz, Storkow, Borowe, Schkopau, Lubice, Gusau, Zöbigker, Schotterey (identisch mit po. Czartoryje, s. Zs. f. slav. Philol. 15, 80) sind deutlich slavisch, im besonderen sorbisch.

L i t e r a t u r: H. Größler, Die slavischen Ansiedlungen im Hassengau, Archiv f. slav. Philol. 5, 1881, S. 333—369.

Der Prozeß des Zusammenschrumpfens dieses ursprünglich so ausgedehnten, aber undicht besiedelten und unausgenutzten Raumes läßt sich seit dem 12. Jh. gut verfolgen, da es mit der politischen Selbständigkeit der Sorben vorbei ist. Das Deutschtum machte derart rasche Fortschritte, daß bereits im 13. Jh. im Südstreifen die Verbindung zwischen Sorben und Tschechen abriß. Im Gebiet von Altenburg soll schon 1327 der Gebrauch der wendischen Sprache verboten sein (Zs. f. slav. Phil. 3, 446). Dann sind wir über den Umfang des sorbischen Sprachgebietes um 1550 ziemlich genau unterrichtet, besonders in der Niederlausitz: sorbisch waren noch die Kreise Kottbus, Spremberg, Sorau, Lübben, Kalau, fast der ganze Kreis Guben, vier Fünftel des Kreises Beeskow-Storkow, zwei Drittel von Luckau. Die Westgrenze kann man damals durch die Orte Elsterwerda, Hohenleipisch, Dobrilugk, Baruth, Wusterhausen bestimmen — kein Wunder, daß uns im damals einsetzenden Schrifttum alsbald Denkmäler entgegentreten in Dialekten, die längst ausgestorben sind (s. u. § 31. 3). Nach dem dreißigjährigen Kriege verschwinden die letzten Spuren des Sorbischen zwischen Elbe und Saale. Im 18. Jh. sind im Kreise Beeskow-Storkow 50 sorbische Pfarreien deutsch geworden.

Bei diesem ganzen Prozeß handelt es sich nicht um einen entschiedenen Umbruch in der Bevölkerungszusammensetzung — so stark der deutsche Zustrom auch gewirkt hat —, sondern um ein langsames Aufgeben der Muttersprache bei der sorbischen Bevölkerung, so wie im ostseeslavischen Gebiet (Trautmann, Zs. f. slav. Phil. 19, 283).

§ 31. Geschichte der sorbischen Sprache; Dialekte und Schrifttum.

1. Die Stellung, die die sorbische Sprache einnimmt, entspricht, wie ja zu erwarten, ihrer geographischen Lage, — wir finden in ihr Eigentümlichkeiten, abgesehen von den arteigenen, die sie mit dem Tschechischen und mit dem Lechischen verbinden.

Erwähnt ist, daß sich im Sorbischen — sowie im Tschechischen — altes *-ǫ-* zu *-u-* wandelte (**dǫbъ* wird zu *dub*). Wie im Tschechischen ist in „vorhistorischer“ Zeit der Wortakzent auf die erste Silbe gebannt worden, während die Westgruppe des Lechischen, vor allem das Nordkaschubische, deutliche Reflexe des freien Akzentes hat, und das Polnische die vorletzte Silbe betont.

Aber mit dem Polnischen geht das Sorb. zusammen, wenn es gegenüber tschech. *hrad* nsorb. *grod* heißt — das Sorbische geht also entschieden mit dem Ostflügel des Lechischen zusammen, mit dem Westflügel auch im Falle von nsorb. kaschub. poln. *głos*. Dem tschech. *hrst*, *krmiti* und *tvrdý* gegenüber heißt es nsorb. *gjarsć*, po. *garść* und nso. *kjarmiś*, po. *karmić* und nso.-po. *twardy*.

2. Die sorbische Sprache ist keineswegs einheitlich, sondern gliedert sich infolge alter Stammesverschiedenheiten (o. § 28) in das Niedersorbische als Sprache der „Lausitzer“ und in das Obersorbische als

Sprache der alten Milčane. Die Gegensätze sind z. T. beträchtlich; sie und die besonderen geschichtlichen Verhältnisse haben dazu geführt, daß sich im Sorbischen zwei Schriftsprachen entfalten konnten, — daß ein so weit gehender Partikularismus letzten Endes zu einer Schwächung der völkischen Stoßkraft führen mußte, ist selbstverständlich. Wie weittragend die Folgen internster Uneinheit sein können, zeigen die Erlebnisse jüngster slavischer Vergangenheit. Von der sprachlichen Verschiedenheit der beiden Gruppen nenne ich nur die verschiedene Behandlung von slv. -ę- in osorb. *jadro jazyk swjaty* gegenüber nsorb. *jědro jězyk swěty*. Slav. **chъrtъ* heißt nsorb. *chart*, osorb. *khort*; slav. **dъlgъ* erscheint nsorb. *dług*, osorb. als *dołh*. Es heißt osorb. *kraj* „Land“ und *wutroba* „Herz“, nsorb. *kšaj* und *hutšoba*. Die Beispiele ergeben auch drei wichtige Differenzen im Konsonantismus. Die beiden Hauptdialekte haben auch Untergruppen: beim Obersorbischen unterscheidet man den östlichen, den mittleren oder Bautzener Dialekt als Grundlage der osorbischen Schriftsprache; den westlichen Unterdialekt oder Kamenzer Dialekt, von dem wieder eine Spielart als der „katholische“ erscheint, den man ebenfalls als Schriftsprache ansprechen kann, da in ihm die Schriften der Katholiken abgefaßt wurden mit ihrem rein religiösen Schrifttum.

Zwischen dem Osorb. und dem Niedersorb. gibt es den sog. Grenzdialekt, der sich längs der Grenze der Ober- und Niederlausitz hinzieht und mehr als nieder- denn als obersorbisch zu gelten hat.

3. Die Anfänge des sorbischen Schrifttums fallen in die Zeit der Reformation, die das sorbische Volkstum genau so aufgerüttelt hat, wie es bei Slovenen, ja auch bei Polen geschah. Aus vorreformatorischer Zeit kennen wir lediglich sorbische Namen, dazu den kurzen Bautzener Bürgereid vom Ende des 15. Jhs.

Als ältestes Denkmal nennen wir die Übersetzung des Neuen Testaments durch Mikławš Jakubica v. J. 1548, handschriftlich erhalten, im seitdem ausgestorbenen Sorauer Dialekt abgefaßt; ebenso in der Handschrift liegt vor der Wolfenbütteler Niedersorbische Psalter, der 1928 erst ediert wurde, ebenfalls in einem ausgestorbenen Dialekt abgefaßt. Die älteste gedruckte Übersetzung ist die von M. Luthers Katechismus durch Moller, Bautzen 1574 in niedersorbischer und die obersorbische von Warichius v. J. 1597.

Die Entwicklung, die in der Folgezeit das Schrifttum nahm, ist bei den beiden sorbischen Zweigen verschieden verlaufen. Im Obersorbischen beginnt stärkere Betätigung im Ausgang des 17. Jhs., als Pfarrer Michael Frenzel (Brancel, gest. 1706) i. J. 1670 die Übersetzung des Matthäusevangeliums und Markusevangeliums, i. J. 1706 im Bautzener Dialekt erscheinen ließ. Dabei näherte er das Alphabet dem tschechischen an und verglich seine Übersetzung mit der tschechischen und polnischen, indem er aussprach, daß die Sorben ein Zweig des großen slavischen Stammes seien, zu dem Tschechen, Polen, Russen und Südslaven gehörten. Der

erste obersorbische Schriftsteller für die Katholiken war Swětlik (gest. 1729).

Indessen bewegten sich die Schriften im engen Geleise religiöser Bedürfnisse — die Schriftsteller waren Geistliche. Zudem ging, was von Sorben höhere Bildung erlangen konnte, in diesen Zeiten meist noch dem eigenen Volkstum verloren. Stärker wandelten sich die Verhältnisse zu Beginn des 19. Jhs., als die der Romantik entspringende slavische Renaissance in Prag stärkere Kreise zu ziehen begann. Die Verbindung zwischen obersorbischem und tschechischem Schrifttum ist lange Zeit vorhanden gewesen — wobei mitwirkte, daß die katholischen Priester bis in die Zeit nach dem ersten Weltkriege in dem am Anfang des 19. Jhs. begründeten Sorbischen Seminar auf der Prager Kleinseite ausgebildet wurden.

Sieht man von den zahlreichen und guten Volksliedern ab (ein Teil ist gesammelt von Haupt-Schmaler, Volkslieder der Wenden in der Ober- und Niederlausitz, 2 Bde., Grimma 1842—43), so entwickelten die Obersorben vor allem eine gute Lyrik: der erste Lyriker war Handrij Zejleŕ (gest. 1872), ein Lyriker im modernen Sinne Jakub Bart-Ćišinski (gest. 1909), der unter starkem tschechischen Einfluß schuf.

Im Časopis der i. J. 1847 nach tschechischem Vorbild geschaffenen Maćica Serbska besaßen die Sorben ein Zentralorgan für ihre wissenschaftlichen Bestrebungen — es fiel der das „Volkstum" pflegenden Hitlerzeit zum Opfer. Als sorbischer Gelehrter von Rang ist Muka (Mucke) zu nennen. Bei weitem bescheidener ist die Betätigung der Niedersorben gewesen. Als eine der Hauptquellen für die Sprache hat die Bibelübersetzung von Abricius-Fritze 1709 und 1796 (Neudruck Halle a. S. v. J. 1868) zu gelten. Ein Schrifttum etwas freierer Richtung entstand unter dem Einfluß der obersorbischen Bewegung nach dem Jahre 1848. Als Übersetzer und sonst vielfach tätig war Pfarrer Tešnaŕ (gest. 1898); dichterisches Talent zeigte Pfarrer Kósyk besonders mit seiner „Zdrada markgrafa Gera" und seinem „Wesele serbskie".

Literatur: Pfuhl, Laut- und Formenlehre der oberlausitzisch-wendischen Sprache, Bautzen 1867; und Lausitzisch-wendisches Wörterbuch, Bautzen 1866; Schwela, Lehrbuch der niederwendischen Sprache, 2 Tle., Heidelberg-Kottbus 1906/11; Mucke, Historische und vergleichende Laut- und Formenlehre der niedersorbischen Sprache, Leipzig 1891, und Niedersorbisches Wörterbuch, Bd. 1—3, Petersburg-Prag 1921—28; Páta, Serbská čitanka, Prag 1920, und Einführung in das Studium der wendischen Literatur, 1921 (Páta fiel wegen seiner wendischen Arbeiten dem Terror der Gestapo zum Opfer!); Jatzwauk, Wendische (sorbische) Bibliographie, Leipzig 1929; Kral, Wendisch-deutsches Wörterbuch der oberlausitzer Sprache, Bautzen 1927, und Grammatik der wendischen Sprache in der Oberlausitz, Bautzen 1925; Ščerba, Vostočnolužickoje narečije, Bd. 1, Petrograd 1915; P. Wirth, Beiträge zum sorbischen (wendischen) Sprachatlas, Leipzig seit 1933; Rud. Lehmann, Geschichte des Wendentums in der Niederlausitz bis 1815, Langensalza 1930.

3. Die Lechen

§ 32. Die Nordwestslaven, die einst zwischen Elbe (ja darüber hinaus) und Oder siedelten, gehören sprachlich in engere Verbindung mit Kaschuben und Polen: das erkannte vor hundert Jahren Šafařik, und diese Erkenntnis hat sich, wissenschaftlich in der Linguistik vielfach verwertbar, durchgesetzt. Danach bildet das Elb- und Ostseeslavische, zu dem auch das Pomoranische und damit das heutige Kaschubische gehören, den West- und Mittelflügel des „Lechischen“, und der Mittelflügel geht behutsam in den Ostflügel, das Polnische, über. Das ist alles lediglich von der Sprache her gesehen, doch müssen natürlich bestimmte Völkergruppen dahinter als Sprachträger stehen.

Der Name „Lechen“ und seine Ausdehnung weit über seinen ihm von Hause gebührenden Begriff hinaus darf zu Mutmaßungen besonderer nationaler Art nicht mißbraucht werden. Man könnte auch, anknüpfend an die „Lechitae“ des Polen Vicentius um 1200 von „Lechiten“ und „lechitisch“ sprechen, alles ist in unserm Falle nur Notbehelf, s. A. Brückner, Zs. f. slav. Philol. 5, 1929, 311ff.

Das Lechische wird durch einige wichtige Spracherscheinungen lautlicher Natur als alte Einheit ausgewiesen, — wobei der Begriff „Einheit“ nicht absolut verstanden werden darf und Varietäten besonders an den Peripherien nicht ausschließt.

Am bedeutsamsten ist, daß das Lechische gegenüber dem Sorbischen und Tschechisch-Slovakischen auf der einen und dem Ostslavischen auf der andern Seite die beiden Nasalvokale *-ǫ-* und *-ę-* erhalten hat: dem *dub* der genannten Sprachen steht po. *dąb — dębu* und meckl. *damb* gegenüber. In diesem Bereich ist weiterhin wichtig, daß dem Lechischen in der Behandlung des alten *-ę-* ein Qualitätengegensatz bekannt ist, der von der Beschaffenheit der folgenden Silbe abhängt: vor harten Dentalen entwickelt sich *-ę-*, das im Meckl. *-an-*, im Polb. *-un-* ergibt, kasch. *-ą-*, während vor palatalen Lauten *-ę-* als *-ę*^{1}*-* meckl. als *-in-* (*-en-*) *-im-* (*-em-*), polb. *-an-* und kasch. als *-i-* erscheint: meckl. *Suante* ON. neben polb. *sjunta*, kasch. *vjązą* (aus **svętъ* und **vęzǫ*) gegenüber *Zwentine* (aus **Svętina*), polb. *gansmin* (aus **jęčmenь*) und kasch. *vizeš* (Archiv, Bd. 24, S. 28f.).

Dieser Gegensatz wiederholt sich in der Behandlung von altem *-ě-*, das als *-ě*^{1}*-* ein *-e-*, als *-ě*^{2}*-* ein *-a-* ergibt: po. *biały* und *Bielica*, pomor. *Bialcur* (po. *Białokury*) ON., meckl. *Byalz* = po. *Białcz* gegenüber ostseeslav. *Reke*, po. *rzeka*, *Belitz* usw.

Derselbe Gegensatz spaltet auch altes *-ьr-* auf, das unter den gleichen Bedingungen als *-ьr*^{1}*-* und als *-ьr*^{2}*-* erscheint: das eine ergibt po. und ostseeslv. *-ar-* in po. *twardy*, meckl. *Tuardulino* ON., po. *czarny* sowie meckl. *Zarnowe* ON. gegenüber ostseeslav. *Cirnowe Cernowe* und po. *Czernin*, *Tirnowe* FlN. neben *Tarnowe* ON.

Literatur: Lehr-Spławiński, O narzeczach słowian nadbałtyckich, Kaszubi, Kultura ludowa i język, Thorn 1934, S. 251—297 m. Literatur.

Indessen sind die sprachlichen Verhältnisse des Lechischen im einzelnen recht verwickelt, obwohl sie sich generell auf den Nenner bringen lassen, daß jede lechische Mundart, das Polabische, Mecklenburgische, Pomoranisch-Kaschubische und Polnische, ein Glied in einer miteinander verbundenen Kette darstellt.

Sehr eigenartig ist die Behandlung von inlautendem slav. _-or-_ im Silbenschluß, vor konsonantisch anlautender Silbe also: _-or-_ hat entweder _-ar-_ ergeben, wobei junges _-a-_ mit altem slav. _-a-_ zusammenfällt, oder durch Metathese _-ro-_. Mag das immer wie zu erklären sein, die lechischen Dialekte zeigen in geschichtlicher Zeit die Verteilung, daß _-ar-_ nach Westen zu-, nach Osten abnimmt — während _-ro-_ im Osten weit überwiegt, im Westen in seltensten Fällen begegnet. Das Kaschubische zeigt seine besondere Mittelstellung: slav. _*gorchъ_ „Erbse“ heißt po.-kasch. _groch_, aber neben po. ON. _Grochów_ liegt ostseeslav. _Garchow_; _*gordъ_ heißt po. _gród — grodu_, pomerell. _Stargrod_ und _Stargard_, ostseeslva. _Starigard — Stargard_; _*borna_ „Egge“ heißt po. _brona_ und kasch. _brona_ neben _bĉrna_; _*borda_ heißt po.-kasch. _broda_ neben ostseeslav. ON. _Bardin_ und kasch. _bardavica_ „Warze“; ostseeslav. ON. _Brome_ gehört zu apo. _broma_ „Tor“ aus altem _*borna_, während ON. _Barnekom_ meckl. neben po. _Bronikowo_ liegt. Im Kaschubischen ist bereits ein höherer Prozentsatz der Formen mit _-ro-_ bezeichnend, wobei Unterschiede obwalten.

Anders steht es aber, wenn man die Behandlung von slav. _-e-_ betrachtet, das so wie _-ě-_ und _-ьr-_ im Osten -e^1- und -e^2- ergeben hat, wobei im Po.-Kasch. _-e-_ und _-o-_ vorliegen nach alten Gesetzen: gegenüber dem Po.-Kasch. weicht schon das Pomoranische östlich des Kreises Stolp aus und geht mit dem Westen zusammen: _-e-_ erscheint regellos in unsern Quellen wechselnd als _-e-_ und _-i-_ in _Medowe_, _Bristow_ und _Brisan_, _Perone_ und _Pyrone_, _Drenowe_, wo wir im Po.-Kasch. den _-e-/-o-_Wechsel finden. Das Polabische der Zeit um 1700 zeigt _-e-_ gegenüber po. _-o-_ (_sena_ neben _żona_, _led_ neben _lód — lodu_), dagegen _-i-_ gegen po.-kasch. _-e-_ (_disangt_ „zehn“, _midsa_ neben po. _miedza_). Die Deutung der Erscheinungen des Mittelraumes liegt darin, daß ein Gegensatz von -e^1- und -e^2-, geringfügig noch entwickelt und, erst später im Polb. zur vollen Schärfe gekommen, von des Deutschen des 13. Jhs. nicht aufgefaßt wurde.

Wichtig ist für die sprachliche Lage des Lechischen die Behandlung der Lautgruppen _-ьl-_ und _-ъl-_, die im gesamten West- und Mittelflügel zusammengefallen sind und durchgängig _-ol-_ ergeben haben; nur imKaschubischen tritt seit dem 13. Jh. _-łu-_ neben _-oł-_ auf, — es leitet so zum Polnischen über, dem _-ol-_ völlig fremd ist: FIN. _Dolge_ neben po. _Długie_, ON. _Stolpe_ neben po. _Słup_, _Colpyn_ ON. neben po. _Kiełpino_, ON. _Wolken_ neben po. _wilk_. Das Polb. geht mit dem Meckl. usw. zusammen, hat aber in jüngerer Zeit das silbenschließende _-l-_ vokalisiert so wie kaschub.-dial.: im Urkaschubischen waren urslav. _-ьl-_ und _-ъl-_ zusammengefallen gegenüber dem Urpolnischen, so daß wir für urslav. _*vьlkъ *pьlnъ *kъlpь_ urkasch. _*vołkъ *połnъ *kołpь_ finden gegenüber po. _wilk pełny Kiełpino_; freilich

heißt es kasch.-po. *dług* „Schuld" aus **dъlgъ* und *słup* aus **stъlpъ*: der Übergangscharakter des Kaschubischen ist besonders deutlich an dem Nebeneinander von *Dołge* FlN. in *dłuǵi* Adj. „lang" zu erkennen.

Was das Polabische, so wie wir es aus der Zeit um 1700 kennen, betrifft, so zeigt es erklärlicherweise eine Fülle junger Sprachzüge, die es in den Grundlagen nicht von den alten rechtselbischen Mundarten absondern; Vokalismus und Konsonantismus haben viel Eigenartiges entwickelt, z. B. Diphthongierung von altem *-i-* und *-u-*, ohne daß dabei deutscher mundartlicher Einfluß möglich wäre. Deutliche Hinweise auf den beweglichen alten Akzent, von dem wir auch Spuren im Kaschubischen finden, sind reichlich vorhanden.

a) Die Elb- und Ostseeslaven

§ 33. Das Sprachgebiet der Elb- und Ostseeslaven hatte vor Einsetzen der deutschen Kolonisationsbewegung eine außerordentlich weite und gute Lagerung an der südlichen Ostseeküste, im Westen von der Kieler Föhrde an bis zum Weichseldelta im Osten, wobei die dem Festland vorgelagerten Inseln Fehmarn und Rügen, auch Usedom und Wollin einst von slavischer Bevölkerung besiedelt waren.

Auf dem Festland ergeben sich für das geschlossene slavische Siedlungsgebiet im Grenzstreifen drei Sektionen: im Westen die slavisch-deutsche Grenze von der Kieler Föhrde bis zum Einfluß der Saale in die Elbe; im Süden die alte ostseeslavisch-sorbische Grenze von der Saalemündung bis Fürstenberg a. d. Oder (s. § 28); gegen Südosten und Osten die ostseeslavisch (pomoranisch)-polnische Sprachgrenze von der Oder bis zur untern Weichsel. Es handelt sich also um das Gebiet von ganz Mecklenburg und Pommern, großer Teile der Provinzen Brandenburg und Sachsen, von Ostholstein (zusammen mit Lübeck und Lauenburg), Anhalt und einem Stück der Provinz Hannover, bis ins Braunschweigische hinein.

Literatur: R. Trautmann, Das ostseeslavische Sprachgebiet und seine Ortsnamen (Zs. f. slav. Philol., Bd. 19, 1947), und Die elb- und ostseeslavischen Ortsnamen (Abhandlungen der Deutschen Akademie der Wissenschaften in Berlin, Jahrgang 1947) und Die wendischen Ortsnamen Ostholsteins, Lübecks, Lauenburgs und Mecklenburgs, Neumünster 1939.

Außerhalb dieses angegebenen Gebietes werden Slaven sporadisch zur Zeit ihrer größten Expansion im 9. und 10. Jh. gelegentlich gewohnt haben: so hat sich in Nortorf Kr. Rendsburg eine Zeit lang die slavische Sippe der Bakariden niedergelassen; Überfälle slavischer Gruppen sind reichlich vorgekommen, haben aber nicht zur Niederlassung geführt.

Ich gebe hier nur knapp das Wesentliche über die Begrenzung an: im Nordwesten war die Schwentine der Grenzfluß, so daß die Landschaft Wagrien rein slavisch war mit dem Selenter See; die Grenze lief nach Süden westlich des Großen Plöner Sees, in die Umgebung des Bades Oldesloe im

Kr. Stormarn — der Limes führte wohl durchweg durch schon slavisches Gebiet; der Elbe zu war Sadelbandia bis zum 9. Jh. von Slaven besetzt. Vorgelagert war Fehmarn, das vielleicht niemals ganz slavisch, 1231 jedenfalls nur zur Hälfte slavisch war. In der Elbe unterhalb von Geesthacht lag auf einem Werder die westlichste, uns bekannte Villa Cucliz.

In der heutigen Provinz Hannover lief um 1000 die Slavengrenze durch die Kreise Lüneburg Land und Bleckede, Ülzen, Isenhagen und Gifhorn — wir besitzen hier viele Daten aus Urkunden, Flurnamen und Ortsnamen, auch aus einem Verzeichnis des 15. Jhs. mit slavischen „Haken“, wobei die Orte mit slavischen Haken und Flurnamen weiter nach Westen gehen als die slav. Ortsnamen. Im Kreise Gifhorn war das Bodeckerland slavisch — es schloß sich an den Vorsfelder Werder im Braunschweigischen an, wo das Slaventum in einem Teil des heutigen Kreises Helmstedt lebendig, aber politisch nie selbständig war (R. Andree, Braunschweiger Volkskunde, 2. Aufl., 1901, S. 500ff.). Hier kam das slavisch-deutsche Grenzgebiet an den Drömling heran, in alter Zeit schwach besiedeltes Sumpf- und Waldgebiet — im Osten von ihm liegt die Altmark, einst geschlossen slavisch; Orts- und Flurnamen sind in erheblicher Masse erhalten (A. Brückner, Die slavischen Ansiedelungen in der Altmark und im Magdeburgischen, Leipzig 1879). Die Grenze durchlief weiter den Kreis Neuhaldensleben, den strichweise Slaven bewohnten, den Kreis Wolmirstedt, der nördlich der Ohre rein slavisch, den Kreis Wanzleben, wo die Bode früh in deutscher Hand war — wir gelangen zum Einfluß der Saale in die Elbe. Und nunmehr bleibt die ostseeslavische Sprachgrenze innerhalb slavischer, zuerst sorbischer, dann polnischer Stämme.

An der Oder trafen bei Aurith Kr. Weststernberg Ostseeslaven (Pomoranen), Sorben und Polen einst zusammen. Die nahe sprachliche Verwandtschaft der beiden „lechischen“ Zweige kompliziert die Analyse der Grenzverhältnisse, zumal auch in geschichtlicher Zeit Verschiebungen vorgekommen sind. Die spätere Neumark war in vordeutscher Zeit sprachlich-völkisch nicht einheitlich: nördlich von der Warthe und Netze saßen Pomoranen, im Süden Polen in den Kreisen West- und Oststernberg. Küstrin war bereits pomoranisch. Die Warthe aufwärts ging der hier breite Grenzstreifen über die Feste Zantoch zum Einfluß des pomoranischen Flusses Drage (slav. **Drava*) in die Netze, die Gegend von Schneidemühl, der Kreis Deutsch Krone waren pomoranisch. An der Küddow begann die altpolnische Landschaft Krajna, während der Kreis Schlochau einst ganz pomoranisch war, früh von Deutschen kolonisiert.

Vor dem 2. Weltkrieg begann hier bei Sampohl das zusammenhängende kaschubische Sprachgebiet, und zwar der südsaborische Dialekt, der mit dem polnischen Dialekt der Borowiaken grenzte, im Kreise Konitz. Im Kreise Berent begann die Südgrenze des Nordsaborischen, bei Schönfließ wurde das ehemalige Danziger Gebiet erreicht, und über Prangenau und Nenkau führte die Grenze an die Ostseeküste bei

Neufahrwasser, wobei das kaschubische Gebiet durch Deutsche längst zersetzt war.

Seit Jahrhunderten ist hier das Kaschubische eingeengt worden, einerseits durch Deutsche, anderseits durch Polen; früh deutsch wurde z. B. die sog. Koschneiderei, die pomoranisch war; das Borowiakische hat sich mutmaßlich nordwärts geschoben: ein Ort wie po. *Raciąż* hat im 13. Jh. noch eine pomoranische Lautform. Weiterhin wird man die alte pomoranisch-polnische Grenze südlich von Pr. Stargard zu ziehen haben; nördlich einer Lnie Schatarp—Mühlbanz war pomoranisches Gebiet — das war auch das Danziger Werder nach Ausweis der Ortsnamen v. J. 1310. Das Werder zwischen Weichsel und Nogat ist für alte Zeit völkisch schwer zu durchschauen: Anfang des 15. Jhs. siedeln hier durcheinander Deutsche, Altpreußen, Polen und Kaschuben! Wir nehmen an, daß trotz gelegentlicher Grenzüberschreitungen der Kaschuben nach Osten, der Altpreußen nach Westen die Weichsel die pomoranische Grenze gegen die Altpreußen bildete — polnische Dialekte haben früh nicht bis zur untern Weichsel gereicht.

§ 34. 1. In diesem weiträumigen Gebiet lebten eine ganze Anzahl slavischer Stämme, deren Namen uns bei deutschen und undeutschen Chronisten und in Urkunden begegnen; nur gruppenweise waren sie unter einheimischen Fürsten politisch zusammengefaßt und haben teilweise in langen tapferen Kämpfen sich der Unterwerfung zu erwehren gesucht. Unsere deutsche Geschichtsforschung hat — bis auf wenige Ausnahmen wie Hans Witte — die Germanisation tendenziös und einseitig dargestellt und gern das slavische Substrat heutigen deutschen Gebietes ignoriert, das wiederum in Arbeiten slavischer Gelehrter ebenso einseitig beleuchtet wurde. Eine national unbefangene Synthese ist Aufgabe der Zukunft.

Wie lange sich das Slaventum gehalten hat, ist nur an einigen begünstigten Punkten bisher klar geworden, — gerade da hat die deutsche Arbeit bisher versagt. Zwei wichtige Räume heben sich von vornherein heraus: der Westen in Hannover, das Wendland, das Gebiet der sog. Dravänopolaben (§ 32. 6), und im Osten das Kaschubisch-Slovinzische, das es zu einer gering verbreiteten Schriftsprache sogar gebracht hat, der einzigen slavischen im gesamten Raum (§ 34).

Man darf sonsthin annehmen, daß der größte Gebietsteil schon vor der Reformation verdeutscht war: in Mecklenburg, Brandenburg, im Magdeburgischen, den heutigen Kreisen Jerichow I und II, in Holstein und Rügen wird slavische Bevölkerung die Wende des 13. Jhs. kaum überdauert haben. Sie war nicht nur kulturell, sondern auch wirtschaftlich nicht leistungsfähig genug; sehr viele Slavendörfer sind, wie wir wissen, im 14. und 15. Jh. eingegangen — im allgemeinen hat sich der „Volkstod" unbemerkt und als langsam-natürliches Absterben abgespielt, ein allmähliches Aufgehen der slavischen Bevölkerung in der deutschen. So wie wir das für Ostpommern und das Sorbengebiet des 19. und 20. Jhs. nachweisen können.

Von den vielen slavischen Stämmen nenne ich nur die bedeutendsten. Der alte Slavenname lebte fort, nicht nur bei den Slovinzen (§ 6): im Gegensatz zu ihren deutschen Nachbarn und Heimatsgenossen heißen sie in lateinischen Urkunden Slavi—Sclavi, man spricht von der lingua slavica, der gens slavica, vom jus slavicum, und das Land hat lange Slavia geheißen, — die genaue Form läßt sich nicht mehr feststellen. Die Deutschen nannten die Slaven Wenden, die Sprache wendisch (§ 6).

Literatur: Hilferding, Istorija baltijskich slavjan (Bd. 4 des Sobranije sočinenij, 1874). Perwolf, Germanizacija baltijskich slavjan, Petersburg 1876, S. 31f.

2. Zu der Vereinigung der Obodriten (die Schreibungen Obodriti und Obotriti laufen nebeneinander her, die Deutung ist völlig unsicher), die an sich mehr politischer Natur war, doch auf engster völkischer Verwandtschaft beruhte, gehörten einige Stämme an der untern Elbe und westlich von ihr, zunächst die eigentlichen Obodriten, die an der Ostseeküste von der Lübecker Bucht und vom Ratzeburger See bis zur Warnow siedelten, mit etwas ungewisser Südgrenze, mit den Orten Mecklenburg, Schwerin und Rostock. Ihre nordwestlichen Nachbarn waren die Wagri (der Name in den Formen *Wagri Waigri Wagiri Wairi* begegnend ist undurchsichtig) im heutigen Wagrien von der Trave bis zur Eider, bis Segeberg und Neumünster heran. Wagrien wurde 1158—64 von Heinrich dem Löwen unterworfen. Das slavische Volkstum hat sich hier einige Jahrhunderte lang halten können und in Lübeck ist noch nach 1500 von Slaven die Rede (Ohnesorge, Ausbreitung und Ende der Slaven zwischen Nieder-Elbe und Oder, Lübeck 1911).

Am rechten Ufer der Elbe und nach ihr benannt, zwischen Bille und Jabelheide, wo noch im 16. Jh. wendisch gesprochen zu sein scheint (Witte, Wendische Bevölkerungsreste in Mecklenburg, 1905) siedelten die eigentlichen Polabi, in deren Gebiet die spätere Bischofsstadt Ratzeburg lag.

Im 9. bis 11. Jh. siedeln östlich von den Obodriten die Lutici oder Velti bis zur Oder im Osten. Ihr Bund war ein politischer Abwehrbund; zu ihm rechnen Adam von Bremen und ihm folgend Helmold vier Stämme, deren Heiligtum das im Jahre 1121 verbrannte, der Lage nach unbekannte Rethra war (C. Schuchhard, Arkona, Rethra, Vineta, 1926). Der alte Name dieser Vereinigung war Wilzi, wie sie Adam v. Bremen u. a. nennen, den zweiten Namen Lutici (Nestorchronik Ljutiči) werden als „durissima gens" ihnen die Nachbarn gegeben haben (slav. **l'utъ* „grimm, wild"). Zu ihnen gehören die Chizzini, am Meere wohnend an beiden Ufern der Recknitz, etwa zwischen Rostock und Stralsund; die Tolensane des Jahres 965 an der Tollense, die bei Demmin in die Peene geht. „Jenseits der Peene" lag die terra Circipanie mit dem Volke der Zerezpani, Circipani; um die obere Tollense wohnten die Riaderi (Retheri u. ä.).

In der heutigen Provinz Brandenburg sind ebenfalls eine Anzahl kleiner Stämme genannt, die meist früh zugrunde gegangen sind: so bewohnte Havelberg der „Brisanorum populus" (**Brežane*); um die mittlere

Havel wohnten die Ztodorani, in deren Gebiet Potsdam und Brandenburg lagen; in der Uckermark siedelten die Ucrani, nach der Ucker benannt, in deren Gebiet Pasewalk lag. Im Süden der Provinz ist der häufiger genannte und in Ortsnamen noch fortlebende Stamm der Morizane eingegangen (Zs. f. slav. Philol., Bd. 16, 333).

3. Die Slaven in Mecklenburg zusammen mit dem eng verbundenen Stamm auf Rügen haben am längsten ihre nationale Selbständigkeit und ihren Glauben bewahren können. Erst in der Zeit Friedrich Barbarossas haben die Niederlage Niklots i. J. 1160 und die Zerstörung von Arkona i. J. 1168 die Herrschaft von Deutschtum und Christentum begründet. In Mecklenburg liegen so zahlreiche Daten vor, daß der Einblick in den geschichtlichen Verlauf klar ist: um 400 p. Chr. ist im ganzen ostelbischen Gebiet ein allmähliches Aufhören altgermanischer Kultur zu konstatieren, und aus der Zeit um 500 stammen die letzten germanischen Funde. Mecklenburg scheint längere Zeit ein entvölkertes Land gewesen zu sein, bis zur Landnahme durch die Slaven, die wir in das 6. Jh. werden setzen dürfen. Im 8. Jh. sind die ostelbischen Slaven schon eine bedeutende Macht gewesen. Da sie natürlich keine Aufzeichnungen hinterlassen haben — auch späterhin sind Ansätze zu einem Schriftwesen nirgends gemacht worden —, sind die Quellen für ihre Zivilisation Bodendenkmäler; etwa 120 Burgwälle sind aus Mecklenburg bekannt. Kulturmittelpunkte mit bedeutendem politischen Einfluß waren Rethra und Arkona. Das Gesamtbild, das der Vorgeschichtler aus dem Inventar der Fundstellen über die materielle Kultur der Slaven bekommt, ist äußerst kümmerlich — freilich sind Holzarbeiten aller Art, in deren Herstellung die Slaven seit je geschickt waren, nicht erhalten. Es war eine arme und primitive Bevölkerung von Fischern und Bauern, auch Waldbewohnern, auf die die nördliche Wikingerkunst oder die westliche deutsche Kultur vor der deutschen Kolonisation nicht gewirkt haben. Aus den Ortsnamen läßt sich jedoch manches Wichtige für die slavische Zivilisation entnehmen.

Literatur: Boll-Witte, Mecklenburgische Geschichte, Bd. 1, Wismar 1909; Beltz, Ostdeutscher Volksboden, 2. Aufl., S. 180—191; Jegorov, Kołonizacija Mecklenburga v XIII. v., 2 Bde., Moskau 1915; dazu H. F. Schmid, Die slavische Altertumskunde, Zs. f. slav. Philol., Bd. 1/2.

Im Jahre 1160 fand der mehrhundertjährige Kampf zwischen Deutschen und Obodriten seine endgültige Entscheidung. Bereits z. J. 1171 weiß Helmold — in zweifellos übertreibender Weise — zu berichten, daß das ganze einstmalige Slavenland von der Eider an gleichsam in eine einzige Sachsenkolonie verwandelt sei. Indessen kann von Ausrottung der Slaven, so viele in den blutigen Kämpfen gefallen waren, und so viele nach Osten hin die Heimat verlassen haben mögen, keine Rede sein. Sehr bald beweist das ein einzigartiges Denkmal, das Ratzeburger Zehntenregister v. J. 1230, das den ganzen Sprengel des Bistums Ratzeburg, den westlichen Teil Mecklenburgs bis zum Schweriner See umfaßt. Es zählt die Ortschaften des Gebietes auf, erwähnt, wo in einem Orte noch kein Zehn-

ter aufgeführt werden kann: dann heißt es: „Sclavi sunt, nullum beneficium est“, denn der Zehnte war ja die christlich-deutsche Abgabe; und so gewinnt man Einblick in die Dichte der slavischen Bevölkerung von 1230. Im Lande Bresen werden von 74 Ortschaften 12 ausdrücklich als slavisch bezeichnet. Dabei war das Ratzeburger Bistum sicherlich ein besonderer Brennpunkt deutscher Kolonisation. Im Osten waren die Bedingungen zunächst für das Slavische günstiger, und die deutsche Bewegung kam hier erst im 13. Jh. in Fluß. Man vermag übrigens für das Vordringen deutschen Einflusses auch die Gestalt slavischer Ortsnamen in unsern Urkunden nutzbar zu machen, da sie mit Vorrücken des Deutschtums auch stärker sich von der altslavischen Lautgebung entfernten. Die Eindeutschung des slavischen, allmählich zurücktretenden, dann verschwindenden Elements ist ein Werk von Jahrhunderten.

4. Über die sprachlichen Verhältnisse Rügens sind wir in erster Linie durch die beiden großen Steuerverzeichnisse v. J. 1314 und 1318 (Pommersches Urkundenbuch, Bd. 5) genau unterrichtet. Vor 1320 muß danach Rügen noch geschlossen slavisch gewesen sein, deutsche Ortsnamen sind eine große Seltenheit, und die slavischen Ortsnamen tragen altes und echtes Gepräge. Die nähere Untersuchung ergibt, daß die Sprache der Rügener Slaven dem westlichen Polabischen näher stand als dem Pomoranisch-Kaschubischen. Das Deutschtum hat im 14. Jh. überraschend schnelle Fortschritte gemacht, ohne daß uns im einzelnen die Gründe dafür bekannt sind. Jedenfalls berichtet im 16. Jh. Kantzow in seiner „Pomorania“ bereits, daß um 1400 auf Jasmund eine alte Frau, Gulitzin geheißen, gestorben sei, samt ihrem Manne die letzte Rügerin, die wendisch reden konnte.

Literatur: Łęgowski und Lehr-Spławiński, Szczątki języka dawnych słowiańskich mieszkańców wyspy Rugji, Slavia occid. Bd. 2, 1922, S. 114ff.

5. Im Osten der Oder saßen die Pomoranen, die als Pomorjane von der Nestorchronik zu den Ljachen gerechnet werden. Wir kennen von ihnen genau sprachlich und kulturell lediglich den Ostzweig. Sie heißen in den alten Quellen *Pomorani* und *Pomerani* („die Bewohner des *pomorje*, des Küstengebietes“ so wie russ. *pomorjánin* „Küstenbewohner“, Plur. *pomorjáne*), — erst später geht der Name auch auf die Bewohner des Landstrichs westlich der Oder über. Mancher alte slavische Burgname wird hier genannt: Stargard, Kolberg, Kammin, späterer Bischofssitz, Schlawe und Danzig. Zahlreiche Personen- und Ortsnamen sind uns überliefert, die die Hauptzüge der Sprache genügend hervortreten lassen, dazu gibt es Einzelausdrücke, s. Fr. Lorentz, Izv., Bd. 10, H. 3 und Bd. 11, H. 1.

Als i. J. 1147 der Pommernherzog die Taufe empfing, und i. J. 1167 die slavischen Fürsten deutsche Reichsfürsten wurden, begann die deutsche Kolonisation und Germanisierung der Slaven, vor allem durch die deutschen Städte und Klöster, während sich das Land lange überwiegend slavisch erhielt.

Die Germanisierung schreitet besonders seit dem 13. Jh. vorwärts, von Westen nach Osten, wobei zuerst der Adel dem slavischen Volkstum verloren ging, da er allein sich der deutschen Kultur anpassen konnte und wollte, eine eigene slavische aber nicht bestand. Nirgends ein gewaltsamer Widerstand. Der Prozeß des Aufgehens der slavischen Bevölkerung wird auf dem langsamen und friedlichen Wege erfolgt sein, wie ihn die Kommunikantenlisten der Kirche Glowitz Kr. Stolp für das 18. und 19. Jh. widerspiegeln (Winguth, Blätter für Kirchengeschichte Pommerns, H. 10, 1932): während es im J. 1713 559 deutsche und 3152 kaschubische Kommunikanten gab, gleicht sich der Unterschied bis zum Jahre 1841 immer mehr zugunsten des Deutschen aus, das in diesem Jahre das Übergewicht hat; dann geht es rapid mit dem Slaventum zu Ende: 1851 sind 3838 deutsche und 1178 kaschubische, i. J. 1881 3335 deutsche und 105 kaschubische Kommunikanten vorhanden, — im Jahre 1888 ist gegenüber 5037 Deutschen kein Kaschube verzeichnet! Es ist anzunehmen, daß ähnliches Material in andern alten pomoranischen oder sorbischen Pfarreien vorhanden ist.

6. Die Dravänopolaben. Wenn sich slavisches Volkstum in der Altmark noch bis gegen Ende des 15. Jhs. gehalten hat, so tauchten die Dravänopolaben im sog. Lüneburger Wendland östlich der Lüneburger Heide mit dem Zentrum von Lüchow erst um 1750 völlig im deutschen Meere unter; doch ist hier ein ausgesprochener, von den rein deutschen Gegenden abweichender „Gautypus“ erhalten geblieben, auch Siedlungsform, Gebräuche und Sitten weichen ab. Die Dravänopolaben führen ihren Namen von der alten Landschaft „die Drawehn“, die einen alten Stammesnamen Drevjane enthält (von *drevo* „Baum, Holz“, vgl. den altrussischen Stammesnamen *Derevljane* als „Waldleute, Waldbewohner“, s. § 41. 1).

Das Gebiet dieser bis an die deutsche Sprachgrenze wohnenden Slaven war um 1550 schon auf die Gebiete von Lüchow und Dannenberg, die südliche Hälfte des Kreises Bleckede und das östliche Drittel des Kreises Ülzen beschränkt. In der Drawehn geht das Slavische zwischen 1700 und 1750 unter. Um 1700 waren bereits die meisten Ortschaften des Kreises Dannenberg, auch die östlich des Jeetzelflusses gelegenen Dörfer des Kreises Lüchow eingedeutscht. Im Jahre 1691 berichtet der Amtmann von Lüchow an Leibniz in Hannover, — und ohne ihn hätten wir vielleicht nie genauere Kunde von diesen interessanten Sprachresten erhalten —, daß zu seiner Zeit die wendische Sprache sehr abzunehmen beginne, so daß er erst nach langem Suchen jemanden gefunden habe, der ihm auf Wendisch das Vaterunser hersagen konnte. Mithof hinterließ über Altertümer und Sprache der Wenden für Leibniz bestimmte Mitteilungen. Wichtigste Quelle sind die Sammlungen von Christian Hennig, der 1679 bis 1719 Pfarrer zu Wustrow bei Lüchow war. In der Einleitung zu seinem Werke gibt er Nachrichten („jetziger Zeit reden hier herum nur noch einige von den Alten wendisch, die Jungen aber haben einen solchen

Ekel für ihre Muttersprache, daß sie sie nicht einmal mehr hören, geschweige denn lernen mögen. Dahero unfehlbar zu vermuten, daß innerhalb 20 zum höchsten 30 Jahren die Sprache wird vergangen sein“). Hennig hat in jahrzehntelanger fleißiger Arbeit ein umfangreiches „Vocabularium Venedicum“ zusammengestellt. An Bedeutung folgen die Aufzeichnungen des Gastwirts Johann Parum Schultze bei Lüchow (gest. 1740).

Was wir überliefert bekommen haben, sind überwiegend einzelne Worte oder kurze Sätze, von Deutschen aufgezeichnet, in einem ganz ungenügenden Alphabet. Von Texten besitzen wir das Vaterunser, ein Gebet samt drei kurzen Legenden und ein von Hennig überliefertes „Lied, welches die Wenden singen, wenn sie in Gesellschaft zuweilen lustig sind“. Das Lied gelangte in die deutsche Hochliteratur. Herder nahm es in seine Volkslieder auf, von da gelangte es im Jahre 1782 in Goethes Singspiel „Die Fischerin“ („Wer soll Braut sein? Eule soll Braut sein!“), das mit dem „Erlkönig“ anhebt (Cotta's Jubiläumsausgabe, Bd. 8, S. 90/338).

Literatur: Hilferding, Pamjatniki narečija załabskich Drevljan i Glinjan, 1856; Schleicher, Laut- und Formenlehre der polabischen Sprache, 1871; Rost, Die Sprachreste der Draväno-Polaben im Hannöverschen, 1907; Lehr-Spławiński, Gramatyka połabska, 1929; Kühnel, Die slavischen Orts- und Flurnamen im Lüneburgischen, 3 Tle. ,1901—04.

§ 35. Das Kaschubisch-Slovinzische. Sein Hauptkern ist der nordwestliche Teil der Provinz Westpreußen, der nördlich der Ostbahn von Berlin nach Königsberg etwa von Konitz bis Pr. Stargard liegt: hier trifft kaschubisches und polnisches Sprachgebiet zusammen. In Pommern wurde 1938 kaschubisch nur noch von etwa 3000 Personen im Kreise Bütow gesprochen, hinzu kommt eine geringe Anzahl im Kr. Lauenburg, während das Slovinzische bald nach 1900 ausgestorben ist. Die nordwestliche Grenze lief aus der Umgebung von Schlochau bei Samphol durch den Kreis Bütow an die pommersche Grenze in den Westen von Parchau, diese Grenze entlang bis zur Ostsee bei Zarnowitz. Der heutige Bestand ist ungewiß. Hela war überwiegend kaschubisch. Die Slovinzen wohnten vor 1900 südöstlich des Gardesees in einigen Ortschaften der Kirchspiele Garde und Schmolsin.

Dies so bezeichnete, recht problematische Sprachgebiet (s. auch § 33) ist in bezug auf die Dichte der slavischen Bevölkerung uneinheitlich gewesen, dazu gingen die Zählungen sehr auseinander: z. B. Ramult zählte z. J. 1892 174831 Kaschuben, eine viel zu hohe Phantasiezahl — Kaschuben saßen in den Kreisen Karthaus, Neustadt, Konitz, Putzig, Berent, Schlochau und Danziger Höhe; Gulgowski nahm 1924 135000 Kaschuben an. Der Wert dieser Schätzungen ergibt sich, wenn man feststellt, daß Ramult für 1892 in den Kirchspielen Garde und Schmolsin 930 und 700 Slovinzen aufführt, während Lorentz aus genauer Kenntnis heraus 89 und 98 zählte. Zahlreiche Kaschuben lebten in Amerika, in den USA., Kanada und Brasilien, in unbekannter Anzahl.

Der Name „Kaschuben“ ist trotz mancher Bemühungen, ihn zu erhellen, dunkel geblieben. Die Stettiner Herzöge nannten sich zuerst

„Dux Slauorum et Cassubiae", später „Herzog der Wenden und Kassuben" — doch im 13. Jh. heißen die heutigen Kaschuben nur Pomorani, da Cassubia das Land um Belgard an der Persante war. Klarer ist nur der Name „Slovinze". Die Sprache heißt bei Krofey und Pontanus *sławięsky* und *słowięski* aus altem **slověnьskъ*, — es liegt eben der alte Stammesname der Slaven vor, s. § 6. 2; im 19. Jh. bezeichnete man mit „Slovinze" den, der den in slavischer Sprache abgehaltenen protestantischen Gottesdienst (er hörte in Schmolsin bereits i. J. 1832, in Garde 1845, in Glowitz 1886 auf) besuchte. Zum Namen Kaschube und Slovinze s. Lorentz, Koblischke, Gulgowski in den Mitteilungen des Vereins für kaschubische Volkskunde, Heft 1 und 2, Leipzig 1908.

Zur Geschichte des kaschubischen Landes bemerke ich, daß um 1000 die historische Zeit beginnt, als der in Danzig herrschende Ostpommernfürst die Tochter von Boleslaw Chrobry heiratete und sich taufen ließ: 997 weilte der Hl. Adalbert in Danzig. Im 12 Jh. finden wir das Land zu den Diözesen Kujawien und Gnesen gehörig — die Missionare sind sicher Polen gewesen. Im 13. Jh. beginnen die langen Kämpfe mit dem Deutschen Orden, bis Pomerellen von 1308 bis 1466 Ordensbesitz wird. Polen werden bis zum Ausgang des 13. Jhs. nur als Landfremde genannt. Von außerordentlicher Bedeutung wurde die deutsche Kolonisation, die mit Ende des 12. Jhs., der Begründung des Klosters Oliva, einsetzt, und sich besonders seit 1250 verstärkte: in Pelpliner Urkunden vom Ende des 13. Jhs. werden bereits deutsche Ausdrücke als „in vulgari" bezeichnet. Dennoch ist ganz Ostpommern um 1300 als stark slavisch anzusprechen, vor allem das Zentrum des Gebietes; von Klöstern und Städten ging früh der deutsche Einfluß aus.

In den Zeiten der polnischen Herrschaft von 1466 bis 1772 wurden die religiösen Bewegungen des 16. und 17. Jhs. national von Bedeutung: um 1600 hatte sich im Osten das feste Verhältnis herausgebildet, wonach Deutschtum und Protestantismus auf der einen Seite, auf der andern Katholizismus und Polentum identisch waren. Der kaschubische Adel wurde polonisiert, viele deutsche Kolonisten von der kaschubischen Bevölkerung aufgesogen. Ein kaschubisches geistiges Leben ist nicht vorhanden, — i. J. 1693 kommt in einer polnischen „Tragedia" ein Kaschube vor, der seine Muttersprache spricht. Kirchen und Schulen versagten vollständig. Nur im Westen, im pommerschen Lande, stand es anders, in protestantischer Gegend, wo Krofey, Pfarrer zu Bütow, 1586 das erste kaschubische Buch drucken ließ („Duchowne piesnie D. Marcina Luthera"); ihm folgte in Schmolsin Brückmann-Pontanus, der 1643 in Danzig den Lutherschen Katechismus, die Tauf- und Trauagende, die Bußpsalmen Davids und die Passionsgeschichte in kaschubischer Sprache herausgab. Den beiden Männern folgten andere nach, und bis gegen 1730 wurden von ostpommerschen Geistlichen Kirchenlieder, Gebete, die sämtlichen Evangelien und Episteln des Kirchenjahres übersetzt. Doch nahm seit der Mitte des 18. Jhs. in Pommern die Zahl der Kaschuben rasch ab, und so

hörte auch dieser erste Ansatz zur Begründung eines kaschubischen Schrifttums auf.

In den Zeiten der preußischen Herrschaft hat sich an dem Bestande der katholischen kaschubischen Bevölkerung nicht allzu viel geändert. Der polnische Großgrundbesitz kam — auf natürliche Weise — in deutsche Hand, der kaschubische Krautadel erhielt sich durch bessere Wirtschaft.

In der letzten Hälfte des 19. Jhs. setzte ein Umschwung in den Beziehungen zur preußischen Regierung und zum Polentum ein, zugunsten des letzteren: der rücksichtslos geführte „Kulturkampf" war der Anfang vom Ende. Die Einrichtung polnischer Volksbanken, ihre Kapitalkräftigkeit, die durch die Gelder der nach Amerika auswandernden Kaschuben bedeutend vermehrt wurde, — die Zahl der seßhaften polnisch-kaschubischen Bevölkerung wuchs an. Es kam 1904 das Ansiedlungs-, 1908 das Enteignungsgesetz — besonders die polnische Zeitung schaltete sich ein mit dem Erfolg, daß 1909 jeder zehnte Kaschube eine polnische Zeitung hielt.

Ein eigenes kaschubisches Nationalgefühl hat sich erst spät, in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. geregt; die geringen geistigen Bedürfnisse des Bauernvolkes wurden durch religiöse Gefühle befriedigt. Einen ersten durchdachten Versuch, eine vom Polnischen abgelöste kaschubische Schriftsprache zu begründen, unternahm Florian Cejnowa (1817—81), der 1841—43 in Breslau insbesondere die neusorbischen Ambitionen kennen lernte: 1850 beginnen die ersten Proben zu erscheinen; aber in seinem erbitterten Kampf gegen Geistlichkeit und Adel unterlag er. Es folgte Derdowski (1852—1902) mit Gedichten, die seit 1880 erschienen, ebenso wie Cejnowa seinem Heimatdialekte folgend und den Wortschatz aus dem Polnischen bereichernd. Besondere Verdienste erwarben sich Stefan Ramult mit seinem „Słownik języka pomorskiego czyli kaszubskiego" 1893, dessen Schluß, das Kaschubische sei kein polnischer Dialekt, einen Sturm der Entrüstung auf polnischer Seite entfachte. Großes Verdienst erwarb sich fernerhin Majkowski (geb. 1876) durch die Begründung einer literarischen Zeitschrift „Gryf" seit 1909, wo eine normalisierte Sprache eingeführt wurde, frei von dialektischen Besonderheiten. Noch einen Schritt weiter tat Karnowski mit Gedichten v. J. 1910, der seine Verse nicht, wie alle andern Kaschuben, auf der Betonung der vorletzten Silbe — wie im Polnischen — aufbaute, sondern nach süd-kaschubischer Art auf der ersten Wortsilbe — man rühmt ihm besondere Sprachbeherrschung nach.

Die Zukunft wird entscheiden, ob sich das kaschubische Volkstum gegenüber dem überstarken Polentum wird kulturell durchsetzen können.

Dialektisch ist das Kaschubische sehr zerissen, da irgendein einigender Einfluß auf die Bauernmundarten nicht vorhanden war. Wir gliedern das Gesamtgebiet heute mit Fr. Lorentz in die beiden großen Gruppen des Nordpomoranischen, das sich, abgesehen von dem mittlerweile verklungenen Slovinzischen, vom Lebasee bis an Zoppot heran erstreckt, und das Nordwest- resp. Nordostkaschubische als Variationen

zeigt. Das ganze übrige Gebiet gehört dem Südkaschubischen an, das stark gegliedert ist — die Mundarten des Saborischen grenzen im Südosten unmittelbar an das polnische Sprachgebiet. Hier in dieser nordwestlichen Peripherie des Polnischen ist zweifellos in einigen — noch nicht ganz geklärten — Gebieten das Kaschubische zurückgedrängt worden.

Viel verhandelt ist auch in der Slavistik die Frage nach der Stellung der kaschubischen Sprache. Die „kaschubische Frage", die einen deutlichen politischen Hintergrund besaß (den Kampf um das Mare Balticum), ist indessen durch Einführung der höheren Ordnung des „Lechischen" in ein klares und richtiges Fahrwasser geleitet worden. Schwierig ist die Frage darum gewesen, weil man nicht erwog, daß uns beim Kaschubischen aus der Neuzeit wohl die starke Verbindung mit dem Polnischen erhalten ist, die sich offenbar in den letzten Jahrhunderten verstärkte — auch in den lebenden Mundarten —, daß aber seit Jahrhunderten die Verbindung mit dem Westen, dem westlichen Pomoranischen, abgerissen ist; so daß natürlich der östliche Einschlag sich viel greller heute zeigen muß, als es sonsthin der Fall sein würde. Man muß anerkennen, daß ausgezeichnete polnische Gelehrte von der Größe eines Baudouin de Courtenay, Rozwadowski, Lehr-Spławiński diese Korrektur energisch vorgenommen haben.

Wenn man sich dahin einigt, daß man zunächst als polnisch nur einen Dialekt bezeichnet, der den Akzent auf der vorletzten Wortsilbe trägt, so nimmt das Kaschubische eine neue Stellung gegenüber dem Polnischen ein: das Nordkaschubische ist dadurch ausgezeichnet, daß es Reste alter urslavischer freier Wortbetonung erhalten hat (z. B. *lasú* entsprechend russ. *v lesú*, Gen. Plur. *vosí* sowie weißruss. *aséj*); die Süddialekte wieder betonen die erste Wortsilbe, — so daß ein starker und freilich sehr wichtiger Unterschied gegenüber allen echtpolnischen Mundarten zutage tritt! Anderes kommt hinzu, z. B. Lautfolgen wie kasch. *varna* neben po. *wrona*, *varta* neben po. *wrota*; kaschub. *wolk* gegen po. *wilk*, *młōc* gegen po. *mleć*, *młoko* gegen po. *mleko* (o. § 30).

Das Kaschubische bildet innerhalb des Lechischen einen typischen Übergangsdialekt vom Polnischen zum Westpomoranischen. Natürlich eignen ihm eine Fülle besonderer Charakteristika, Vertretung von *-i-*, *-y-* und *-u-* durch *-ë-* usw. Dabei ist noch besonders wichtig: je mehr wir vom nördlichen kaschubischen Gebiet nach dem Süden wandern, um so weniger treffen wir in der Regel echtkaschubische Formen, um so häufiger werden polnisch mundartliche Spracherscheinungen!

Literatur: Friedrich Lorentz, Slovinzische Grammatik, 1903; Slovinzische Texte, 1905, und Slovinzisches Wörterbuch, 2 Bde., 1908—12; Texty pomorskie, 1924; Geschichte der Kaschuben, 1926; Die kaschubischen Ortsnamen, 1933; Geschichte der pomoranischen (kaschubischen) Sprache, 1925, und Gramatyka pomorska, seit 1927 (6 Hefte), nicht vollendet. Kaszubi, Kultura ludowa i język, 1934. Ramult, Słownik języka pomorskiego czyli kaszubskiego, 1893, und Statystika ludności kaszubskiej, 1899. Gulgowski, Kaszubi, 1925. Baudouin de Courtenay, Kurzes Resümee der kaschubischen Frage, Archiv Bd. 26, 1904.

b) Die Polen

§ 36. 1. Heute, nach Beendigung eines Krieges, der das gesamte polnische Volk und damit sein Sprachgebiet in der grauenvollsten Weise in Mitleidenschaft gezogen hat, ist es nicht möglich, genauere Daten zu geben: besonders die Landschaften an der Peripherie, z. B. in der früheren Provinz Westpreußen, haben zweifellos eine starke Umschichtung erfahren; mag sich nach der für Polen letzten Endes „glücklichen" Beendigung des Krieges im Laufe des Friedens viel Altes wiederherstellen lassen, bedeutende Verschiebungen der polnischen Bevölkerung müssen sich ergeben, vor allem durch Neukolonisation. Bei der Sachlage versteht es sich für uns von selbst, daß wir uns die alten Verhältnisse vor dem Kriege klarmachen, die ihren grundlegenden Wert immer behalten müssen. Leider genügten aber auch diese Daten nicht völlig, denn an vielen Punkten war es schwer, zu einer leidenschaftslosen Debatte zu gelangen; polnische Gelehrte haben gesündigt, nicht weniger die deutschen.

Das Kerngebiet aber läßt sich gesichert herausholen, — die Karten des polnischen Sprachgebietes bei Niederle, Nitsch und Szober geben ein klares und zuverlässiges Bild im großen und ganzen. Das Sprachgebiet umfaßt nahezu das ganze Stromgebiet der Weichsel — der Unterlauf nicht inbegriffen —, reicht im Südwesten über den Oberlauf der Oder hinaus, umfaßt im Westen beinahe den ganzen Lauf der Warthe und Netze und geht im Osten und Südosten bis zum Narew und Bug — von der Ostsee ist es seit alters durch kaschubisches und deutsches Gebiet in geringer Breite bisher abgeschnitten gewesen. Sein ungefähres Flächenausmaß beträgt 200000 qkm.

Im Nordwesten, südwestlich der Tucheler Heide (Bory, nach ihr ist der borowiakische polnische Dialekt benannt) zog sich die äußerste polnische Landschaft um Flatow, die Krajna, hin bis zur brandenburgischen Grenze — wobei deutsche Siedlungen immer wieder das geschlossene Gebiet unterbrachen; die Netze bildete hier langhin die Begrenzung. Westlich von Filehne (Wieleń) bog sie nach Süden ab über Birnbaum und Bomst (Babimost) zur alten posenschen-schlesischen Grenze, Provinzialgrenze, über Lissa und Rawitsch nach Schlesien in den Kreis Gr. Wartenberg — Kr. Namslau war im Osten polnisch, Kreis Brieg deutsch. Am Einfluß der Neiße wurde die Oder überschritten und bei Bauerwitz traf tschechisches und polnisches Sprachgebiet zusammen (§ 23) — die gemeinsame Sprachgrenze erstreckte sich bis zum Berge Súlov in den Westbeskiden. Dann bildet die slovakische Nordgrenze (§ 26) die polnische Südgrenze bis zur Poprad- und Dunajeclandschaft — darüber hinaus auf slovakischem Boden sahen wir polnische Dörfer verstreut. Es beginnt die Grenze gegen das Ukrainische und führt über Dukła, Sanok nach Biłgoraj und Tarnogród sowie an den Wieprz, wo das heiß umstrittene Chełmer Land beginnt.

Das Gouvernement Chołm (Chełm) wurde i. J. 1912 von der zaristischen Regierung geschaffen und bestand aus zwei historisch verschiedenen Teilen, im Norden einem Stück von Podlachien, von Polen und Ruthenen kolonisiert, im Süden aus der Landschaft Chełm, die seit 1815 einen Bestandteil Kongreßpolens bildete. Beide Teile sind gemischtsprachig — die Angaben weichen aber stark voneinander ab, die Bevölkerung befand sich auf tiefstem Niveau (über 70% Analphabeten) und ein Nationalgefühl war im ganzen nicht entwickelt; aber kein Orthodoxer ist Pole, immerhin gibt es katholische Ukrainer, und die kirchlichen Verhältnisse gestalteten sich durch die Unierte Kirche eigenartig. Der heutige Zustand ist nicht zu übersehen (Wasilewski, Die Ostprovinzen des alten Polenreiches, Krakau 1917 — vom polnischen Standpunkt aus).

Hier jedenfalls beginnt die schwierige Ostgrenze, die sicherlich sich verschieben dürfte zugunsten ostslavischer Bevölkerung. Sie lief ungefähr in der Gegend von Zamość und Krasnostaw nach Dorohyczyn an den Bug, in nördlicher Richtung überschritt sie bei Bialystok den Narew, wo bis Augustów hin weißrussisches Gebiet angrenzt (§ 44); im Norden im alten sprachlich ungemein interessanten Gouvernement Suwalki trafen, sich vielfach durchschneidend und stark mischend (Mischmundarten!), Polen, Weißrussen, und Litauer zusammen. Nördlichster Punkt des geschlossenen polnischen Gebietes dürfte die Gegend von Sejny sein. Von da lief die Nordgrenze nach Ostpreußen herein bei Marggrabowa, — hier in Ostpreußen konnte man nur noch von einem masurisch-deutschen Mischgebiet sprechen, das die Kreise Oletzko, Lyck, Johannisburg, Sensburg, Ortelsburg, Neidenburg, Allenstein, Osterode umfaßte. Nicht einfacher waren die Verhältnisse in Westpreußen bis nach Graudenz hin — sie haben mehrfach gewechselt. An der Weichsel lief das Polnische auf beiden Seiten nordwärts in die Gegend von Marienwerder, wobei im Kr. Stuhm polnisches Sprachgebiet war; auf dem linken Weichselgebiet beim polnischen Dirschau wurde bald das kaschubische Gebiet erreicht.

Indessen ist mit diesen Angaben nur das Hauptsächlichste beschrieben: in vielen Gebieten von Ost- und Westpreußen waren deutsche Siedlungen in altes polnisches Gebiet vorgedrungen, besonders in Städten, Marktflecken, aber auch auf Gütern. Aus jüngerer Zeit haben wir genaueste Untersuchungen für Westpreußen, die nur noch geschichtlich sind, denen deutsche Tendenzen natürlich nicht fremd waren (Schäfer, Sprachenkarte der deutschen Ostmarken, 1913, und Mitscherlich, Die Ausbreitung der Polen in Preußen, 1913).

2. Es hat seit Jahrhunderten auch einen polnischen „Drang nach dem Osten“ gegeben, und er hat Polen mit ihrer zivilisatorischen Überlegenheit weit in ukrainisches, weißrussisches, litauisches und lettisches Gebiet geführt. Alt sind die polnischen Kolonien bis zum Dnepr hin gewesen; besonders der Großgrundbesitz hat hier jahrhundertelang eine bedeutende Rolle gespielt. Die beiden großen polnischen Sprachinseln von Wilna und Lemberg haben hervorragende kulturelle Bedeutung gehabt. In Litauen

setzte seit dem Ende des 14. Jhs. eine angespannte polnische Tätigkeit ein, und polnische Geistliche haben das Hauptverdienst an der Christianisierung und Kultivierung des litauischen Volkes: ich verweise auf das Sammelwerk der Krakauer Akademie der Wissenschaften „Polska i Litwa“ 1914.

Die Zahl der Polen im geschlossenen Siedlungsgebiet wird mit 20 Milionen annähernd richtig angegeben sein. Polen haben darüber hinaus in der Tschechoslovakei, in Lettland, Deutschland, Rußland und in Amerika, besonders in den USA und Kanada, gewohnt; in den USA übersteigt die Zahl der Polen eine Million.

3. Das Sprachgebiet, wie ich es summarisch beschrieb, ist keine konstante Größe gewesen — immer wieder hat es sich ausgedehnt und immer wieder verengt, in Zeiten und Landschaften verschiedenartig. Viel altes Land ist den Polen verloren gegangen, so in Schlesien, wo sie im 9. und 10. Jh. mit Tschechen und Mähren, weiterhin mit den Sorben angrenzten. Dafür sind sie in West- und Ostpreußen, vor allem auch in Podlachien und Suwalki in fremdes Land vorgestoßen, auf alten baltischen Boden. Auch in der Umgegend von Lublin scheint sich das Polnische zuungunsten des Ukrainischen ausgedehnt zu haben. Die geschichtlichen Veränderungen verdienten im Zusammenhang dargestellt zu werden.

Die Anfänge des polnischen Volkes sind dunkel; man vermag hypothetisch nur sprachlich-ethnisch die allmähliche Herauslösung aus der höheren Einheit des Lechischen zu verfolgen. Als polnische Wiege hat man an den alten slavischen Raum des mittleren Weichsellandes zu denken; und so hätten die Polen in weitestem Umfange ihre uralte heimatlichen Sitze niemals aufgegeben — gerieten aber gerade hier in das Kreuzfeuer deutscher und russischer Ambitionen hinein. Aus besonderen Beständen übrigens der polnischen Volksstruktur, etwa einem starken, auch geistig charakteristischen Bauerntum, einer sehr exklusiven Liebe zur engsten Heimat (gegenüber dem weitwandernden und welterobernden Russen) vermögen wir völkerpsychologisch noch nichts Rechtes abzulesen. Seiner Struktur nach ist in den Grundlagen das Polentum fertig, als es in die Geschichte eintritt, — wie jedes Volk entfaltet es sich von daheraus im Ablauf seines geschichtlichen Daseins. Es sondert sich von Anbeginn in verschiedene Gruppen, wenn auch früh übergreifende Namen bestehen. Schon der Kijever Chronist des 11./12. Jhs. unterscheidet die Poljane von den Mazovšane. Seit den ältesten Zeiten ist also das polnische Volk differenziert, in seinen ausgedehnten und teilweise fruchtbaren Sitzen nicht einheitlich. Einige alte Stämme vermögen wir zu nennen:

Die Schlesier (*Ślęzanie*, tschech. *Slezané*; die Verbindung des Namens mit dem germanischen Volksnamen *Silingi* verdient nachgeprüft zu werden; das Land heißt po. *Śląsk* und *Śląsko*) wohnten einst vom Bober bis zur Weichsel, der Name dehnte sich auf benachbarte Stämme aus, z. B. auf die Bobrane am oberen Bober, an die Sorben grenzend, und auf die Opolane um Oppeln, die erst im 14. Jh. zu „Schlesiern“ wurden.

Kujawien, die Landschaft auf dem linken Weichselufer zwischen Włocławek, Thorn, Bromberg und der Netze mit dem Goplosee, wird 1136 zum ersten Male genannt (po. *Kujawy* von *kujawa* „unfruchtbare Stelle im Felde, Lichtung, frischgerodetes Gebiet").

Zum Jahre 1065 geschieht Masurens (*Mazovia*) zum ersten Male Erwähnung; in der Einleitung der Nestorchronik wird der Stamm Mazovšane genannt, po. *Mazowszanie* von *Mazowsze*, (das sprachlich dunkel ist); erst im 16. Jh. begegnen die Namensformen *Mazurowie* und *Mazury*. Sie wohnten seit alters an der mittleren Weichsel, am Narew und am untern Bug, breiteten sich auch nordwärts aus, im späten Mittelalter im ostpreußischen Seengebiet und besiedelten Podlachien, auch die Wojewodschaft Rawa war masurisch.

Der Deutsche verbindet mit dem Namen „Masuren" den Begriff des südlichen Ostpreußens, in dem sich bis ins 14. Jh. hinein ein ungeheurer Waldgürtel befand, der preußisches und polnisches Gebiet trennte. Diese Landschaft wurde vom Deutschen Orden seit dem 14. Jh. kolonisiert, wobei Burgen wie Angerburg, Lötzen, Johannisburg, Neidenburg und Lyck als Stützpunkte angelegt wurden: als Innenkolonisatoren verwendete der Orden Stammpreußen und Untertanen des benachbarten und befreundeten Herzogs von Masowien. Im Jahre 1450 war die Zuwanderung aus dem polnischen Süden so stark vorgeschritten, daß dem neuen Hochmeister in mehreren Ämtern in preußischer und polnischer Sprache gehuldigt wurde. Die Masuren in Ostpreußen sind seit dem 16. Jh. evangelisch, waren demnach dem polnisch-katholischen Einfluß wenig zugänglich; nach der Volkszählung v. J. 1925 sprachen noch 70000 masurisch, verstanden aber meist deutsch. Eine Literatur hat es, außer religiösen Schriften, nicht in masurischer Sprache gegeben.

Literatur: Toeppen, Geschichte Masurens, 1870; Döhring, Über die Herkunft der Masuren, 1910; Gollub, Die Masuren, in: Volz, Der ostdeutsche Volksboden, 2. Aufl. 1926.

Die Poljane sind die Bewohner der weiten, ebenen Landflächen von der Oder bis zur Netze und dem kujawischen Lande, also um die Warthe herum gewesen, das Volk, dem das alte Herrscherhaus der Piasten entstammte, in dessen Gebiet die alten Residenzen Gnesen und Posen lagen, und deren Namen von den im Westen siedelnden Völkern (Deutschen, Tschechen) auch auf die andern nahverwandten Stämme übertragen wurde. Der Name ist der Herkunft nach identisch mit dem ostslavischen Stamm der Poljanen (§ 41. 1), vgl. nsorb. *pólany* „Flachländer", polb. *poleini* „Feldbewohner" (neben *drawainji* „Waldbewohner"); *Polak* ist jüngere Umbildung (mittels eines beliebten Formans, vgl. *Slovák* aus **Slověnin*) aus dem alten *Polanin*, das in *Wielkopolanin* „der Großpole" und *Malopolanin* „der Kleinpole" erhalten ist. Latinisiert erscheint *Poljane* Plur. als *Poloni* mit der Neubildung *Polonia*, während der Pole sein Land *Polska* nennt (die Tschechen konnten noch im 14. Jh. nach altslavischer Weise „in Polen" durch „u Polas" ausdrücken); deutsche Chro-

nisten des Mittelalters gebrauchen die Form *Polan Polaner Polenen* „die Polen". Einen ganz andern Namen finden wir in den altrussischen Chroniken: *Ljach* mit dem Adjekt. *ljadьskъ*, das deutlich auf das Substantiv *ljada*, slav. **lęda* und **lędo* „Rodeland, Brache, Lehde" verweist (Lensahn Kr. Oldenburg heißt alt *Linsane*, identisch mit nsorb. *Lěžańe* „Bewohner des Dorfes Lehde"); *Lęchъ* ist eine Kurzform (ich nehme an für slav. **lędjanin* „Lehdebewohner") so wie tschech. *brach* zu *brat*, *kmoch* zu *kmotr*, *hoch* neben *holka*, ein topographischer Name wie *Polanin*; so haben die Polen seit alters die Ostvölker benannt, Ostslaven, Litauer (Lénkas) und Ungarn. Dieser Name begegnet niemals bei den westlichen Geschichtschreibern, wenn sie von Slaven an der Oder oder Weichsel sprechen. Die Nestorchronik aber sagt vom slavischen Stamm der Ljachen, daß ihm die Poljane, Mazovšane, Ljutiči und Pomorjane entstammen, er faßt also Ljachove als übergeordneten Begriff, so wie ein deutscher Chronist mit dem Namen „Polen" tun würde; aber der wissenschaftliche Begriff der „Lechen" (§ 32) kann sich auf Nestor berufen.

Nach dem Belegmaterial zu schließen, wurde der Name **Lęchъ* nicht bei den Polen selbst, sondern ihren östlichen Nachbarn geprägt; der Lache gilt im Rußland des 11. Jhs. als Gegensatz zum „russischen" Slaven. Dazu war der Gegensatz zwischen Poljanin und Ljach vielleicht von Hause aus wirtschaftlicher Natur (Nehring, Archiv 3,463), — doch soll man bedenken, daß *polje* nicht unbedingt den bebauten Acker bezeichnete, es wird auch direkt für die Steppe gebraucht.

§ 37. 1. Die sprachliche Stellung des Polnischen ergibt sich zunächst aus dem o. § 32 bezüglich des Lechischen Mitgeteilten; es ist sein Ostflügel und besonders viele Spracherscheinungen verbinden das Polnische mit dem Kaschubischen. Speziell für das Polnische ist bezeichnend: konsequente Durchführung der Wortbetonung auf der vorletzten Silbe, — sie ist gegenüber dem im Nordkaschubischen in Resten erhaltenen alten Zustand verhältnismäßig jung (11./12. Jh.?); völliger Verlust aller langen Vokale, wobei die Längen *ī ȳ ū* mit den Kürzen ganz zusammenflossen, während die Längen *ā ē ō* von den Kürzen qualitativ geschieden blieben; weitgehende Palatalisierung aller Dentale, die das Polnische mit dem Kaschubischen teilt, dem Pomoranischen alter Zeit nicht eignete (zur sprachlichen Charakteristik des Polnischen s. Rozwadowski, Język polski i jego historya, Bd. 1, 1915, S. 46ff.).

2. Die polnischen Dialekte erhalten vorzugsweise aus bestimmten Lauterscheinungen ihre Eigenart.

a) Das sog. Masurieren besagt, daß an Stelle von altem *ž š č* und *žd ž* die Sibilanten *z s c* und *zd z* gesprochen werden, z. B. *zona* statt *żona*, *sary* statt *szary*, *cekać* und *cårny* statt schriftsprachlichem *czekać* und *czarny*, *jezdze* statt *jeżdżę* „ich fahre". Das Gebiet, in dem masuriert wird, bildet den größeren Teil des Sprachgebietes (greift also über „Masuren" hinaus); nicht masuriert wird vor allem in Großpolen, in der Provinz Posen, in Kujawien, in der Landschaft Kulm — Dobrzyń, in Westpreußen

und in den ostpreußischen Dialekten von Kreis Osterode und Allenstein. Außerdem liegen nichtmasurierende Gegenden an der Peripherie bei Sejny; in einem langen Streifen längs der polnisch-ukrainischen Sprachgrenze im Chełmer Lande und im Süden von Galizien bis Sanok und bis zum Wisłok, dazu Oberschlesien. In diesen peripheren Gebieten ist das Alte unter fremdem Einfluß erhalten geblieben.

b) Bei der Palatalisierung von Lippenlauten finden wir mannigfache Entwicklungen: schriftsprachlichem *bieda figa wiara miasto miód pies* entsprechen in den Dialekten z. B. *pjes bjeda wjara*; oder *pchies* und *pšes*; *mniasto* und auch *niasto*; *žara* und *ošara* aus schriftsprachl. *wiara* und *ofiara*.

c) Bei den verengten Vokalen sind Abweichungen auffällig; urpoln. *ā* wird in der Mehrzahl der Dialekte als *å* gesprochen oder als *o*, auch *ou̯*, und auch reines *a* ist anzutreffen (wie in der Schriftsprache), so daß urpoln. *trāva* als *trawa* und *tråwa* und *trowa* und *trou̯wa* erscheint.

d) Wichtig ist die Behandlung der Nasalvokale; vor allem finden wir in manchen Dialekten *-ę-*, in andern *-ą-*. Dies geschichtlich ältere *-ą-* begegnet in Schlesien, in den jüngeren Kolonisationsländern, während *-ę-* in den Gebieten des intensivsten Volkslebens, in Groß- und Kleinpolen, herrscht (Szober 1, 205f.).

Die polnischen Dialekte sind in zwei Hauptgruppen zu teilen:

I. Der nichtmasurierende Teil.

A. Die alten Dialekte: 1. der großpolnische; 2. Dialekte von Krajna und der Tucheler Heide (Bory Tucholskie); 3. der kujawische Dialekt und der von Kulm (Chełmno) — Dobrzyń; 4. der süd- und mittelschlesische Dialekt (Teschen-Gleiwitz).

B. Die neueren Dialekte: 1. der des Kociewie (des linken Weichselufers nördlich von Kujawien mit Bromberg und Graudenz bis Dirschau und bis zum Kaschubischen hin); 2. der von Marienburg und Löbau, sowie Osterode; 3. der ermländische (warmiński) Dialekt; 4. die kleinpo. Grenzdialekte in Galizien und dem Chełmer Lande; 5. das Polnische auf litauischem und ukrainischem Gebiet (Szober 1, 172).

II. Der masurierende Teil.

A. Alte Dialekte: 1. der nordschlesische; 2. der kleinpolnische samt dem Góralischen; 3. der südliche masurische Dialekt.

B. Jüngere Dialekte: 1. der nordmasurische Dialekt (in Kongreßpolen und Ostpreußen); 2. der Dialekt von Podlachien und Suwałki.

Zu den einzelnen Gebieten bemerke ich: Der wichtige Dialekt von Großpolen, Wiege des altpolnischen Staates und vielleicht auch der Schriftsprache, an den sich die Mundarten von Krajna und der Tucheler Heide anschließen.

Auf der Grenze des alten neukolonisierten Polens liegt das Land Kulm — Dobrzyń, das sich mundartlich sowohl vom kujawischen als auch

vom Löbauer Dialekt abhebt. Von hier schob sich polnische Bevölkerung in das altpreußische Gebiet von Löbau und Marienburg, sowie auf die linke Seite der Weichsel nach Norden. Vom Dialekt von Marienburg und Löbau geht ein langer Keil aus, der Osterode und das Ermland umgreift, — die Mundarten unterscheiden sich durch das Nichtmasurieren grundsätzlich von den masurierenden Teilen Ostpreußens; das alles hat für die polnische Siedlungsgeschichte entscheidende Bedeutung. Die Grenze läuft genau entlang an der Süd- resp. Nordgrenze der Kreise Osterode, Allenstein, Bischofsburg resp. Neidenburg, Ortelsburg, Sensburg (nur im Kr. Osterode masurieren 5 Ortschaften). Diese Sprachgrenze fällt mit der historisch-administrativen Grenze des Ermlandes zusammen (Nitsch, Materiały i Prace, Bd. 3), — damit geht auch der konfessionelle Gegensatz heute Hand in Hand (der aber dem 16. Jh. erst angehört, also nicht entscheidend ist, außer für die Erhaltung des Gegensatzes).

Von Schlesien gehört der Teil nördlich von Pszczyna und Lubliniec (mit Oppeln und Namslau) zu Kleinpolen, während südlich davon der eigentliche schlesische Dialekt gesprochen wird, der altes *-ą-*, auch *ž š* usw. festhält. Tschechischer Einfluß ist wahrzunehmen und läßt sich geschichtlich begründen. Der schlesische Dialekt zeichnet sich im ganzen durch Altertümlichkeit aus.

Von Kleinpolen hebt sich der an Schlesien grenzende Dialekt der Góralen ganz entschieden ab. Es ist die Mundart der Tatrabewohner, die sich durch die Erhaltung von altem *-i-* hinter den weich gebliebenen Sibilanten *c s z* auszeichnet: *cisty wilci zidy* und *sitko*. Die Gegend ist kolonisiert, die eigentümlichen Lebensverhältnisse der Tatrabewohner spiegeln sich in der Sprache, die alte Lehnwörter der rumänischen Wanderhirten aufgenommen hat. Die Mundart nimmt eine ganz besondere Stellung im polnischen Schrifttum ein, weil sie literarisch gepflegt wurde (es ist die Mundart von Zakopane und Umgebung — hier bildete sich ja auch erhöhter Bauernhausstil aus); besonders Przerwa-Tetmajer verwendete die Mundart in seinen Erzählungen „Na skalnem Podhalu".

Sprachlich gehört zu Kleinpolen das alte Fürstentum Lowicz, ein folkloristisch merkwürdiges Land, ein richtiges Bauernland, das Gebiet der „Bauern" Reymonts, ein Gebiet der farbenreichen Trachten, die die polnischen Maler gern wiedergaben.

Im Norden davon liegt Masovien, das Land von Płock bis Łuków und Kozienice, im Westen bereits von der Verkehrssprache Warschaus, das in ihm liegt, beeinflußt. Auf kolonisiertem Boden ist das Gebiet der Kurpie merkwürdig. Man unterscheidet die vier Untergruppen des Nordmasurischen, Mittel- und Südmasurischen, sowie des Dialekts von Podlachien und Suwałki.

§ 38. Die Schriftsprache und das Schrifttum.

Die Formierung einer polnischen Hochsprache, als Umgangssprache höherer Schichten und als Schriftsprache gebraucht, gehört einer ver-

hältnismäßig späten Zeit an — die erste slavische Kultursprache entstand im 9. Jh., im 11. Jh. gibt es in Rußland bereits eine ansehnliche Menge russisch-kirchenslavischer Denkmäler, in Böhmen fallen die Anfänge einer Literatursprache in das 13. Jh.; demgegenüber reift der polnische Boden auffallend langsam heran, und erst im 14. Jh. setzen polnische Schriftdenkmäler ein. Grund für diese Verspätung bei einem von Hause aus begabten Volk wie den Polen ist vor allem die Dünnheit einer bildungtragenden Schicht, die aus Geistlichen bestand, die lateinisch oder deutsch sprachen und schrieben. Auch die andere Quelle mittelalterlicher Bildung, die Städte, waren deutsche Siedlungen und besaßen deutsche Organisation. Lateinisch schrieben die Historiker z. B. Długosz, lateinisch sind die Urkunden und Akten, wenn sich auch manches polnische Wort hineinmischt. So besitzen wir aus alter Zeit immerhin eine genügende Anzahl von Orts- und Personennamen sowie von Einzelausdrücken, die uns einen teilweisen Einblick in den allgemeinen Zustand dieser vorliterarischen Zeit geben. Die Beschaffenheit des Alphabets hemmt freilich unsere Einsicht: die polnische Rechtschreibung baut sich auf dem Lateinischen auf, das zur Wiedergabe der polnischen Laute zunächst ungeeignet war. Jahrhundertelang schwankt die Rechtschreibung, und während die Sprache fast unverändert bleibt, spiegelt die Schrift die Ratlosigkeit der Intelligenz, eine rein technische Sache in Ordnung zu bringen.

Unter den lateinischen Denkmälern dieser vorliterarischen Zeit ist für unsere Einsicht in die Sprache wichtig die päpstliche Bulle v. J. 1136, die sich der Erzbischof von Gnesen zur Bestätigung seiner Besitzungen vom Papste erwirkte. Sie beweist, daß trotz mancher Altertümlichkeiten die Sprache des 12. Jhs. mit der heutigen in wesentlichen Zügen übereinstimmt — von der bedeutenden Veränderung, die das Tschechische im 14. Jh. schon in den Lauten erfährt, ist hier keine Rede. Was sich verändert, sind der Wortschatz, die Formen der Sprache und ihre Verwendung.

Dieser ältesten Zeit gehören aber einige Denkmäler noch an, die erst später uns überliefert werden: Beichtformeln, ein Psalter, wichtigste Gebete, einfache Kirchenlieder existierten sicherlich schon frühzeitig in der Landessprache — der kirchliche Einfluß auf die Entstehung der polnischen Literatur war entscheidend, wie allenthalben. Dem 13. Jh. gehört, trotz jüngerer Überlieferung, das Bogurodzica-Lied an.

Die Entstehung der polnischen Schriftsprache ist viel erörtert und umstritten worden: es besteht über dies schwierige Thema manche Literatur. In der ältesten Zeit sind die Denkmäler auf Krakau beschränkt; so schien vor allem Brückners These, daß Krakau die Wiege der Hochsprache sei, einleuchtend genug, zumal auch der starke tschechische Einfluß sich daraus am besten erklärte. Aber der lautliche Fond der Sprache scheint auf eine andere Landschaft hinzuweisen: es ist auffallend und erfordert eine einleuchtende Interpretation, daß die Schriftsprache nicht masuriert: warum führte Krakau nicht sein zona cas jezdze in die Hochsprache ein, wenn keine andersartige Tradition in Krakau bestand?

So gelangte eine Gruppe polnischer Linguisten zu der Annahme, daß der Ursprung der Schriftsprache im nichtmasurierenden Großpolen zu suchen sei, in das ja die Anfänge des polnischen Staates der Piasten fallen: im 11. Jh. könnte sich hier, am polnischen Fürstenhofe, eine gebildete Umgangssprache vom Großpolnischen her ausgebildet haben, die bei der Verlegung des Hofes nach Krakau mitwanderte und die Grundlage der späteren Schriftsprache wurde. Indessen bleibt bei einer sorgfältigen geschichtlichen Interpretation der für Großpolen zeugenden sprachlichen Tatsachen zunächst nur das Masurieren übrig: dies aber kann im Polnischen nicht mehr wie früher in uralte Zeiten, vor 1000, verlegt werden; erst im 15. Jh. tritt es deutlich in Erscheinung und ist nicht sonderlich alt, z. B. erkennt man aus den Krakauer Eidesformeln der Jahre 1399 bis 1418, daß das Masurieren noch nicht allgemeine Sprachgewohnheit geworden war. Danach wird man zum Schluß kommen, daß die Schriftsprache sich entscheidend in Kleinpolen und zwar — aus geschichtlichen und kulturellen Gründen — im Gebiet von Krakau formiert hat. Als das Masurieren aufkam, war die Kultursprache so festgefügt, daß sie der Einwirkung der Alltagssprache bereits widerstehen konnte, zumal auch der damals bedeutende tschechische Einfluß konservierend wirkte. Während sich der deutsche Einfluß im 14. Jh. in Lehnwörtern des alltäglichen Lebens, etwa im Handwerk und der Gerichtssprache, äußerte, da er vom städtischen Alltagsleben ausging, sind die tschechischen Lehnwörter mehr literarisch-abstrakter Natur, solche Wörter wie *postata* „substantia“, *sprawiedliwy* „gerecht“; auch Termini technici wurden entlehnt, jedoch auch einfachste Ausdrücke wie *hrabia* „Graf“, *niestety* „leider“, *wnet* „sogleich“ usw.

Literatur: Szober, Gramatyka, Bd. 1, S. 183—215; Brückner, Dzieje języka polskiego, Lemberg 1906; Geschichte der älteren polnischen Schriftsprache, 1922; Dzieje kultury polskiej, Bd. 1—4, 1930—47; Łoś, Język polski, Bd. 3, 1916, und Nitsch, ebda. Bd. 1, 1913 (weiteres Szober 1, S. 213—215).

Nach den wichtigen, aus dem 14. Jh. überlieferten Bruchstücken der „Predigten von Heiligenkreuz“ (Kloster in der Łysa Góra) gibt das erste umfangreiche Denkmal polnischer Sprache das Psalterium Florianense (benannt nach dem Kloster St. Florian bei Linz, in dem es sich früher befand), eine Psalmenübersetzung des 14. Jhs. Reichlicher fließen die Quellen im 15. Jh.: wir finden die sog. Sophienbibel, ein noch sehr ansehnliches Bruchstück; die „Gnesener Predigten“ mit noch ungeschicktem Stile. Von beginnender Dichtung gibt es eine Legende vom Hl. Alexius, einige religiöse Lieder, und „De morte prologus“ ist schon freier in der Sprache. Daß in dieser Zeit die polnische Sprache dem Lateinischen schon manche Position abgerungen hat, beweisen die zahlreich überlieferten Eidesformeln, die uns in den Kreis der Weltkinder führen, ferner Rechtsdenkmäler wie das Statut von Wiślica v. J. 1460.

Ein entscheidender Umschwung in Ausbildung und Verwendung der Schriftsprache erfolgt im 16. Jh. Der erste, der über sie frei und in großer

Gewandtheit verfügt, ist Biernat von Lublin (um 1515) mit seinem „Äsop“. Schon beginnen die ersten polnischen Drucke, vor 1521; es ist die Zeit der Reformation, die in Polen bedeutend anregt, und Rej von Nagłowice, der neben Biernat und Kromer an der Spitze der Literatur steht, beherrscht die Sprache in Vers und Prosa in ungeahnter Weise, tief vom protestantischen lösenden Geiste ergriffen. Es ist auch die Zeit des Humanismus, der die Bildung vorzugsweise der oberen Schichten vertiefte; die Zeit gesteigerten politischen Gewichtes, das auch der polnischen Sprache und ihrer Bedeutung im Staatsleben zugute kam. In diesem „Goldenen Zeitalter der polnischen Literatur“ (so würden wir heute eher den großen Realismus des 19. und 20. Jhs. und die Zeit des Jungen Polen nennen — wenn nicht die Zeit der Romantik) schafft Jan Kochanowski in höchstem Formgefühl seine „Treny“ ,die man als erste polnische Gabe an die europäische Dichtung bezeichnen mag. Kein Wunder bei so starker Vitalität, daß die Schriftsprache jetzt manches Altertümliche abschüttelt; zwischen ihr und der lebendigen Sprache bildet sich eine Distanz heraus — ein gefährliches, aber für die Ausbildung des Geistes immer notwendiges Geschehen —; die Distanz wird stärker. Aber auf der Kanzel und in den Kammern bleibt die Sprache noch frisch und wird geschmeidiger; ein Wörterbuch erhält das Polnische im Jahre 1564. Für Sprache und Literatur ist das 16. Jh. ein ungeahnter Aufschwung.

Ganz anderen Charakter verrät das 17. Jh. Man bemerkt ein verstärktes Hervortreten des Lateins, in dem Historiker und Politiker schreiben; aber dafür tritt eine interessante Memoirenliteratur ans Tageslicht. Im ganzen büßt die literarische Sprache nunmehr an Reichtum und Frische ein. Ihr bestgepflegtes Gebiet wird die Poesie eines Potocki und Szymonowic. Auf der andern Seite wuchs der gesellschaftliche Einfluß der Sprache, deren man sich in der Ukraine und Litauen weitgehend bediente. In Litauen dringt das Polnische weit vor, polnische Bücher dringen ins Moskauer Reich. Es ist die Zeit größter äußerer Bedeutung und Verbreitung der Sprache, die von der Zips im Süden bis Riga und Smolensk gilt; auf dem ganzen Gebiet war sie ziemlich konform, und der Dialekt hat keine Geltung, es sei denn, daß er in den Intermedien verspottet wird.

Das 18. Jh. bedeutet ein langsames, aber entschiedenes Abgleiten des schriftsprachlichen Niveaus: die Sprache verknöchert, vor allem als Prosa, während die Dichtersprache durch die gute Tradition vor Zerrütung bewahrt bleibt. Auch in Polen entsteht ein gefährlicher Feind der Sprache: das Französische, dessen sich die vornehme Welt immer mehr bedient, bis tief ins 19. Jh. hinein.

Im Osten und Westen verringert sich der Geltungsbereich des Polnischen: in der Ukraine, wo das Russische Staatssprache wird, in Schlesien und in West- und Ostpreußen, wo noch im 18. Jh. die „Poczta Królewiecka“ erschien. Die Teilungen Polens bedeuten auch für das Gewicht der Sprache ungeheure Einbuße.

Dann bringt das beginnende 19. Jh. einen ganz neuen und einzigartigen Aufschwung, der zu bedeutenden Höchstleistungen führt: Sprache, Literatur ersetzten dem geistigen Polen alles das, was andern Völkern selbständiges politisches Leben gewährte — und diese schöpferische Einseitigkeit hat größere Früchte gezeitigt als die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen des 20. Jhs. mit seiner politischen Freiheit. Sprache und Schrifttum müssen auch die auf drei mächtige Reiche verteilten Stämme einigen, alte Traditionen pflegen und die Hoffnung für die Zukunft und die sog. „besseren Zeiten" — die nie kommen — aufrecht erhalten.

Die poetische Sprache, die seit dem 16. Jh. besonders und feinfühlig gepflegt wurde, erfährt in der ersten Hälfte des 19. Jhs. höchste Ausbildung in den Werken von Mickiewicz und Słowacki, in seiner zweiten Hälfte und im 20. Jh. bei großen Dichtern wie Asnyk, Kasprowicz, Przerwa-Tetmayer und andern. Diesmal bleibt die Prosa nicht zurück: Sienkiewicz, Reymont, Żeromski, bei jedem dieser bedeutenden Romanciers lebt eine ihrem großen Künstlertum angepaßte, das gesamte Menschenleben umgreifende Sprache und Wortkunst letzter Prägung — dabei schöpfen sie auch aus dem lebendigen Quell der Volkssprache.

Die Neuzeit hat über das Literarische hinaus auch der Sprache immer wichtigere Aufgaben gestellt; die polnische Wissenschaft blüht seit Jahrzehnten ganz besonders und hat vor allem auf philologisch-geschichtlichem Gebiet große und bleibende Erfolge errungen.

Literatur: Język polski i jego historya, 2 Bde., Krakau 1915 (in der Encyklopedya polska); Gramatyka polska, Krakau 1923; Lehr-Spławiński, Język polski. Pochodzenie, powstanie, rozwój, Warschau 1947; Soerensen, Polnische Grammatik, 2 Tle., Leipzig 1900; Łoś, Gramatyka polska, 3 Bde., Lemberg 1922—27, und Krótka gramatyka historyczna języka polskiego, 1927; Szober, Gramatyka języka polskiego, 2 Bde., Warschau 1931; H. Grappin, Grammaire de la langue polonaise, Paris 1942, und Introduction phonétique à l'étude de la langue polonaise, Paris 1944; Nitsch, Mowa ludu polskiego, 1911; Słownik języka polskiego, Warschau 1900—27; Konarski usw., Vollständiges Handwörterbuch der deutschen und polnischen Sprache, 4 Bde., Wien; Karłowicz, Słownik gwar polskich, 6 Bde., Krakau 1900—11; Brückner, Słownik etymologiczny języka polskiego, Krakau 1926; Prace filologiczne, seit 1885; Materyały i prace, 8 Bde., Krakau 1904—20; Język polski, Krakau Bd. 1—27, 1913—47; Brückner, Geschichte der polnischen Literatur, 1901; Trautmann, Polnisches Lesebuch, 1920; Nitsch, Wybór polskich tekstów gwarowych, 1919; Vrtel-Wierczyński, Wybór tekstów staropolskich, 1930; Taszycki, Wybór tekstów staropolskich, XVI—XVIII wieku

C. Die Ostslaven

§ 39. 1. Ihre zunächst für Europa (dann auch für Asien und schließlich für die gesamte Welt) bedeutungsvolle Geschichte spielt sich zunächst in Osteuropa ab, an dessen physische Bedingungen hier kurz erinnert werden soll.

Von den vier Meeren, die an seinen Grenzen liegen, sind für die Geschichte Rußlands nur zwei von wesentlicherer Bedeutung gewesen. Im Süden das Schwarze Meer, der Pontus Euxinus der Alten, das um 1000 in Rußland der Pontos, das Pontische Meer heißt; — die Araber nannten es im 10. Jh. das Russische, so wichtig war der russische Einfluß geworden. Auf ihm fahren die Russen nach Car'grad, an ihm liegt Korsun', es ist späterhin in türkischen Händen, — heute wohnen an seiner Nordküste vom Dnestr bis zum Kaukasus Kleinrussen.

Im Norden das Eismeer wird erst im 11. Jh. in Novgorod besser bekannt — erst später fällt ihm für den Handel größere Bedeutung zu. Dafür hat die Ostsee das Schicksal der Ostslaven maßgebend bestimmt, obwohl ihr Siedlungsraum nicht an sie unmittelbar heranreichte: aber sie vermittelte Skandinavien und Deutschland die leichte Verbindung mit dem Osten über das Meer — es heißt das Varägische, später liegt es im Machtbereich der Hansa, bis das neuere Rußland gewaltsam seine Küste erreicht.

Der gewaltige Raum zwischen den vier Meeren ist relativ einfacher Struktur. Geologisch unterscheidet man zwei Bodengebiete, im Norden den Lehm- und Sandboden, im Süden das Gebiet der Schwarzerde.

Dem entsprechen zwei botanische Zonen: im Norden und Nordwesten das Gebiet der nordeuropäischen Wälder, das sich im Norden in einem langen und breiten Streifen noch heute erhalten hat. Seine Südgrenze verläuft von Südwesten nach Nordosten, anfangend von Lemberg geht sie an Žitomir—Kijev—Černigov—Kursk—Orjol—Tula—Rjazan' vorbei zur Mündung der Kama in die Wolga, dann nach Ufa. Diese Grenze ist nicht stabil: während Kijev heute beinahe schon in der Steppenzone liegt, hat um 1100 seine Umgebung Waldcharakter gehabt.

Südlich dieser Grenze bis zum Schwarzen Meere liegt die Steppe (in Altrußland vor dem Auftreten des Fremdwortes „Steppe“ einfach mit *pole* „weites, freies Feld“ bezeichnet): sie ist nicht einheitlich, denn an einen breiten Streifen der Vor- oder Waldwiesensteppe, die inselartig mit Wald- und Baumgruppen besetzt ist, schließt sich die typische Steppe,

die Wiesensteppe an, das eigentliche Gebiet der asiatischen Reiterhorden, von dem aus sie ihre verheerenden Angriffe auch in das Gebiet der Vorsteppe bis ins Waldgebiet hinein richteten.

Von den großen Strömen Europas ist die Memel (lit. *Nẽmunas*, po. *Niemen*) ein unslavischer Fluß, denn zunächst saßen an seinen Ufern nur Balten, litauische und altpreußische Stämme.

Das wichtige Gebiet der Waldaihöhen, der Okover Wald (der Nestorchronik) finden wir, nicht weit vom altfinnischen Territorium, sofort in ostslavischer Hand: im Gebiet der Kriviċen entspringen Wolga und Düna und Dnepr. Wolga und Düna aber waren nur im Oberlauf ostslavisch — erst spät wird die Wolga ein kernrussischer, großrussischer Strom, Unterlauf aber und Mündung der Düna sind immer in lettischen Händen (d. h. völkisch, nicht politisch) gewesen. Und der Dnepr, von entscheidender Bedeutung für die Entstehung der Kijevskaja Rus', war nur so lange slavisch, als er nicht in das Gebiet der Wiesensteppe eingetreten war.

Das Bassin des mittleren Dnepr (ukrain. *Dnipró*) mit den Flußgebieten von Pripet und Desna muß als Ausgangspunkt der ganzen ostslavischen Kolonisationsgeschichte zu gelten haben. Der Dneprweg, der alte Weg von den Warägern zu den Griechen (seit dem 9. Jh. p. Chr.), war einer der beiden wichtigen Handelswege Osteuropas: er führte aus dem Schwarzen Meere Dnepraufwärts bis vor Smolensk, auf einem Volok (einer Schleppstelle für Boote) zur Kaspla, einem Seitenflüßchen der Düna, die Düna fuhr man hinauf und die Usv'at', um auf einem Volok in die Lovot' zu gelangen, — über Ilmensee, auf dem Volchov, Ladogasee und durch die Newa kam man ins Warägische Meer. Doch konnte man auch die Düna hinunter zum Rigaischen Meerbusen fahren.

Wir werden bald sehen: um die Mitte dieses Handelsweges sitzen die ostslavischen Stämme mit ihrem ungeheuren und reichen Wirtschaftsraum, der das enthielt, was die damalige Kulturwelt, vor allem Europa, brauchte: Pelzwerk, Honig, Wachs, Sklaven. Und auf dem Dnepr fuhr man nach Byzanz und an die kleinasiatischen Küsten. Auf ihm gelangte man anderseits in die Wolga und damit in das Kaspische Meer bis an Persien heran. So daß die Ströme ungewöhnliche Möglichkeiten einem beweglichen und beutegierigen Volke boten, die sich alsbald völkisch und politisch als bedeutungsvoll herausstellten.

2. Wo haben wir die ältesten Sitze der Ostslaven zu suchen, von denen ihre in geschichtliche Zeit hinüberreichende Bewegung ausging?

Wir werden sie um Christi Geburt in den Osten des Gebietes versetzen, das wir o. § 1 als Urheimat der Slaven zu bestimmen versuchten. Wir können annehmen, daß sie in der alten Landschaft Polesien, vom Bug bis zur Desna, von Westen nach Osten gelagert, im Norden südlich des Niemenquellgebietes und im Süden bis zum Dnestr hin erstarkten und ein außerordentlich stoßkräftiges Volk geworden sind, mit vielen menschlichen Entwicklungsmöglichkeiten begabt, die sich im Laufe zweier Jahrtausende nach guter und böser Seite entfalteten. In diesen alten Ost-

slaven hat von vornherein wohl der numerisch und vital überlegene Teil der Urslaven gesteckt; oder waren es nur besonders vorteilhafte Aufzuchtmöglichkeiten in den abgelegenen Landschaften? Diese alte, zunächst nach dem Westen deutende Lagerung der Urostslaven verschob sich einseitig nach dem Osten: das eigentliche ostslavische Urvolk wird sein Zentrum um das breite Gebiet des mittleren Dnepr samt Pripet und Desna gehabt haben; und diese Lage sollte diese Stämme späterhin in die allervorteilhafteste wirtschaftliche Situation bringen.

Die Geschichte der Ostslaven wird natürlich, wie die jeden Volkes beinah, zum starken Teil durch die Nachbarn bestimmt. In bereits historischer Zeit sehen wir Iranier im Kuban'gebiet, und über die Jasen siegt Svjatoslav i. J. 965.

Unmittelbare Nachbarn der Ostslaven sind die Finnen, die in alter Zeit einen großen Teil des später russischen, großrussischen Siedlungsraumes einnehmen, angefangen vom Peipussee, in den Gouvernements Novgorod, Jaroslav, Tver', Moskau, Kaluga, Tula, Voronež wohnten, tief nach Mittelrußland hinein; Hunderte von großen und kleinen Flüssen und Seen tragen bis heute finnisches Gepräge, insbesondere die Flußnamen auf *-ma*, *-ša*, *-ga* und *-va*. Um 1000 umgeben die finnischen Stämme die ostslavischen in einem ungeheueren Bogen, der am Peipussee beginnt, wo im heutigen Estland die Tschuden im engeren Sinne siedeln. Diese Tschuden sind in geschichtlicher Zeit von ihren Nächstverwandten, den Vesen, im Südosten des Ladogasees bis zum Belozero geschieden, da sich der Keil der Slovenen um den Ilmensee von Süden her den Volchow entlang hineingeschoben hatte. Dann folgten von der Mologa bis zur Oka die Merier, bis nördlich an die Wolga sitzend, dann die Muromer um Murom und die Meščera, so daß wir nahe an das Dongebiet herankommen, — alles Völker, die heute vergangen sind, da sie in dem breiten Strom russischer Kolonisten friedlich aufgingen; nur Mordwinen und Tscheremissen siedeln gegenwärtig noch in Restbeständen um die Wolga herum.

Von viel aktiverer Art waren die turkotatarischen Völker, die in unabsehbaren Massen seit dem vierten nachchristlichen Jahrhundert in Osteuropa hineinfluteten als Sturmtrupp der ungeheueren asiatischen Volksmasse.

Vieles wissen wir aus älterer Zeit nicht, z. B. was für eine Bedeutung der Hunneneinfall für die Ostslaven hatte. Durch Finnen getrennt waren die Wolgabulgaren, die links der Wolga um die untere Kama saßen mit der Hauptstadt Bolgar, und die i. J. 922 zum Islam übertraten; sie waren der Nestorchronik wohlbekannt (z. J. 986). Im 13. Jh. wurde ihr Reich von den Tataren überrannt, die sie sich assimilierten.

Sehr bedeutungsvoll für die slavische Geschichte sind die Chazaren, die sich vom 7. Jh. an nördlich des Kaukasus an Wolga und Don ausbreiteten, ein mächtiges Reich gründeten, das den Handelsverkehr von Europa mit Asien förderte und lange Zeit die andrängenden asiatischen Horden aufhielt. Ihr Hoheitsgebiet erstreckte sich im Westen bis zum

Dnepr: noch im 10. Jh. zahlten ihnen ostslavische Stämme Tribut; Svjatoslav kämpft in den Jahren 964/65 gegen sie (Dvorník, Les légendes de Constantin et de Methode, 1933, S. 149 m. Liter.).

Schon im 10. Jh. können die Petschenegen nach Südrußland durchbrechen und bereits i. J. 915 einen ersten großen Angriff auf das Kijever Reich unternehmen: im 10. Jh. beherrschen sie das ganze Südgebiet vom Don bis zur Donau, werden aber schon i. J. 1036 von den Russen vernichtend geschlagen. Ihnen nahe standen die Kumanen — Polovzen, die 1061 zum ersten Mal in Rußland einfielen und bis ins 13. Jh. hinein die südrussische Steppe bevölkern bis zum Andringen der Tataren. Aus dieser ganzen Völkergruppe haben wir — vor den Tataren — über sie die sichersten Nachrichten, und über ihre Sprache können wir uns ein genügendes Bild machen. Teile von ihnen sind später bis auf den Balkan gelangt.

Zusammenfassend wird man für die älteste ostslavische Zeit sagen können, daß man die sog. „gemeinrussische Urheimat" — um mit Šachmatov zu sprechen — in das Gebiet des oberen und mittleren Laufs von Dnestr, Boh und Dnepr setzen muß. Die Ostslaven waren durch die asiatischen Horden der Bolgaren, Kutriguren, Madjaren, später durch Chasaren vom Schwarzen Meere abgeschnitten, was auf ihre Lebensgestaltung tiefgreifenden, die Aufwärtsentwicklung durchaus hemmenden Einfluß haben mußte. Nordwärts gehörten Teile des heutigen Weißrußland zur alten Heimat, doch saßen nördlich des Pripet die Balten und im Dneproberlauf begann das große finnische Gebiet. In Galizien saßen die Chorvaten, die weder west- noch ostslavisch waren (§ 17), und über die Duleben (§ 41. 1) herrschten später bereits die Avaren (Šachmatov, Ukrainskij narod, S. 670). In dieser Zeit bildete sich die gemeinostslavische Sprache aus, s. u. § 41.2.

§ 40. 1. Das erste ostslavische Volk, das uns geschichtlich sicher bezeugt entgegentritt, sind die Anten (Niederle, Věstník 1909 und Slov. star. 4, 72ff.; Šachmatov, Drevnejšije sud'by 1919, S. 6ff.): von ihnen heißt es vom Ende des vierten nachchristlichen Jahrhunderts, daß sie von den Ostgoten unterworfen wurden; von ihnen erzählen vor allem im 6. Jh. die Historiker Jordanes und Prokopios. Sie gelten als eines Stammes mit den Slovenen, d. h. den Vorfahren der heutigen Südslaven, als ihr östlicher Zweig, der zwischen Dnestr und Dnepr wohnt, im Westen sogar bis zur unteren Donau reichend, im Osten bis zum Azovschen Meer.

Sie waren zweifellos nicht ein Volk, sondern eine Völkergruppe, die sich unter dem Druck schwieriger Verhältnisse in Südrußland zusammengeschlossen hatte; ihre ungeheuere Masse wird ausdrücklich hervorgehoben. Wir wissen von ihren Kämpfen im Donaugebiet und auf dem Balkan: im 6. Jh., von den Zeiten des Kaisers Justinian an, sollen sie fast jährlich Angriffe auf Illyrien, Thrakien und Griechenland gemacht haben. Ihr Name indes läßt sich vom Slavischen her nicht deuten.

Dann aber verschwinden sie rasch und ganz spurlos aus der Geschichte: der avarische Überfall v. J. 602 und die Bulgarenhorde Asparuchs

i. J. 679 haben die Anten aus ihren Byzanz benachbarten Sitzen verdrängt und ihre Organisation augenscheinlich völlig zerschlagen; ihre Nachkommen werden ein Teil der ostslavischen Stämme sein, die wir dann nachweisen können.

2. Zur Siedlung der Ostslaven in alter Zeit, bis etwa 1000, ist folgendes zu sagen. Vom Mittelgebiet des Dnepr begann in vorgeschichtlicher Zeit ihre erste Ausbreitung. Erweitert wurde das Gebiet zunächst im Westen bis zu den Karpathen hin, bis zum San, Wieprz, Bug, dem Oberlauf von Niemen und Wilija und dem Peipussee. Im Norden bis zur Luga, dem Südufer des Ladogasees, bis zum heutigen Rostov und Suzdal'; im Osten bis Wladimir, Rjazan', dem Oberlauf des Don, Psjoł und Choroł; im Süden bis zur Ros', dem Oberlauf des Boh und bis zum Prut — der Dnestr war nahezu ein rein ostslavischer Fluß.

3. Schon in diesen Jahrhunderten ihrer ersten energischen Ausdehnung assimilierten sich die Ostslaven manches Fremdvolk, im Norden und Osten Finnen, im Pripetgebiet Balten: wir rechnen in dieser Zeit schon mit gewaltiger Vermehrung der ostslavischen Volksbestände durch natürliche Zunahme und durch Assimilierung — beide Faktoren haben die Geschicke der Ostslaven wie später der Russen von vornherein bestimmt.

Auch kolonisatorische Vorstöße größerer und kleinerer Volksverbände wird es früh gegeben haben. Aus der Mitte des 6. Jhs. berichtet Prokop, daß am Azovschen Meere Anten saßen, und wir wissen von Ostslaven in Chazarien, — die Araber nennen das Azovsche Meer und die Wolga im 9. Jh. schon „slavisch"! Um 724 werden Slaven in Kachetien, in Kilikien als Kriegsgefangene angesiedelt. Früh wird gemeldet, daß Kirgisen und Bolgaren sich mit Slaven gemischt hätten. Im 10. und 11. Jh. liegt an der Straße von Kertsch das Teilfürstentum Tmutorokan', berühmt auch durch eine altrussische Inschrift v. J. 1068.

Viele dieser ersten Ausstrahlungen ostslavischer Volkskraft sind in den kommenden stürmischen Jahrhunderten, angefangen mit dem Einbruch der Petschenegen, vergangen, besonders im Dongebiet. Die Kolonisation mußte künftighin ganz von neuem begonnen werden.

§ 41. 1. Wenn die Nachrichten über die Ostslaven vom 6. bis 8. Jh. verhältnismäßig dürftig sind, so ändert sich mit dem 8. und 9. Jh. das Bild: wir wissen vornehmlich aus der Nestorchronik, deren alte Daten hoch hinaufreichen, daß in diesen Jahrhunderten eine größere Anzahl ostslavischer Stämme vorhanden sind, deren innere Zusammenhänge sich freilich unserem Blicke entziehen. Ihren sprachlichen und völkischen Gegensatz jedenfalls werden wir nicht als bedeutend anzusehen haben. In diesem Zustande fanden die „Russen" im 9. Jh. das ostslavische Dasein vor, um es zu gestalten: vor ihrer „Ankunft" ist ein Zentrum irgendwelcher Art in Ostslavien nicht festzustellen.

Wichtigster Stamm waren die Poljanen am mittleren Dnepr, im Osten von ihm, im Norden durch den Teterev begrenzt, im Süden durch die Ros'. Der Name ist identisch mit dem der westslavischen Poljane

(§ 36); in ihrem Norden wohnen die Derevljanen zwischen Teterev, Pripet, Słuč und Goryn' mit der Hauptstadt Iskorosten', die Olga erobert, — sie werden z. J. 986 zum letzten Mal in der Nestorchronik genannt. Natürlich sind es die „Waldbewohner" im Gegensatz zu den „Poljane", s. § 34. 6. Im Westen von ihnen siedelten die westlichsten Ostslaven, die Duleben, von denen eine alte Sage umging, sie wohnten „am Bug, wo jetzt die Wolhynier wohnen"; am Bug wohnten aber auch die nach dem Fluß benannten „Bužane": es ist die altslavische, an ljachisches Gebiet stoßende, zum ersten Male z. J. 1018 genannte Landschaft Wolhynien in den Flußgebieten des oberen Bug, von Styr und Goryn'.

Südwestlich von den Poljanen bis zum Schwarzen Meer wohnten die etwas rätselhaften und früh verschwundenen Uličen zwischen Don und Dnestr, die in den Stürmen des 10. Jhs. wohl schon zugrunde gingen (oder auswanderten), sowie südwestlich vom Dnestr die Tivercen — sie sind auch im 10. Jh. vollständig verschwunden.

Auf dem Ostufer des Dnepr finden wir die Severjanen, in deren Gebiet die Städte Černigov, Perejaslavl' und Kursk lagen, die also im Osten bis zum Oberlauf des Donec reichten (Donetz Sewerski cognomen quod in Sewera oriatur). Nördlich vom Pripet, im Westen bis zum Bug, im Norden bis an die Düna reichend, finden wir die Dregovičen, deren Mittelpunkt Turov war. Ihnen dürften nahe gestanden haben die Radimičen, zum letzten Male z. J. 984 genannt, die im Gebiet der Sož an die Severjanen, im Norden an die Krivičen und im Osten an die Vjatičen grenzten, im heutigen weißrussischen Raum. Nach Osten sind früh die Vjatičen vorgestoßen, ein augenscheinlich kräftiger und schwer zähmbarer Stamm, im oberen und mittleren Okagebiet — von ihnen wie von den Radimičen wird nach alter Stammessage, deren Hintergrund unerhellt ist und leicht zu Hypothesen Anlaß gibt, behauptet, daß sie ljachischen Ursprungs seien. Die Krivičen hatten den weiten Raum inne, der sich von den Radimičen und Vjatičen nordwärts erstreckte, im Westen bis zum Lande der Letgallen, im Norden bis zum Peipussee (wo Izborsk eines ihrer Zentren war) — ihr Hauptort war Smolensk; im Westen, nahe der semgallischen Grenze, wohnten um Polock herum die Połočanen an der Połota.

Am weitesten nach Norden in altes finnisches Gebiet hinein waren früh die Slovenen vorgestoßen mit dem Ilmensee und Novgorod in der Mitte des Landes — ihre spätere Geschichte ist betont „russisch" und von Novgorod bestimmt; vom Novgoroder Gebiet, das durch viel Zuzug und innere Stärkung große Kraft gewinnt, geht seit dem 11. Jh. eine bedeutende Nord- und Nordostkolonisation aus (§ 53).

2. In welchen Zeiten die erste weiträumige Ausdehnung ostslavischer Stämme in Osteuropa erfolgt ist, kann genauer und exakt heute noch nicht festgestellt werden: es ist anzunehmen, daß sie nicht vor dem 5. Jh. und nicht nach dem 7. Jh. erfolgte, also wohl in das 6. und 7. Jh. zu setzen ist. Sprachgeschichtlich bedeutet das, daß sich Ansätze zu einer folge-

reichen Differenzierung ostslavischer Mundarten jetzt erst ausbildeten, während die „gemeinrussische", d. h. „gemeinostslavische" Zeit mit dem 6. Jh. zu Ende geht. Daß damit kein Abbruch sprachlichen engen Kontaktes verbunden ist, und die Möglichkeit gegenseitiger Beeinflussung und des Übergreifens einer „Sprachwelle" von einem Raum zum anderen bestehen bleibt, läßt sich erweisen (s. u.).

Zu den ältesten Spracherscheinungen, die die ostslavischen Mundarten als Gesamt herausheben, gehören zwei, die das Ostslavische mit dem Südslavischen verbinden und möglicherweise in eine letzte Phase „gemeinslavischer", in die Zeit alter, etwa im Raum nördlich der Karpathen ansetzbarer Kommunikation des Kernes späterer süd- und ostslavischer Stämme zu verweisen ist, in die Jahrhunderte um Christi Geburt (Šachmatov, Očerk S. 99ff.). Es handelt sich um:

1. um die Assimilation von *-t-* und *-d-* an folgendes *-l-*, die mit einer Ausnahme an der Peripherie des nordwestlichen Gebietes auch das Südslavische kennt:

ru. *molít'* und skr. *mòliti* gegen čech. *modliti*;
„ *v'ol velá* und skr. *vȅo vèla* gegen čech. *vedl vedla*;
„ *salo* und skr. *sȁlo* gegen čech. *sádlo*.

Ausnahmen bestehen nur in slovenischen Mundarten (§ 19); ferner im Altpleskauer Dialekt mit *privegli* und *čьkli* des 15. Jhs. *žereglo* des 17. Jhs. (auch im 19. Jh. gab es Spuren in der Mundart wie *perečok* statt *perečol* aus **perečekl — perečetl*), wobei der Übergang von *-tl-* und *-dl-* in *-kl-* und *-gl-* wie in litauisch *žénklas* und *ẽglė* gegen pr. *ebsentliuns*, po. *jodła* erfolgt ist. Formen wie ru. *metlá* und *sedló* hingegen erklären sich aus altem **metъla* und **sedъlo*.

2. Um den Übergang der alten im Westslavischen ausnahmslos erhaltenen Anlautsgruppen *kvě-* und *gvě-* (čech. *květ* und po. *gwiazda*) bei gemeinostslav. *cvě-* in ru. *cvet* = skr. *cvijet* und ostslav. *zvě-* (woraus **zvě-*) in ru. *zvezdá-* skr. *zvijezda*; doch heißt es auch ru. *cvël* zu altem *cvьtǫ cvisti* „blühen".

Indessen sind Abweichungen aus diesem allgemeinen Bestande wie ru. dial. *kvet* mit Ableitungen bis nach Tuła hin bekannt, wobei es sich um Einflüsse von der westlichen Peripherie des ostslavischen Sprachgebietes handeln wird, die vielleicht siedlungsgeschichtlich zu deuten sind. An zweiter Stelle sind Spracherscheinungen charakteristisch, die ausschließlich ostslavisch sind, vor das 8. Jh. fallen und der Zeit um 500 zuzuweisen sein werden. Ich nenne hier (Šachmatov, Očerk, S. 108ff.; Vvedenije 11—16 kennt zwölf Lauterscheinungen, die das „Süd- und Nordrussische" aus der gemeinsamen Ursprache ererbt haben):

1. an Stelle von gemeinslav. *-tj-* oder *-kt-* (vor palatalen Lauten) und *-dj-* erscheint *-č-* und *-ž-* in z. B. *choču*, *svečá* und *nočь* gegen po. *chcę świeca* und *noc*; desgleichen *vížu* und *mežá* gegen po. *miedza* usw. Belege dafür begegnen sofort beim Auftauchen altrussischer Sprachdenkmäler;

2. *-ъt-* geht in *-ъl-* über, fällt also mit altem *-ъl-* zusammen, z. B. *vołk* neben po. *wilk*; desgleichen finden wir (vor dem Polnoglasije) *-oł-* für altes *-eł-* in *mołokó* neben po. *mleko*;

3. anlautendes *je-* ergibt *o-* in Worten wie *odín* und *ózero* gegen po. *jeden* und *jezioro*.

4. Sehr bedeutungsvoll ist der sog. Vollaut, das Polnoglasije, wie wir es in Worten wie *górod gołová beréza mołokó* finden gegenüber den Vertretungen im Süd- und Westslavischen, die alle andersartig sind.

Bleibt von wichtigen alten Lauterscheinungen der Verlust der beiden Nasalvokale *-ę-* und *-ǫ-*, der in jedem Falle vor dem 11. Jh., d. h. dem Auftreten erster Sprachdenkmäler erfolgt ist und mindestens in seiner Verbreitung als gemeinostslavisch anzusprechen ist. Zweifelhaft kann nur sein, ob der Lautwandel darum zeitlich mehr hinaufzurücken und der gemeinostslavischen Sprachperiode, der Zeit um 500, zuzuweisen ist: *p'at'* gegen po. *pięć* und *ruká* gegen po. *ręka*. Methodisch ist eine solche Annahme nicht erforderlich, da auch noch späterhin Lauterscheinungen über das ganze mundartlich nicht mehr einheitliche Gebiet gehen, z. B. der Wandel von starkem *-ь* und *-ъ-* zu *-e-* und *-o-*. Die Entscheidung hängt von der Interpretation einiger Lehnworte im Ru. ab; mir scheint es wahrscheinlich, daß das Ostslavische noch im 9. Jh. die Nasalvokale besessen hat.

§ 42. 1. Von entscheidender Bedeutung für die Völker- und Staatengeschichte Osteuropas ist die G r ü n d u n g d e s K i j e v e r R e i c h e s geworden, die im 9. Jh. den Russen-Warägern verdankt wird (Trautmann, Zs. f. deutsche Geisteswissenschaft Bd. 2, 1939/40, S. 143 ff. m. Lit.; Šachmatov, Drevnejšije sud'by S. 43 ff.). Diese Gründung steht im innigsten Zusammenhang mit den Zügen der Wikinger — Schweden, Norweger, Dänen —, die vom 8. Jh. ab in kleinen und besonders organisierten Trupps auf schnellen Booten die Küsten Europas überschwemmten als Plünderer, Räuber und als „Kaufleute (*gosti*)“, die aber in der Folge manches Reich in Europa begründeten. In Osteuropa besitzen wir seit Ende des 8. Jhs., vornehmlich seit dem 9. Jh. und im 11. Jh. abklingend, Funde skandinavischer Herkunft. Es gab damals in ausgedehntem Maße nicht nur Faktoreien handelstreibender Nordmannen (Urmane — Murmane, daher seit dem 14. Jh. die Murmanskaja zeml'a), sondern ausgedehnte schwedische Bauernansiedlungen. In Altladoga, in dem sich der Nestorchronik zufolge Rjurik zunächst niederließ, beginnt der „Weg von den Warägern zu den Griechen“ (§ 39. 1), die Magistrale des Kijever Reiches. Auch der Wolgaweg wurde reichlich befahren, und die Städtenamen Rostov, Suzdal' und Murom werden in den isländischen Sagas genannt. Im 9. und 10. Jh., besonders in letzterem, war das Gebiet vom Finnischen Meerbusen bis zur Steppe mit skandinavischen Ansiedlungen bedeckt, von denen die staatenbildende Energie und wirtschaftliche Organisation des Landes ausging (F. A. Braun). Das schnelle Aufblühen des Nordostens — erste Etappe des Moskauer Reiches — vom 11. Jh. an hängt sicherlich mit diesem starken „russischen“ Einschlag zusammen.

Es gibt eine erdrückende Fülle von Beweisen für die skandinavische Herkunft der „Russen“ und Waräger: in den zahlreichen Runeninschriften des 9. bis 11. Jhs., in den Namen der Dneprstromschnellen, die Kaiser Konstantin Porphyrogenetos (10. Jh.) als „russisch“ (d. h. schwedisch) anführt; in den zahlreichen Personennamen der Waräger und Russen, die uns das Herrscherhaus, die Verträge mit den Griechen v. J. 912 und 945, die Chronik überliefern.

Wir müssen heute mit den sowjetrussischen Forschern annehmen, daß nicht Rjurik eigentlich das Russische Reich begründete, sondern daß das Staatsleben viel früher begonnen hatte, Rjurik fand bereits Anfänge einer politischen Organisation vor, die er nur in eine letzte Form zu bringen brauchte. Indessen hat diese Frühzeit keine Spuren im Schrifttum hinterlassen, und auch die Wirkung auf die Sprachgeschichte ist nicht ersichtlich.

Die „Russen“ waren also von Hause aus Skandinavier, und zwar Altschweden, Kaufleute und Krieger wie die Waräger, die mindestens seit dem 8. Jh. sich dauernd an der Nordostküste des „Warägermeeres“ unter finnischen und slavischen Stämmen, auch südlich des Ladogasees und dann um den Ilmensee herum niedergelassen hatten. Als „Russen“ haben diese Kolonisten ihren Namen von den Finnen erhalten, denn der altfinnische Name *Rōtsi* (im heutigen Finnischen bezeichnet *Ruotsi* das Land der Schweden) war die finnische, im Ostseegebiet verhaftete Benennung für Land und Volk der Schweden. Dies finnische Wort *Rōtsi* wurde in seiner spezifischen Bedeutung von Osteuropa übernommen: von den Griechen und Lateinern als *Rhōs*, von den altslavischen Stämmen am Wolga- und Dneprweg als Rus', Land und Leute bezeichnend (*Rus'* ist Kollektivum im Altru. so wie *Sum'* aus finn. *Suomi* „Finnland“; dazu als Bezeichnung des Individuums *Rusin*, ukr. *Rúsyn* „Ruthene, Ukrainer“, und das Adj. *rusьskъ*, ru. *rússkij*). Sind Waräger und Russen beide letzten Endes Altschweden, so trennt sie in bedeutungsvoller Weise, daß Russen diejenigen Schweden sind, die dauernd im Lande verblieben, sich früh mit der finnischen und vor allem der ostslavischen Bevölkerung vermischten, während die Waräger in erster Linie zum heldischen Abenteuer und nach Beute auszogen, größtenteils wieder in die alte Heimat zurückkehrend (das Wort ist altschwedischer Herkunft: *Vāringr* war der Teilnehmer an einer nach Osteuropa gerichteten Kriegs- und Handeslfahrt) — als Kaufmann und Söldner war der Waräger im Kijever Rußland vorzugsweise Schwede. Daraus aber erklärt es sich, daß die Ausdrücke *Russen* und *Waräger* neben- und durcheinander laufen können, — bis von etwa 900 an Kijev und Umgebung, dann das ganze unterworfene Land samt den ostslavischen und finnischen Stämmen den Namen „Rus'“ erhält und dauernd festhält. Um 830, vielleicht auch früher, werden die Russen-Skandinavier zum erstenmal den Dneprweg befahren haben; 860 greifen sie Konstantinopel zum ersten Male an; im 10. Jh., wohl seit den Zeiten der klugen und energischen Olga, ist der von den Russen begründete und von Kijev aus beherrschte Staat kon-

solidiert. Im 10. Jh. bezeichnete der Name „Russen“ nicht mehr nur die allmählich slavisierte Oberschicht, sondern wird auf alle, skandinavische, slavische und finnische Bewohner des von den Rjurikiden beherrschten Landes übertragen und damit zum umfassenden, ein Neues bezeichnenden politischen und völkischen Begriff. Letzten Schritt in der Gestaltung des Russentums bedeutet die Übernahme des byzantinischen Christentums als Staatsreligion.

Diese Geschehnisse haben sprachlich und völkisch ungeheuere Bedeutung gewonnen: den natürlichen zentrifugalen Tendenzen, die seit längerem in den ostslavischen Stämmen bestanden und zweifellos zu einem Auseinanderfließen der Volksmassen hätten führen können, stehen nunmehr seit dem 9. und 10. Jh. die zentripetalen entgegen; ihre Wirkung äußert sich bis zum heutigen Tage. Der Andrang der Steppenvölker trug zur Entstehung eines Gemeinsamkeitsbewußtseins bei neben den politischen Zentralisationsbestrebungen Kijevs; hinzu trat der Drang nach Konstantinopel, der bei den nördlichen und südlichen slavischen Stämmen vorhanden war, die alle den Staat mitschufen. Schließlich formte das Christentum eine einheitliche, auf das Jenseits gerichtete und dem Irdischen klug dienende Weltanschauung. Alles wirkte dazu, daß durch gemeinsame Aktionen und lebendigen Verkehr sich die ethnographische und dialektische Isolierung abschwächte — wie sich ja auch im 11. Jh. ein einheitliches „russisches“ Schrifttum auszubilden begann.

2. An diesem Punkte erhebt sich die Frage nach dem Verschwinden der alten Stämme und dem Entstehen neuer übergeordneter Einheiten. Auf die genannten ostslavischen Stämme mit ihrer losen Sippenverfassung, die zu kräftiger Zusammenbündelung nicht fähig gewesen war, wirkt zersetzend die neue politisch-wirtschaftliche Lage, deren Hauptträger die Russen-Waräger waren. Im 10. Jh. ist es mit dem Eigenleben der alten Stämme, z. B. der Poljanen, die die Chronik z. J. 944 zum letzten Male nennt, vorbei. Es gestalten sich Landschaften heraus, die Teilfürstentümer werden, sie gruppieren sich in immer stärkerem Maße um die „Städte“, die — Folge des Osthandels der Slaven seit dem 8. Jh. — schon vor der „Ankunft“ der Russen-Waräger gegründet sind, Städte wie Kijev, Perejasłavl’, Tschernigov, Smolensk, Novgorod, Rostov und Połock, die die Nestorchronik als existent und blühend voraussetzt. Sie werden nunmehr Hauptträger des wirtschaftlichen, administrativen und kulturellen Lebens. Rußland wird zum „Garđaríki“. Dabei wird das umliegende Land zur „Vołost’“. Nun treten in den Annalen die Kijever an die Stelle der Poljanen, die Smolensker an die Stelle der Krivičen, die Tschernigover und Perejaslavcen an die Stelle der Severjanen usw. Zur Bedeutung gelangen die Stadtlandschaften von Kijev, Smolensk, Rostov-Suzdal’ usw. Die Entwicklung schreitet so konsequent fort, daß die Namen der Stämme rasch verschwinden — auch ihre alten Grenzen werden verwischt, z. B. bildet sich das Tschernigover Land aus den alten Stammesgebieten der Severjanen, Radimičen, Vjatičen, das Smolensker Land aus dem der Krivičen, Drego-

vičen und Radimičen; im neuen Kolonialgebiet auf einst unslavischem Boden bilden sich Gebiete wie das von Murom, Rostov und Susdal'.

§ 43. Wie entstanden die heutigen drei ostslavischen (russischen) Völker, das großrussische, weißrussische und kleinrussische (ukrainische)?

Ihre Ausbildung, wenigstens ihre endgültige, fällt in verhältnismäßig späte Zeit. Während der ganzen Dauer des Kijever Reiches, d. h. bis ins 13. Jh., sind wir nicht berechtigt, mit einer so vorgeschrittenen Zersplitterung zu rechnen, und Tatsachen können für sie aus der Zeit nicht angeführt werden.

Erste Ansätze freilich, erste Wirkungen zentrifugaler Bewegungen in dem ungeheueren Raum sind früh dagewesen: im Norden im Novgoroder Land mit alter Eigentümlichkeit der inneren Gestaltung; im Südwesten in Galitsch und Wolhynien — aber im ganzen gibt es nicht nur politisch, sondern auch kulturell und sprachlich um 1100 nur das eine Russische Land, die Russkaja zeml'a der Chronik. Mit den Fragen der Entstehung der drei neuostslavischen Volkstypen hat sich in erster Linie Šachmatov befaßt (K voprosu ob obrazovanii russkich narečij i russkich narodnostej, ŽMNP 1899, Nr. 4, S. 324—384); Očerk Einl. S. I; Vvedenije, s. auch Zelenin, Russische (ostslavische) Volkskunde, 1927, S. 1ff.

Zelenin spricht von den vier ostslavischen Völkern, weil er „den scharfen Unterschied zwischen den beiden Teilen der Großrussen" besonders berücksichtigt und die Südgroßrussen von den Nordgroßrussen sondert, da sich erstere von den letzteren in ethnographischer und dialektologischer Beziehung viel mehr unterscheiden als von den Weißrussen.

Das Entstehen der drei ostslavischen Völkerschaften, wenn wir bei der herkömmlichen Dreiteilung verharren, ist zunächst ein gesellschaftlich-politisch-kultureller Prozeß gewesen, bei dem das sprachliche Moment das Sekundäre und Abgeleitete darstellt. Im luftleeren Raum abstrakter Linguistik ist diese Frage nicht lösbar.

Nach Šachmatov bestanden im 8. und 9. Jh., also vor dem Einsetzen eines Schrifttums und vor der Begründung des Kijever Reiches, drei ostslavische Sprachgruppen: 1. eine südliche, die nach Kijev und teilweise durch Vermittlung von Kijev, teilweise unmittelbar zur Schwarzenmeerkultur tendierte; das sind die Stämme der Poljanen, Drevljanen, Dregovičen, Duleben, Bužanen, Uličen und Tivercen sowie der Severjanen, — im großen Raum, der sich vom Schwarzen Meer und dem Donaudelta bis zum Bug und Pripet, bis zum Oberlauf der Düna und dem Dnepr erstreckte. — 2. Die nördliche Gruppe umfaßte das Gebiet der oberen Wolga, des oberen Dnepr und der oberen Düna und bestand aus den Stämmen der Krivičen, Poločanen und Slovenen, weithin also von baltischen und finnischen Stämmen flankiert. — 3. Die östliche Gruppe siedelte zunächst im Flußgebiet von Don und Donec, mit der Zeit sogar bis zum Azovschen Meere reichend, doch mußte sie bei dem Andrang der asiatischen Völker nach Norden ausweichen und wohnte im 10./11. Jh.

im Okaraum unter dem Namen der Vjatičen. Diese östliche oder mittlere Gruppe umfaßte nach einer älteren Anschauung Šachmatos die Dregovičen, Radimičen, Vjatičen und Severjanen; danach gehörten die Severjanen und Dregovičen also nicht — was auch wahrscheinlicher ist — zur südlichen Gruppe. Diese drei Gruppen zeigten wohl sprachliche Differenzierungen, hatten aber den Zusammenhang und eine relative Einheit nicht eingebüßt. Sie waren ja auch längere Zeit durch das Kijever Reich kulturell und politisch verbunden (s. o. 1).

Doch bereits im 12. Jh. war diese relative Einheit der Kijever Zeit erschüttert; es bilden sich neue Zentren, um die sich die entsprechenden Stämme gruppieren: im Norden entsteht das Reich von Vladimir-Suzdal' als Vorform des Moskauer Reiches; im Südwesten das Galitscher Reich, das um 1200 erstarkt war; unter der gewaltigen Tatarengefahr richtet es sich nach Westen und Polen aus — wie ein Teil des Ukrainertums der Zukunft.

Die mittlere Gruppe zerfiel in eine westliche und eine östliche: aus der westlichen, die in den Bereich des Großherzogtums Litauen gelangte, bildete sich die Gruppe der Weißrussen, wobei zu den Mittelrussen noch Südrussen gelangten; die östliche Hälfte des Mittelrussischen und die nördliche Gruppe ergaben die Gruppe der Großrussen unter der zentralisierenden Wirkung von Moskau — wobei die ganze mittelrussische Gruppe, d. h. das Südgroßrussische und Weißrussische sog. *a*-sprechende Mundarten (akajuščije govory) sind. Die Nordgroßrussen sind die Nachkommen der alten Nordrussen, die Südrussen aber sind die Vorfahren der späteren Kleinrussen oder Ukrainer, soweit sie nicht in den Bestand der Weißrussen gelangten.

Diese Sprachperiode reicht vom Ende des 8. Jhs. bis zum 11., — in diese Periode fällt sicherlich vor allem der das Sprachbild stark modifizierende Verlust der beiden ererbten Nasalvokale (§ 41. 1 Ende).

Im allgemeinen wird diese — etwas labile — Konstruktion durch die Vorgeschichte gestützt, die ebenfalls heute drei ostslavische Gebiete, ein nördliches, mittleres und südliches Gebiet, unterscheidet. Es handelt sich um die „altrussische Sprache (drevnerusskij jazyk)", der Šachmatov im Očerk die Seiten 160 bis 348 gewidmet hat, ohne das Problem zu erschöpfen.

In dieser Periode also setzt das Auseinandertreten dreier Gruppen ein, — im 11. Jh. schon kann man sprachlich Novgoroder Denkmäler von den südlichen unterscheiden, — doch bleibt der Zusammenhang der Teile und die Möglichkeit des Übergreifens einer Sprachwelle aus einem Raum in den anderen bestehen (natürlich auch das Übergreifen anderer kultureller „Wellen"). Tatsächlich muß man bei vielen Isoglossen, bei ihrer räumlichen und zeitlichen Ausbreitung, mit anderen Begriffen rechnen. So verbreitet sich der Ersatz der Jerlaute in starker Position und der Ausfall der schwachen noch über das gesamte ostslavische Territorium; aber: „die Denkmäler des 12. und sogar des 13. Jhs. enthalten Beweise

zugunsten der Erhaltung der Jerlaute in der lebendigen Aussprache der Zeit“, während sie in der zweiten Hälfte des 13. Jhs. nicht mehr vorhanden sind. Während der Ausfall der schwachen Jerlaute in den wortbeginnenden Silben (1130 knjaź Vsevołod) schon vor 1130 begonnen hat, zieht sich Ausfall und Ersatz durch Vollaute bis ins 13. Jh. hin bis an die Schwelle des entschiedenen Auftretens des Großrussischen, Weißrussischen und Ukrainischen. Die Verdrängung des Nominativs Pluralis durch den Akkusativ bei den Maskulinis umfaßt das gesamte ostslavische Gebiet und ist doch kaum älter als das 13. Jh.: in den Jahren 1266/1271 heißt es *l'udi raby puti*. Ja, die Ausbreitung der Endungen *-am*, *-ami* und *-ach* von den Feminina (und den wenigen Maskulina) auf *-a* zu den Maskulina und Neutra, sowie den *i*-Feminina beginnt seit dem 13. Jh., doch halten sich die alten Formen, besonders im 14. und 15. Jh. noch in ansehnlicher Zahl, — bis schließlich in den drei Hauptgruppen des Russischen Übereinstimmung erzielt ist! So sehen wir auch, daß das Akanje augenscheinlich im 14. Jh. im Moskauer Gebiet seinen Ausgang nimmt, vom Osten nach dem Westen wandert und im Weißrussischen im 15. Jh. erst auftritt (Lehr-Spławiński); auch daß der Abfall von *-l* in gru. *nës pëk mog úmer*; ukr. *pik mik nis ter*; wru. *poynës moh* usw. gilt, also „gemeinrussisch“ ist, obwohl er sicherlich nicht älter als das 14. Jh. sein wird, da er erst im 15. Jh. belegt werden kann.

1. Die Weißrussen

§ 44. Das Sprachgebiet der Weißrussen liegt im Nordwesten des ostslavischen Raumes, eingekeilt zwischen Großrussen und Ukrainern, die sie im Süden, Osten und teilweise im Norden umfassen. An dem von Südwesten nach Nordwesten verlaufenden Grenzstreifen siedeln zuerst im Süden die Polen, dann die baltischen Völker der Litauer und Letten. Geographisch bildet die weißrussische Landschaft — ein sehr wasserreiches Gebiet! — das Oberlaufgebiet des Niemen, der Düna und des Dnepr. Der südlichste Punkt wird beim Einfluß des Pripet in den Dnepr, etwa 80 km nördlich von Kijev erreicht; im Norden kann man sich zunächst als Grenzlinie die Eisenbahnstrecke Riga—Sebež—Moskau merken, angefangen von L'ucyn im Westen bis Ržov im Osten. Im Westen liegen im wru. Raum die Städte Grodno, Białystok und Wilno mit gemischter Bevölkerung.

Die Grenzen des Sprachgebietes sind gut zu überschauen bei Karskij, Etnografičeskaja karta belorusskogo plemeni, Petrograd 1917 und Dialektologičeskaja karta russkogo jazyka, Petrograd 1914.

Im Nordwesten beginnt das Gebiet nicht weit von Režica (Rositen), wo sich die Dünaburg-Pleskauer und die Riga-Moskauer Eisenbahnstrecke kreuzen. Sehr klar ist die Nordgrenze gegen das Nordgroßrussische abgesetzt an der Südgrenze der alten Gouvernements Pskov und Tver' (Kalinin); bei Ržov biegt die Grenzlinie entschieden ab. Geht man aber im

Westen südwärts, so kommt man an lettischem Land vorbei bis zur Düna bei Druja und Dvinsk (Dünaburg). Der Kreis Illuxt ist in der Mehrheit von Weißrussen, sonst von Letten bewohnt. Von hier bis Druskeniki am Niemen grenzen Weißrussen an Litauer, so daß geringe Überschneidungen begegnen und gemischtsprachige Gebiete. Die Grenze ist unregelmäßig: bei Svencjany geht sie nach Westen, so daß Wilno in einem wru. Bogen liegt, auch N.-Troki. Von Druskeniki an berühren sich wru. und polnisches Sprachgebiet: hier zieht sich die Grenze zum Augustówkanal hin, läuft westlich von Białystok nach Suraž am Narew (das selbst fast polnisch war).

Südlich des Narew beginnt das ukrainische Sprachgebiet. Im Gouvernement Grodno sind wru.-polnische Mischdialekte nachzuweisen: die ganze wru.-polnische Sprachgrenze ist nur etwa 200 Verst lang.

Um so länger ist die wru.-ukrainische, die Südgrenze: sie reicht im Osten bis Gremač, nördlich Novgorod Seversk, an der Desna — und die ganze Länge ist von einem schmalen Streifen wru.-ukrainischer Übergangsdialekte begleitet. Die Südgrenze bildet anfangs der Narev, dann geht sie durch den Wald von Bełovež (Białowieska puszca — Bełovežskaja pušča) über Pružany an den Pripet heran, der östlich von Pinsk erreicht wird, und läuft den Pripet entlang bis Mozyr'. Das Dreieck zwischen unterem Pripet und Dnepr ist wru. — auch die Kreise Mglin, Starodub, Suraž, Novozybkov des Gouv. Tschernigov sind es.

An der Desna, nicht weit von Trubčevsk, beginnt die wru.-großrussische Sprachgrenze, die durch den Westen des Gouv. Orjoł verläuft, im Westen von Brjansk vorüber bis zum Gouv. Kaługa, das fast ganz gru. war. Im Gouv. Smolensk ist der Ostteil mit den Städten V'az'ma, Gžatsk, Syčevka gru., — schließlich ist die Dneprquelle im Nordosten gerade noch wru.

Vor dem ersten Weltkrieg war das ganze weißrussische Gebiet zu Rußland gehörig: durch den Rigaer Vertrag von 1921 wurden verwickelte und unnatürliche Verhältnisse geschaffen, die unter keinen Umständen haltbar waren, und verdientermaßen heute der Vergangenheit angehören. Ein kleiner Streifen fiel an Lettland; das sog. Westliche Weißrußland (Zapadnaja Bełorussija) kam an Polen mit ca. 1 Million Weißrussen und im Polesie mit 78% Analphabeten (gegenüber 4,1% Analphabeten in der Wojewodschaft Posen!). — Der größte und bedeutendste Teil war die BSSR, wo sich weißrussisches Kulturleben unter den allgemeinen Bedingungen der USSR entfalten konnte mit einer Universität in Minsk, eigener Presse und eigenem Schulwesen.

Die Zahl der Weißrussen steht nicht exakt fest, — es liegen nur Schätzungen vor; die von Karskij i. J. 1903 auf 8½ Millionen kann nicht richtig sein. Man wird mit 6 Millionen rechnen müssen, — die Einwirkungen des verheerenden Krieges, der das gesamte wru. Gebiet katastrophal in Mitleidenschaft gezogen hat, lassen sich nicht übersehen; auch seine Vernichtung der früheren Bevölkerung nicht: in den Städten waren früher

Juden und Polen den Weißrussen meist an Zahl überlegen. Der Religion nach sind die Weißrussen überwiegend Orthodoxe, doch gibt es auch Katholiken in größerer Menge.

§ 45. Die sprachliche Stellung des Weißrussischen wird bestimmt durch die Erscheinungen, die gemeinsam ostslavisch sind, dann durch solche, die es mit dem Gru. und Ukrain. gemeinsam hat, sodann durch die ihm eigenen.

Im Umkreis der Laute ist das Dzekanje und Cekanje charakteristisch, die Aussprache weicher *dz-* und *c*-Laute in Fällen wie *dzed* = *ded*, *chadzić'* = *chodít'*, *idzéc* = *idët* und *acéc* = *otéc*, wobei altes *-c-* hart und junges *-c'-* weich sind.

Das ganze wru. Gebiet ist vom Akanje durchzogen, der Verwandlung von unbetontem *-o-* und *-e-* in *-a-*, wobei drei größere Gruppen sich bilden, die man auf der Karte Karskijs zum 1. Band seiner „Bełorussy" überschaut: in der Mitte eine breite Zone von Propojsk bis Sebež hin, wo „starkes Akanje" herrscht, das südwestliche Gebiet zum Litauischen, Polnischen und Ukrainischen hin, wo das „gemäßigte Akanje" gilt — und das östliche Gebiet, wo südgroß- und nordgroßrussischer Einfluß spürbar ist; auch das „dissimilative Akanje" (*sachú* und *s'astrý* neben *sychá* und *sistrá*) begegnet. So nahe das Wru. demzufolge dem Südgroßrussischen steht — und der geschichtliche Zusammenhang der beiden Sprachgebiete im Akanje ist ersichtlich und erweisbar —, so ist völlige Identität nicht vorhanden.

Wie im Gru. herrscht Übergang von betontem *-e-* zu *-'o-* in Fällen wie *n'os* (aber *n'asëš* gegen gru. *nesëš*).

-v- und *-l-* hinter Vokal erscheinen als *-u-* in Fällen wie *práu̯-da*, *dau̯-nó*, *krou̯* und *l'ubóu̯*; *dau̯ spau̯ šou̯k pašóu̯*; und (gegen gru. *v*) *pašlí u̯ chatu*, *chadzíła u̯ hórat*, *była u̯ bráta*, sowie (für altes *i*) *za I̯vána*.

In der Deklination beobachten wir die Bewahrung von viel Altertümlichem, so *na nazé* zu *nahá*, *na rucé* zu *ruká*, *na sasé* zu *sachá*. Daneben begegnen Verbindungslinien mit dem Ukrainischen (*mýju šýja pij* gegenüber gru. *móju šéja pej*; *kryví* gegen gru. *kroví* usw.). Dialektographisch begreiflich ist das Zusammengehen wru. Mundarten mit dem Nord- oder Südgroßru., das nicht das gesamte Territorium umfaßt.

In der Gruppierung der wru. Dialekte tut man gut, provisorisch den klaren Ausführungen Karskijs zu folgen. Zwei Haupttypen ergeben sich gemäß der Aussprache von *-r-*: in der einen Zone gibt es nur hartes *-r-*, in der anderen hartes neben weichem gemäß den Bedingungen des Gru. Dabei geht das letztere, kleinere Ostgebiet mit dem Gru. zusammen; das größere liegt im Westen von Sebež, Witebsk, Gorki, Novozybkov an bis Pružany, Białystok, Augustów, Troki mit dem charakteristischen harten *-r-*. Untergruppen sind vorhanden: so sondert sich z. B. ein im Nordosten gelagerter Streifen ab, den man sich im Süden von Witebsk bis westlich V'azma, im Westen bis Gorodok und Nevel' zu denken hat,

in dem das „Cokanje“ (*caj* für *čaj* und *kuriča* für *kurica*) herrscht. Oder im Süden sind in einem breiten Grenzstreifen gegen das Ukrainische Diphthonge verbreitet usw.

§ 46. Zur Geschichte der wru. Sprache und seines Schrifttums genügen uns folgende Angaben:

1. Betreffs des Namens „Weißrußland“ (Bełaja Rus') ist es nicht möglich, zu gesicherten Ergebnissen zu kommen. Die Deutungen der Gelehrten (Potebnja, Łamanskij, Karskij usw.) gehen weit auseinander und sind nur Hypothesen. Nicht einmal das Alter der Bezeichnung ist gesichert und der Raum, auf den sie sich anfänglich bezog. Nach den Ausführungen von D.N. Anučin, Kurs S. 95 taucht der Name im 13. Jh. in Mittel- und Westeuropa zuerst auf, dann finden wir ihn im 15. Jh. auf den westeuropäischen Karten: auf der Karte des Nikolaus von Cues v. J. 1491 begegnet nach Podolia Russia zur Bezeichnung des galizischen Fürstentums, dann, im Osten des Dnepr, Russia alba sive Moskovia! Im Jahre 1548 finden wir Russia bianca im äußersten Nordrußland neben der Russia rossa im Süden. Weitgehend wird unser Gebiet als „Litva“ oder „Litewska Rus'“ bezeichnet. Die Bedeutung bleibt ebenso unsicher: man muß aber an die weitgehende Verwendung der Farbworte zur Völkerbezeichnung erinnern, die in Osteuropa und Asien reich bezeugt ist: schon die Nestorchronik kennt die Weißen Chorvaten in Dalmatien in der Landschaft, die Croatia Alba heißt, die Schwarzen Bolgaren, die Weißen und die Schwarzen Ugren; es gibt ja auch eine Czarna und eine Czerwona Rus', ein Schwarz- und ein Rotrußland —, jene lag im Norden des Pripet in langem Streifen mit den Städten Wołkovysk, Nowogródek, Słuck, Bobrujsk, Rečica usw., gehört also zu „Weißrußland“; „Rotrußland“ ist ukrainisch und bezeichnete den östlichen, an Wolhynien, Podolien, die Bukowina, Walachei, Ungarn grenzenden Teil des späteren „Königreichs Galizien und Lodomerien“, in dem Städte wie Lemberg, Halicz, Sanok, Zamość usw. liegen, bis nördlich hin zum Polesie von Brest-Litovsk (die alte Feste und Stadt Červen kennt samt den červenischen Städten schon die Nestorchronik; zur Verwendung des Farbwortes in Ortsnamen s. Miklosich, Die Bildung der slavischen Personen- und Ortsnamen, Heidelberg 1927, S. 236f.).

2. Zur Geschichte der wru. Sprache ist zunächst auf Früheres zu verweisen: wir lernten die verschiedenen ostslavischen Elemente kennen, aus denen sich mutmaßlich die Weißrussen rekrutieren. Die einigende Kraft und die Möglichkeit weitgehender Differenzierung gegenüber dem Großrussischen und Ukrainischen gab seit dem 13. Jh. das litauische Großfürstentum ab, das unseren Raum gegen Ausgang des 14. Jhs. ganz beherrschte. Im 15. Jh. hat sich eine wru. Sprache völlig konstituiert — seit der Zeit hat sie sich innerlich nicht verändert, und nur der Wortschatz und natürlich die übrigen Ausdrucksmöglichkeiten und ihre Arten sind im einsetzenden Schrifttum und der lebendigen Sprache bis zum heutigen Tage reich variabel geblieben.

Eine litauische und polnische Periode und die Periode der Wiedervereinigung mit dem gesamtrussischen Leben, die man im staatlichen Leben unterscheidet, tritt auch im Sprachleben hervor: in der litauischen Periode wird das Weißrussische die offizielle Sprache und damit die Sprache der litauischen Oberschicht, — gegenüber dem litauischen Volke hat die weißrussische Zivilisation entschiedenes Übergewicht, und so ist der Einfluß des Weißrussischen auf die litauische Sprache sowie auf das Schrifttum groß gewesen (Skardžius, Die slavischen Lehnwörter im Altlitauischen, Leipziger Dissertation v. J. 1929, Kaunas 1931).

In der polnischen Zeit ändert sich naturgemäß das Bild bedeutend: nunmehr verliert das Wru. zugunsten des ihm faktisch überlegenen, durchaus europäisch gestalteten Polnischen die staatliche und gesellschaftliche Bedeutung, es wird wiederum auf lange hinaus die Sprache des einfachen Volkes und seines unkomplizierten Daseins, in dem nur ein reiches und interessantes Volkstum lebt, — die weißrussische gebildete Schicht orientiert sich nach dem Polnischen. Auch in die Volkssprache dringen eine Fülle Polonismen ein.

Eine neue Zeit beginnt nach der Wiedervereinigung mit dem gemeinrussischen Leben, die schon in der 2. Hälfte des 17. Jhs. begann und gegen Ausgang des 18. Jhs. beendet war: seitdem wird der russische kulturelle Einfluß in einem mächtigen Staate mit reichen Bildungsmöglichkeiten jeglicher Art zusehend stärker. Um die Mitte des 19. Jhs. beginnen Versuche, eine Kunstliteratur in wruss. Sprache zu schaffen (Rastorgujev, Kurs S. 185—257).

Ich füge hinzu, daß für die internationale Wissenschaft und auch ganz allgemein bedeutungsvoller als das sofort zu erörternde Schrifttum die wru. Volksdichtung ist, die Volkslieder, Märchen, Brauchlieder aller Art besitzt, die sich in ungewöhnlicher Zahl und teilweiser großer Altertümlichkeit für uns erhalten haben. Man übersieht diesen gewaltigen Reichtum, der auch dem Sprachforscher, vor allem aber dem Folkloristen und Kulturhistoriker viel Material gibt, gut bei Karskij, Geschichte der weißrussischen Volksdichtung und Literatur, 1926.

3. Das Schrifttum der Weißrussen hat sich erst spät entwickelt. Es löst sich langsam aus einem „westrussischen" Schrifttum ab, das starke Teilnahme der Weißrussen zeigte, aber nur teilweise in der echten Volkssprache geschrieben war, — Einfluß des Kirchenslavischen, des Lateinischen und Polnischen ist in diesen ersten Jahrhunderten bedeutend, auch verschiedenartig stark. Die Darstellung des „Alten westrussischen Schrifttums" hat i. J. 1921 Karskij gegeben. Diese Zeit dauert bis zum Ende des 17. Jhs., hebt mit einer Übersetzungsliteratur an, die überwiegend religiösen, teilweise auch weltlichen Zielen dient. Weißrußland hat in der Geschichte der „Ketzerei der Judaisierenden", der ersten in Osteuropa den kirchlichen Byzantinismus durchbrechenden geistigen Bewegung, eine ansehnliche Rolle gespielt. Wichtig wird das Werk von Skorina, seine

westrussische Bibelübersetzung, angefangen mit dem Psalter, seit dem Jahre 1517. Häufig sehen wir in dieser Zeit die alt- und gemeinrussischen Vorlieben und Grundlagen, z. B. bei den beliebten Heiligenleben, den Apokryphen, den religiösen und weltlichen Erzählungen, wie der Alexandreis. Als Originalwerke in diesen Jahrhunderten finden wir Chroniken, die auf gemeinrussischer Basis ruhen, wie die „Chronik des Avraamka" v. J. 1495, die auf einer Novgoroder basiert. Eine Gruppe bilden die „Litauischen Chroniken", in altem Weißrussisch geschrieben, vom 15.—18. Jh. Die alte, aus der Kijever Zeit ererbte Tradition (§ 50) ist besonders stark. Reiches Material geben die zahlreichen Denkmäler juristischen Inhaltes, vornehmlich die Gesetzbücher, Statuten und Verordnungen, an erster Stelle das „Litauische Statut" v. J. 1588, das mit der „Russkaja Pravda" in Zusammenhang steht, — das Statut hat teilweise bis ins 19. Jh. hinein Verbindlichkeit gehabt.

Sehr lebhaft wird die altweißrussische Tätigkeit in den Zeiten der religiösen Krisen, als die rechtgläubige Kirche ihren Bestand durch die Judaisierenden, die Protestanten und die Jesuiten gefährdet sah. Im Jahre 1562 erscheint der kalvinische Katechismus, und der Mönch Artemij tritt im 16. Jh. mit vielen Sendschreiben hervor. Der lange Kampf um die religiöse Durchdringung des Lebens wird in gemeinrussischer und polnischer Sprache geführt.

Einen außerordentlichen Rückschlag erleidet das ganze westrussische Schrifttum im 17. Jh.: die Weißrussen bedienen sich des Polnischen; i. J. 1696 wird verfügt, daß die Schreiber der Gerichte und Behörden nicht russisch, sondern polnisch zu schreiben haben.

Einzige Zeugnisse wru. Umgangssprache sind die Intermedien oder Interludien, in denen einfache Bauern auftreten, — um mit ihrer Art und Redeweise die polnisch Gebildeten zu belustigen. Sie sind mit lateinischen Buchstaben geschrieben und gedruckt. Hierher gehören die Schuldramen der Jesuiten, die — lateinisch oder polnisch im 17. und 18. Jh. geschrieben — ebenfalls Szenen mit wru. Bauern enthalten: deren Sprache ist wru. Als Abschluß der alten Zeit ist die Komödie des Moraszewski v. J. 1787 zu nennen, wo der Teufel als Gebildeter polnisch, der Bauer aber wru. spricht. Aus dem Schulintermedium mit seinen Bauerntypen ist hier ein wirkliches Lustspiel entstanden.

Die neue Periode hebt — ähnlich wie die ukrainische neuere Literatur recht einfältig — mit Travestien der Äneide an. Erst in den vierziger Jahren des 19. Jhs. kann man von ernsthaften Anfängen eines Kunstschrifttums reden. Bedeutend ist der Freund von Mickiewicz, Jan Czeczot, mit 28 Liedern „vom Niemen und der Düna" (Wilno 1844). In den 40er und 50er Jahren war Dunin-Marcinkevič fruchtbar und populär. Etwas Bedeutendes im gesamtrussischen oder gar europäischen Sinne ist nicht entstanden. Das Niveau hebt sich auf eine gewisse Höhe der künstlerischen Heimatliteratur erst gegen Ausgang des Jahrhunderts: Pščołko z. B. schrieb Skizzen und Erzählungen (1899, 1901) mit Verständnis für

den weißrussischen Bauern — man wird vielfach an Gogols „Lachen“ erinnert.

Die eigentliche Blütezeit der wru. Literatur beginnt nach dem Aufstand v. J. 1905. Es sind Schriftsteller, deren Wirken bis in die Gegenwart reicht, vor allem deren Wirksamkeit: Ivan Łucevič (Janka Kupała) geb. 1882 mit zentraler Bedeutung für seine Heimat, Lyriker von folkloristischem Interesse, das traurige Dasein des wru. Bauern eindringlich schildernd, ohne frei dichterisch zu sein; das Gleiche gilt auch von Mickevič.

Daneben ist in Weißrußland, besonders nach der großen Revolution, die heimische Presse und auch die wissenschaftliche Prosa zu verhältnismäßiger Blüte gelangt, ohne entscheidend Neues geben zu können. Vor dem zweiten Weltkrieg war Minsk das kulturelle Zentrum. Von nun an — und das wird bedeutende Folgen zeitigen — ist Weißrußland wiederum mit Moskau, einem lebendigeren und stärkeren denn je, vereinigt.

Literatur: Die Sprache ist meist berücksichtigt in den zahlreichen Gesamtdarstellungen des „Russischen“ bei Šachmatov, Sobolevskij, Durnovo usw. Das Hauptwerk bleibt auf lange hinaus das bedeutende Werk von Karskij, Biełorussy, Bd. 1 (1904) mit ausführlicher Einleitung; Bd. 2 in 3 Tln. (1908—12) die Sprache, Lautlehre, Wortbildung, Deklination, Syntax behandelnd.

Bd. 3 ist dem Schrifttum gewidmet: T. 1 (1916) der Volksdichtung; T. 2 (1921) dem alten westrussischen Schrifttum; T. 3 (1922) der Kunstdichtung. Dieser Band umfaßt etwa 1250 Seiten.

Band 3 ist übersichtlich und gut zusammengefaßt in dem Grundrißband: Geschichte der weißrussischen Volksdichtung und Literatur (1926). Sehr gut orientiert über mannigfache Probleme der Sammelband: Kurs Biełorussovedenija, Moskau 1918—20, mit Aufsätzen über Geschichte, Territorium, Sprache usw.

Nosovič, Słovaŕ biełorusskago narečija, 1870, ist stark veraltet.

2. Die Kleinrussen (Ukrainer)

§ 47. Das zusammenhängende ukrainische Siedlungsgebiet ist von außerordentlicher und begünstigter Ausdehnung. Es erstreckt sich im Süden bis zum Schwarzen Meer, wobei ukrainische Gegenden, die hier verhältnismäßig jung sind, von der Donau bis über den Kuban’ reichen, freilich häufig in stärkerer oder schwächerer Masse von Siedlungen anderer Völker, Rumänen, Tataren, Bulgaren, früher Deutschen unterbrochen sind. Der nördlichste Siedlungspunkt liegt im Nordwesten zwischen Białystok und Bielsk am Narew — der südlichste, in völkisch gemischtem Gebiet, südlich des Kuban’ bei Soči am Schwarzen Meer. Im Südwesten sind ukrainische Siedlungen weit über die Karpathen bis ins Theißland vorgestoßen: der westlichste Punkt liegt am Poprad, der in den Dunajec geht und in der Hohen Tatra entspringt, — hier kommen wir in die Slovakei.

Dies weiträumige Gebiet hat als Zentrum das mittlere und untere Dneprgebiet; der Dnestr liegt an der Peripherie des Westens, heute überwiegend schon ukrainisch, ebenso der Pripet im Norden. Der Mittelpunkt Kijev liegt in der Mitte der ganzen Landschaft von Westen nach Osten hin, stärker im Norden als im Süden.

Näher verlaufen die Grenzen des Sprachgebietes etwa so: bei Bielsk am Narew, wo Ukrainer mit Weißrussen und Polen zusammenstoßen, ist die Westgrenze der Ukrainer die polnische Ostgrenze (§ 36) und zwar bis Piwniczna am Propad; der Oberlauf von San und Dnestr und Prut ist ukrainisch. Von Piwniczna bis Užhorod grenzen Ukrainer und Slovaken aneinander (§ 26): wir betreten hier die Podkarpatská Rus der ersten tschechoslovakischen Republik (sie hieß im 18. Jh. Uhrorosija, 1830 Carpatho-Russia, s. Gerovskij, Československá vlastivěda, Díl III: Jazyk, 1934, S. 460ff.), die ukrainisch ist. Im Südwesten der Ukrainer wohnen Ungarn, dann Rumänen bis zum Schwarzen Meere hin. Von Karpathorußland aus gelangt man in die Bukowina, wo wir uns an der Sprachgrenze die Orte Sereth und Radautz (Radivci) merken (die einst deutsche Insel Czernowitz lag gerade noch in ukr. Umgebung). Bei Nowoselice beginnt Bessarabien mit seinem völkisch bunten Bild, wo neben Ukrainern, Rumänen und Bulgaren früher auch Deutsche saßen. Das Gebiet zwischen unterer Donau und unterem Dnestr ist eine völkergemischte Grenzmark mit eigenen Problemen; sie gehört nicht zum geschlossenen ukrainischen Sprachgebiet, das erst im Osten des Dnestr beginnt.

Über die Schwarzmeerküste sprachen wir schon und nannten im Südosten Sóči; landeinwärts gelangt man über den Kuban' und den Jegorłyk, der zum Don fließt, nach Stavrópol, das gerade schon in dem sich bis zum Térek hinziehenden südgroßrussischen Streifen liegt. Dies ganze, von Ukrainern jüngst besiedelte Land östlich und südöstlich des Azovschen Meeres ist vom dichteren Donécgebiet durch einen bis zum Azovschen Meere am unteren Don vorspringenden ukrainisch-südgroßrussisch gemischten Keil abgetrennt.

Von Nowočerkask läuft die Sprachgrenze ungefähr in nördlicher Richtung und der Donéc wird westlich von Kamenskaja geschnitten, so daß Ługánsk ukrainisch ist; in nordöstlicher Richtung wird der Don noch einmal überschritten östlich des ukrainischen Bogučár — in einem Bogen, der den Chopér nicht erreicht (Novochopérsk ist südgru.), wird bei Pavłóvsk abermals der Don getroffen, dem die Grenze bis Korotoják folgt. In ungerader Linie, sich nach Süden und Norden buchtend, geht es nach Westen durch die alten Gouvernements Voronéž und Kursk, die im Süden ukr. waren: vorbei an den Orten Staryj Oskół, Oboján', Súdža und Ryl'sk, das südgru. ist (wir sind bereits im Dneprgebiet) gelangen wir nach Putívl' am Sejm, — bei Novgorod Seversk an der Desna gelangen wir zum wru. Gebiet.

Die Sprachgrenze senkt sich von Novgorod Seversk bis Stavropol beständig und bedeutend nach Süden hin vom 52° bis zum 45° nördlicher Breite. Nach jahrhundertelanger Zerrissenheit (Aufteilung auf Polen, Österreich, Ungarn, Tschechoslovakei) bleibt das Ganze nunmehr in russischer Hand vereinigt — eine geographische und wirtschaftliche Notwendigkeit.

In den obengenannten Grenzen siedeln die Ukrainer in verschieden starkem Maße: in Galizien z. B. stellten in den Karpathenbezirken die

Ukrainer 75—90% der Bevölkerung, während der Lemberger und Jaroslaver Bezirk nur 49 und 41% hatten, in der überwiegend aus Polen und Juden bestehenden Bevölkerung der Stadt Lemberg die Ukrainer sogar nur ein Fünftel ausmachten. Ein Kernland ist Wolhynien, dessen ca. 4 Millionen Einwohner zu 40—70% aus Ukrainern bestanden, wobei in einzelnen Kreisen die Sätze bis zu 87% hinaufgingen. In Kreisen des Gouvernements Poltava schwankte die Zahl zwischen 88 und 99%; zum Kernland gehört auch Podolien usw. Stärker gemischt war Cherson, in dem Russen, Juden, Rumänen usw. bis zu 30% siedelten. In Bessarabien wiederum waren die Ukrainer nur im Kreise Chotyn allen anderen Nationen überlegen, im Kuban'gebiet gab es zur Hälfte Ukrainer, nur im Kreise Temr'uk 79%. Die wichtigen und interessanten Daten, die über diese Verteilung Rudnyc'kyj, Ukraina, Land und Volk, 1916, bot, werden heute bereits starken Korrkturen unterliegen — der Krieg hat auch das ukrainische Sprachgebiet in furchtbarstem Maße betroffen.

Die Gesamtzahl der Ukrainer in diesem geschlossenen Sprachgebiet wird man mit mindestens 30 Millionen angeben können, doch handelt es sich nicht um exakte Ergebnisse — in jedem Falle sind sie das zweitgrößte slavische Volk.

Dazu aber gibt es zunächst eine ungewöhnlich große Zahl von Sprachinseln, über die es schwer ist ein genügendes Bild zu gewinnen: im Wolgagebiet in den Gouvernements Saratov und Astrachan; in den Kaukasusländern Kutais, Daghestan und Kars; in Asien in der Provinz Syr Darja zählte man schon 1897 29% Ukrainer, in Akmolinsk 20% — den großartigen Rahmen des russischen Reiches haben also auch die Ukrainer zu einer fast unbeschränkten Kolonisationstätigkeit ausnutzen können, werden es auch in Zukunft tun.

Dennoch war auch nach Amerika starke Auswanderung zu verzeichnen, denn i. J. 1931 berechnete man die Zahl der Ukrainer in Amerika mit 1275000, wobei auf die USA. 750000 entfielen.

§ 48. Die sprachliche Stellung des Kleinrussischen (Ukrainischen) wird dadurch zunächst bestimmt, daß auf Grund allgemeinsüdrussischer Gemeinsamkeiten, die der Zeit nach 1000 zu verdanken sind, Ukrainisch und Wru. sich besonders nahestehen. Ich erwähne den Fall von ukr. *dryžáty* neben wru. *dryžác'* gegenüber gru. *drožát'*. Anlautende Vokale werden mit einem Einsatz gesprochen, der wru. als *h-*, ukr. als *v-*, *h-*, *j-* erscheint, z. B. heißt es gegenüber gru. *oréch* ukr. *horích* und wru. *haréch*. Am Ende einer Silbe ergibt *-ł* ein *-u̯* in ukr. *vou̯k dau̯* sowie wru. gegen gru. *vołk* und *dał*. In Fällen wie dem alten *bratija* und *svinija* fällt die Silbengrenze in den dem *-ija* vorausgehenden Konsonanten hinein, der demnach gedehnt gesprochen wird: ukr. *bráttja* und *svynnjá* neben wru. *brác'c'a* und *svinn'a* gegen gru. *brá-tja* und *svi-njá*. Der Verschlußlaut *-g-* ist ukr. und wru. zum Hauchlaut geworden (wru. *nahá* und ukr. *nohá*).

Seit der zweiten Hälfte des 13. Jhs. beginnt für die alte südrussische Sprachgruppe ein neues Leben: es löst sich das Kleinrussische vom Weißrussischen ab und formiert sich als neue Sprache. Von der Zeit an bilden sich die Spracheigentümlichkeiten aus, die das Kleinru. von den anderen ostslavischen Sprachen absondern und allen seinen Dialekten gemeinsam sind. Wie weit diese Spracherneuerungen in älteste Zeit fallen, wie weit sie neueren Datums sind, ist noch unsicher, zumal die Überlieferung häufig versagt. Als gemeinkleinru. kann gelten: die Verhärtung der Konsonanten vor altem *-e-* und *-i-* in Fällen wie *sełó* und *tepér* und *týcho* gegenüber dem gru. und wru. Bestand. In neuen geschlossenen Silben wie **nōs *prinēs *pēč* haben sich aus der Länge im Gegensatz zu Formen wie *nosa prinesla péči* klru. *nuos nus nis, pryn'uos, pryn'us prynis, pieč pič* entwickelt. Nach Zischlauten, betont und unbetont, wurde vor alten harten Konsonanten *-e-* (d. h. altes *-e-* und *-ь-*) zu *-o-*: *šou̯k žóu̯tyj žoná čórnyj*. Im Imperativ solcher Verben wie *sterežú* und *pečú* erscheint das gleiche *-ž-* und *-č-*: *sterežý* und *sterežít'*, *pečý* und *pečít'*.

Viele der als gemeinkleinru. geltenden Eigentümlichkeiten umfassen nur einen größeren Sprachraum, sind jedoch nicht allgemein verbreitet (Zs. f. slav. Philol. 2, 217). Charakteristisch ist weiterhin, daß das Kleinru. den Genitiv statt des Akkusativs auch in Fällen wie *serpá* und *moróza* gebraucht, daß im Dativ das volle *-ovy* älteres *-u* verdrängt hat (*brátovy* und *orłóvy*); daß der alte Dual beim Zahlwort (gru. *dva stołá*) durch den Plural (*dva stołý*) ersetzt ist; daß sich im Plural *berím* und *berémo, berít* und *beréte* gegenüberstehen; daß das Futurum zusammengesetzt wird wie in *chodýty mu* und *chodýty me* usw.

§ 49. Die dialektische Zerklüftung des Kleinrussischen (Ukrainischen) ist teilweise recht erheblich. Auch ethnisch sind verschiedene Typen vorhanden, wie denn die ukrainische Ethnographie drei Haupttypen unterscheidet: 1. den polesischen der Pollexiani der alten Chroniken, zu denen auch die Pynčuký gehören; — 2. den eigentlich ukrainischen der alten Ukraíncy, Kazaký und Zaporóžcy, der westlich über den Dnepr hinüberreicht; — 3. den podolo-galizischen im westlichen Wolhynien, Galizien und in den Karpathen. Dazu gehören einige hochinteressante Gruppen wie die Boiken und die durch ihre vortreffliche Volkskunst, ihre Bezgramotnost' (93%) und ihre Syphilis berühmten Huzulen.

Linguistisch heben sich vor allem zwei Gruppen heraus, heute von ganz verschiedener räumlicher Ausdehnung, eine nördliche und eine südliche. Das Nordkleinru. ist von verhältnismäßig geringem Umfange; es ist im alten Stammlande verblieben und recht altertümlich, — die Pripetlandschaft, soweit sie nicht wru. ist. Die Nordgrenze, bei Bielsk beginnend und im Osten bei Putivl' endend, läuft an der ganzen wru. Sprachgrenze entlang bis zum Beginn der gru. im Desnaraum. Nach einem Streifen nordsüdkleinru. Übergangsdialekte geht die Südgrenze ungefähr im Westen von Cholm an Orten wie Łuck, Róvno, Žitomir, Kijev, Łubny im Osten nach Súmy am Ps'oł.

Die Träger dieser Mundarten sind bodenständig und nicht kolonisatorisch tätig gewesen. Ihre Bedeutung in kultureller Hinsicht war nicht groß.

Alles übrige Gebiet umfaßt das Südkleinru. und die Karpathenmundarten vom San bis zum Kuban' mit einer Luftlinie von etwa 1500 km.

Hier scheidet man nun eine westliche Untergruppe, die wesentlich im Stammlande verblieb, von einer östlichen im Koloniallande. Zur westlichen gehören dann vor allem die Karpathenmundarten (die Boiken im Osten und die Lemken im Westen), die viel Eigentümliches zeigen (z. B. den alten Gegensatz von *syn* und *sinij*).

West- und Ostmundart scheiden sich an einer Grenze, die östlich von Skvira anhebt und über Úman' und Bałta an den Dnestr läuft.

Aus diesem Gebiet sind seit Jahrhunderten die Ströme der kleinrussischen Kolonisten nach Süden und Osten geflossen, wobei sie sicherlich auch Träger anderer Mundarten sich assimiliert haben.

Der mundartlichen Besonderheiten sind recht viele — ich nenne nur einige: die beiden Vokale *-i-* und *-y-*, im Gemeinkleinru. geschieden, konnten sich angleichen, indem einer den anderen verdrängte, — in den ostukr. Maa. erscheint ein *-i-* (*ticho* und *sin*), in anderen ein *-y-* (*tycho* und *syn*). Sehr bedeutsam ist das Schicksal der Diphthonge *uo üö ie*, die gemeinkleinru. an die Stelle von altem *ō ö* und *ē* getreten waren (*snuöp* und *lies*); dabei weichen die Maa. stark voneinander ab: neben dem nordkleinru. *snuop* und *lies* liegen *stol most* und *vek veter* oder *nus muj* und *did lis*; *üö* ergab *'u* im ugroru. *l'ud* (altes *ledъ*), *n'us* (gru. *nës*). Weiterhin finden wir *dvuer* oder *muyst* oder *kuin' stuił*, auch *üi*; und in der Schriftsprache *rik* neben *róku*, *mij* neben *mojá*, *sil'* neben *soły*, *mid* neben *médu*, *nis* neben *nesłó*, *sił* zu *seló*.

Der Verlust der Stimmhaftigkeit von auslautenden Konsonanten ist nicht über das Gesamtgebiet verbreitet im Gegensatz zum Wru. und Gru.; es heißt Westukr. und galiz. *dit chlip snich* usw. Auch morphologische Eigenarten sind vorhanden, z. B. wenn an die Stelle des gemeinru. *chožú* ein mundartliches *chod'ú* getreten ist, u. a.

§ 50. Zur Geschichte von Volk, Sprache und Schrifttum läßt sich in diesem Rahmen etwa folgendes aussagen (s. § 41. 1):

1. Im 7. und 8. nachchristlichen Jahrhundert bildete sich im Bestand der ostslavischen Stämme eine südliche Gruppe aus, die im Bassin des mittleren und unteren Dnepr, des Boh und des Dnestr siedelte, ausgebreitet im Westen bis an die Karpathen, im Osten bis ins Dongebiet, in das damals blühende Chazarenreich hinein. Wie weit östlich des Dnepr Angehörige der südlichen, wie weit solche der nördlichen Gruppe wohnten, bleibt ungewiß. Zu dieser südlichen Gruppe gehörten jedenfalls die uns aus der Nestorchronik bekannten Poljanen, die vor dem Petschenegeneinfall weiter nach Süden wohnten über die Ros' hinaus, schon in der Steppe, den „pol'a", nach denen sie benannt sind; durch die Petschenegen wurden sie

nördlich in ihre späterhin waldreiche Umgebung gedrückt. Östliche Nachbarn waren die Severjanen im Gebiet von Desna, Sejm und Suła; ihre südlichen Wohngebiete lagen unter dem starken Druck der Petschenegen und Połovcen. In ihrem nördlichen Gebiet, in dem durch die Wälder geschützten Desnaraum, wird heute das altertümliche Nordkleinru. gesprochen, das sich von den südlichen neueren mittelkleinrussischen Mundarten abhebt. Im Osten wird vor dem 10. Jh. die südrussische Kolonisation sich über den Don bis zum Azovschen Meere ausgedehnt haben, denn die arabischen Geographen des 9. und 10. Jhs. sprechen ganz bestimmt von Slaven im Dongebiet und der Landschaft am Azovschen Meere. Tmutorokan' war noch im 10. und 11. Jh. Teilfürstentum an der Mündung des Kuban', um dann völlig zu verschwinden. Im Norden der Poljanen siedelten bis Pripet im Norden und der Słuč im Westen die Derevljanen; westlich schlossen an sie bis zum Bug hin die Südrussen, die später Bužane und Vołynjane, früher Duleben hießen, — wie weit letztere aber nach Westen saßen, ist unbekannt. Südöstlich der Oberläufe von Słuč und Goryn' wohnten westlich vom Unterlauf des Dnepr ursprünglich die Uličen der Nestorchronik, die unter dem Druck der Petschenegen weiter nach Westen auswichen und auch die Küstengebiete des Schwarzen Meeres räumen mußten. Noch weiter nach Westen und Südwesten saßen einst die Tivercen bis zum Donaudelta hin, — sie sind nur wenig bekannt und dürften im 10. Jh. nach Norden und Nordwesten abgewandert sein.

Im Westen sind die alten Grenzen der Südrussen nicht ganz bekannt, — die polnisch-ostslavischen Stammesgrenzen werden sich in diesen beweglichen und stürmischen Zeiten verschoben haben. Unsicher ist im äußersten Südwesten, im Karpathenvorland und in Galizien, die Zugehörigkeit der „Chorvaten", die die Nestorchronik neben den Duleben nennt, — zu den ostslavischen Stämmen im engeren Sinne haben sie jedenfalls nicht gehört (Niederle 4, 154f.). Hier im Westen und Südwesten sind alte sichere Nachrichten nicht vorhanden, da auch der Blick des Kijever Chronisten nur ganz ungefähr so weit reichte.

Durch die Begründung der „russischen" Herrschaft (§ 42. 1) im Kijev des 9. Jhs., die unsere Überlieferung an die sagenhaften Namen der Konungar Askold und Dir anknüpft und in das Jahr 862 setzt, in welchem auch die Rjurikiden sich im Novgoroder Land der Herrschaft bemächtigten, um dann unter Oleg (882) Kijev als Schlüsselstellung für den griechischen Handel einzunehmen, kamen die südostslavischen ebenso wie die nordostslavischen Stämme in eine neue Gesamtlage. An dieser Begründung des russischen Reiches beteiligten sich fast alle ostslavischen Stämme — etwas abseits standen nur die Vjatičen —, insbesondere spielte sich das im 10. Jh. unter byzantinischem Vorbilde aufblühende Kulturleben Kijevs überwiegend auf südrussischem Territorium und unter südostslavischer Bevölkerung, also auf späterem „kleinrussischem (ukrainischem)" Sprachgebiet, ab. Während der Kijever Zeit war eine Einigung aller Ostslaven durch den Staat, die Kirche und das Schrifttum, vor allem in der dünnen

gebildeten Schicht vorhanden, die für die weitere Aufwärtsbewegung in allererster Linie bedeutsam wurde: sie wirkte eine Zeit lang mäßigend auf die völkische und sprachliche Zersplitterung des russischen Landes, und wir können annehmen, daß zwischen dem 10. und 13. Jh. manche Sprachwelle über das Gesamtgebiet sich ausbreitete, s. § 41. 2.

So wie nach Jahrhunderten in Ostslavien die Mundart der Stadt Moskau entscheidend und grundlegend wird für die Konstituierung einer neurussischen Schriftsprache, die alle Ostslaven vereinen konnte, geschah es jetzt mit „Kijev", die Sprache der Stadt war die Grundlage in unserer Zeit, und „nach ihren linguistischen Grundlagen war die Sprache Kijevs die Sprache des südrussischen Stammes der Poljanen", wie Šachmatov gut bemerkt hat. „Doch wirkte nicht nur die im zehnten Jahrhundert aus dem bulgarischen Reich rezipierte Kirchensprache, also letzten Endes die Sprache von Kyrill und Method, auf die Formierung der neuen slavischen Kultursprache ein, sondern auch die anderen ostslavischen Mundarten taten es, in erster Linie die der Slovenen in und um Novgorod, so daß sich in Kijev eine eigenartige ‚Koine', verschieden von der Mundart der ländlichen Bewohner des Poljanenlandes ausarbeitete". Entscheidend dabei war freilich, daß augenscheinlich bald nach 900 das Christentum samt der slavischen Kirchensprache aus Bulgarien im Kijever Rußland Eingang fand, wenn uns auch Näheres davon unbekannt bleibt. Doch die allgemeine Verbindung mit dem Balkan und speziell mit dem slavischen Bulgarien unter Boris und Symeon sowie ihren Nachfolgern wird sehr intensiv gewesen sein. Der Vertrag, der unter Oleg i. J. 912 mit den Griechen abgeschlossen wird, setzt das Bestehen einer auf dem Bulgarischen beruhenden Schriftsprache in Kijev voraus. In dem Vertrage vom Jahre 945 ist zum ersten Male ein Unterschied zwischen getauften und ungetauften Russen gemacht. Natürlich mußte sich nach der offiziellen Annahme des Christentums als Staatsreligion i. J. 988 der bulgarische Einfluß wesentlich verstärken, — hier knüpft sich der Beginn eines eigentlichen altrussischen Schrifttums, begründet auf dem kirchenslavischen Schrifttum Altbulgariens, an. Die altbulgarische Sprache, im ostslavischen Milieu Kijevs lebend, eignete sich viele Eigentümlichkeiten der altrussischen Aussprache, lexikalischer und morphologischer Art an: z. B. *-u-* und *-ja-* an Stelle der Nasalvokale; das Polnoglasije in beschränktem Umfange (*gorod* neben *grad*); *-e-* für *-ě-* und *-ž-* für *-žd-*; den Gen. Sing. *dušě* für altbulg. *dušę*. Dank dem Umstande, daß die Entlehnungen aus einem verwandten Milieu kamen, fügten sie sich der lebendigen russischen Sprache organisch ein, wie auch umgekehrt die kirchenslavische Sprache mit besonderer Leichtigkeit die altrussischen Einflüsse aufnehmen konnte.

Diese kulturelle Einigung in Staat, Kirche und Schrifttum, lebendig in der dünnen „gebildeten" Schicht des Fürstenhofes, der fürstlichen Gefolgsleute und Beamten, der Geistlichen, Mönche und auch der größeren Kaufleute, wirkte, wie schon bemerkt wurde, mäßigend auf die einsetzende völkische und sprachliche Zersplitterung des russischen Volkes.

In dieser Kijever Zeit breitete sich eine ganze Reihe von Sprachneuerungen über das gesamte russische Land aus, die uns z. T. schon bekannt sind: die Beseitigung der Nasalvokale; das Verklingen der schwachen Jerlaute (*dva* und *dn'a*), sowie die Ersetzung der starken Jerlaute durch *-e-* und *-o-* (*son* und *den'*). So auch geschah es mit der Verdrängung des Nominativs Plur. bei den männlichen Nomina durch den Akkusativ; mit der Beseitigung des alten Unterschieds im Lok. Sing. zwischen harten und weichen Stämmen (*mužě* für *muži* nach *rabě*); mit der Beseitigung des Duals sowie des Aorists und Imperfekts und deren Ersetzung durch die *l*-Formen. Mindestens lag bei dieser und noch anderen Sprachverschiebungen der entscheidende Beginn im 12. und 13. Jh. (Šachmatov). Diese sprachlichen Neuerungen werden von der Zone des bewegtesten Volkslebens, vom Kijever Süden her, ihren Anfang genommen haben.

Im Kijever Rußland entsteht, unter unmittelbarer Einwirkung des altbulgarischen Schrifttums und mittelbarer des byzantinischen, seit dem 11. Jh. ein Schrifttum vor allem kirchlich-religiöser Ausrichtung, die für viele Jahrhunderte ausschlaggebend bleibt. Zuerst ist es ganz oder überwiegend Übersetzungsliteratur — Bücher der Bibel, Kirchenväter usw. werden aus Bulgarien fertig herübergeholt; man folgt im allgemeinen der fremden, aber doch slavischen Vorlage, wobei sich der Einfluß heimischer Mundart bemerkbar macht, — in den Jahrhunderten bis zum 17., ja bis ins 18. und 19. Jh. hinein dauert dies Sichdruchdringen der echt russischen Sprache zuerst und der Geistigkeit. Auf dem Grund der altbulgarischen Kirchensprache sehen wir im 11. Jh. das Altrussische schon im Ostromirevangelium v. J. 1056, wenn die Form *Novgorod* begegnet oder *umereti* und *norov*. Seitdem begegnet man zahlreichen Fällen, z. B. in denen die altrussischen Lautverbindungen *-ьr-* und *-ъl-* usw. richtig wiedergegeben werden im Gegensatz zum Altbulgarischen: *skъrbi*, und *tъrgovati* neben *mьrtvъ* und *tvьrdъ*, *ispъlniti* und *vъlchvъ*.

Das sprachliche Gewebe ist während der ganzen Kijever Zeit ganz ungleich gewesen, nur der allgemeine Einschlag, der altbulg. Grund und die altrussische Überschichtung, bleiben sich gleich.

Ein anderes Bild erhält man, wenn man sich den Urkunden zuwendet, die im 12. Jh. beginnen und aus dem Norden stammen: um 1130 eine Urkunde für das Novgoroder Georgskloster, und ein Testament des Barlaam Chutynskij, während das 13. Jh. daran schon reicher ist. Alles Urkunden, die einmal kräftig den altrussischen Sprachcharakter zum Ausdruck bringen, jedoch eigentlich mehr in die Geschichte des Nordrussischen als des Südrussischen gehören. Das südliche Schrifttum, wie es vorzugsweise in Kijev entstand, hat das besondere Schicksal gehabt, daß es vom 13. Jh. an stärker nach dem Norden abwanderte und dort — ein gewaltiges Verdienst der Kijever Zeit! — den Grund legte zur großrussischen Literatur (§ 54): die eigentümlichsten und wahrhaft bedeutenden Erzeugnisse der Kijever Periode, die Nestorchronik, die Belehrung Monomachs sind in den

Norden gewandert; das kleinrussische (ukrainische) Schrifttum knüpft tatsächlich schwächer als das großrussische an die großen Errungenschaften unserer Zeit an!

In dieser Periode dominiert bis zum 13. Jh. Kijev nicht nur als Träger der politischen Gestaltung des russischen Landes, sondern auch in kultureller Hinsicht: ihm gegenüber treten Novgorod, geschweige Smolensk oder Połock in den Schatten; seine Verbindung mit dem Balkan und Byzanz war lebendig und befruchtend, die mit dem übrigen Europa stärker als in der Folgezeit, aber mehr politisch-wirtschaftlicher Natur.

2. Das Kijever Schrifttum also wächst aus dem altbulgarischen des 10. und 11. Jhs. heraus, steht unter stärkstem Einfluß der byzantinischen Literatur und Geistigkeit, wandelt sich aber langsam, auch in der Sprache, der eigenen Art gemäß, wobei die Selbständigkeit nur relativ und vor allem variabel bleibt.

Man vermag auch in dieser Zeit in den Schriftdenkmälern schon „Stile" zu unterscheiden: den der Bibel neben dem der Heiligenleben, der „Belehrungen" und Predigten; daneben der eigenartigere der altrussischen Erzählung, wie er in den Chroniken zum Ausdruck kommt, die in diesen und den folgenden Jahrhunderten gesamtrussisch die besten Muster der altrussischen Schriftsprache sind, die auf allen drei Teilgebieten etwas Gemeinsames und Einigendes bewahrt hat, dank der allgemeinen Kijever Grundlage.

Das fast einzige, hochstehende Ergebnis aus einer Schrifttum wie Volksdichtung gleicherweise pflegenden Schicht, die sozial neben dem Fürsten steht, könnte das „Igorlied" sein, wenn es, wie man gern glauben möchte, dem Ausgang des 12. Jhs. angehört.

Die literarischen Gattungen sind zur Gänze aus der Fremde gekommen, in ausgebildeter Form, z. B. das Heiligenleben. Neben der Fülle des Übersetzten, zu denen bedeutende Werke wie das „Chronikon" des Georgios Hamartolos aus dem 11. Jh. gehören, oder der religiöse Roman von Barlaam und Joasaph, stehen nicht nur die „Povest' vremennych let", sondern auch die Predigten des Kyrill von Turov aus dem 12. Jh., der durch Talent, Bildung und Geistigkeit in seiner Zeit fast isoliert dasteht; besonders anziehend ist die „Belehrung Monomachs" aus dem ersten Viertel des 12. Jhs.; und das Heiligenleben gipfelt in dieser Anfängerzeit in der „Vita des Feodosij", die noch dem Kijev des ausgehenden 11. Jhs. angehört. In jedem Falle bleibt der Beitrag, vor allem aber die Anregung, die die Südrussen dieser alten Zeit zu einem allgemein „russischen" Schrifttum gegeben haben, stark und grundlegend. Fast alles war in Kijev konzentriert, denn von den anderen südrussischen Möglichkeiten kultureller und literarischer Art, z. B. in Galitsch, ahnen wir nichts.

An südrussischen Handschriften vermag man aus dem 12./13. Jh. manche mit Sicherheit namhaft zu machen: sie sind sprachgeschichtlich als Vorform des Kleinrussischen (Ukrainischen) von besonderer Bedeutung: der Izbornik Svjatoslavs v. J. 1073 und 1076 als Kijever Kopien altbulga-

rischer Handschriften; das sog. Typographische Evangelium aus der 1. und das aus der 2. Hälfte des 12. Jhs.; das Dobriloevangelium v. J. 1164; das Putnaer Evangelium des 13. Jhs. und die „Belehrungen Ephräms des Syrers“ vom 13. Jh.

3. Durch den Zusammenbruch des Kijever Reiches wurde der Sprachraum der Südrussen in erster Linie betroffen. Schon im 12. Jh. beginnt das Dneprgebiet zu veröden, das Gebiet am Mittellauf des Dnepr samt den Nebenflüssen, — die einst zahlreiche Bevölkerung verschwindet. Ihr einer Strom ergießt sich nach Westen bis über den Bug hinaus in die Gebiete des Dnestr und der Weichsel, ins Innere von Galizien bis nach Polen hinein. So kam es, daß das südrussische, schon in der 2. Hälfte des 12. Jhs. mächtig gewordene Galitscher Fürstentum im Südwesten noch gestärkt und dicht bevölkert wurde, — es sieht so aus, als ob danach im 13. und 14. Jh. das Südrussentum sich weit nach dem Westen bis in den Krakauer Bezirk ausdehnte und kräftigte; auch in den Südwesten über die Karpathen nach Ungarn hinein hat in dieser Zeit gerade eine starke Auswanderung stattgefunden. Wolhynien, das im letzten Viertel des 12. Jhs. seine Unabhängigkeit von Kijev erlangt hatte, schloß sich mit Galitsch zusammen, während das Tschernigover Teilfürstentum seine neue Unabhängigkeit zunächst bewahren konnte.

In den nun folgenden Generationen bildet sich das eigentliche kleinrussische (ukrainische) Volkstum auf der Grundlage des Südrussischen aus. Das Gebiet von Kijev, Perejasłavl und Tschernigov aber verödete im 13. Jh., die Bevölkerung wurde von Tataren und Litauern niedergemetzelt und in Gefangenschaft fortgeführt, soweit sie nicht schon abgewandert war. Im 14. Jh. fällt das südwestliche Rußland samt Galizien in polnische und litauische Hand, und die Wüsteneien am Dnepr werden zur Südostgrenze des dann vereinigten polnisch-litauischen Reiches. In Urkunden des 14. Jhs. findet sich erstmalig für Südwestrußland die Bezeichnung Kleinrußland (Russia Minor). Seit dem 15. Jh. wird das mittlere Dneprgebiet von neuem durch kleinrussische Bevölkerung besiedelt aus Galizien her, es folgten Bauern aus Zentralpolen. Die reichen mächtigen Magnatenfamilien der Koniecpolski, Potocki kolonisierten so erfolgreich ihre riesigen Ländereien, daß Hunderte von Städten und Flecken, Tausende von Einzelhöfen und Dörfern hier entstanden. Jetzt entstand die eigentliche Ukraina am Denpr, Boh und Dnestr; dies mit dem 15. Jh. einsetzende oder sich verstärkende Zurückfluten südrussischer Bevölkerung in die „Ukraina“ hat dem Kleinrussentum die letzte Gestalt gegeben.

In Zukunft bleiben die Ukrainer an der Neubesiedelung der südrussischen Landschaften bis zum Kaukasus und Ural, sowie in Sibirien hervorragend beteiligt. Das Poltavaer Land wurde seit dem 17. Jh. zu einer ukrainischen Kernlandschaft, ebenso geschah es mit dem Charkover Gouvernement, dem westlichen Teil von Voronež und dem südlichen von Kursk. Im 18. Jh. wird unter Anna Ioannovna (1731—35) die ukrainische Militärgrenze von Verchnedneprovsk bis Zmijev am Donéc be-

gründet; am Ende des Jahrhunderts verläuft sie schon zwischen Don und dem Azovschen Meere. Im 19. und 20. Jh. hat die Kolonisierung der Ukrainer nicht aufgehört. Ergebnis ist das heutige, uns bekannte weiräumige und ergiebige Siedlungsgebiet.

4. Das eigentlich kleinrussische (ukrainische) Schrifttum beginnt außerordentlich spät, — das Jahr 1798, als Ivan Kotl'arevskijs Aeneistravestie erschien, gilt als Geburtstag. Aber ein jahrhunderte altes Schrifttum auf südrussischem Boden ging diesen seit dem 19. Jh. nicht mehr abreißenden Bemühungen um eine echt künstlerische Durchdringung der Lebensvorgänge voran; letzten Endes auf der Kijever Basis ruhend, immer wieder abreißend in diesem von beispiellosen Stürmen durchtobten kleinrussischen Siedlungsraum. Auch völkische Charakterschwäche und nicht ausgereifte Zivilisation haben das Kleinrussische stärker in den Hintergrund gedrängt, als es nach Volkszahl und Gesegnetheit des Siedlungsgebietes zu erwarten gewesen wäre: die staatlich gestaltenden Kräfte mußten immer von außen kommen! Im 15. Jh. war die völlige politische und völkische Trennung Rußlands in Nord und Süd vollzogen, nachdem Polen und Litauer das südwestliche Rußland und Galizien unterworfen hatten. Dabei nahmen das Weißrussische und Kleinrussische in Litauen infolge einer gewissen kulturellen Überlegenheit eine wichtige Stellung ein, die sich in der Verwendung der Sprache insbesondere zeigte. Auch die orthodoxe Kirche nahm an dieser Bevorzugung teil. Freilich in den zu Polen gehörenden kleinrussischen Teilen unterlag das russische Element der polnischen, verdünnt europäischen Zivilisation: der polnische Einfluß in Adel und Geistlichkeit erstreckte sich bis ins 19. Jh. hinein und trennte den polonisierten Adel von seinem Volke ab: die Sapiehas, Czartoryskis, Zasławskis u. a. wurden rasch zu kernpolnischen Magnatenfamilien. Nach der Union v. J. 1595 hatte sich der polnische Einfluß bedeutend verstärkt.

Ein völkischer Rückschlag kam durch die Kosaken, die seit Ende des 16. und vor allem im 17. Jh. heftige und kulturschänderische Kämpfe gegen Polen unter den Stichworten von Freiheit und Orthodoxie führten. Der Erfolg war, daß i. J. 1667 die Ukraina zwischen Moskau und Polen aufgeteilt wurde, wobei der Dnepr die Grenze bildete. Wiederum erhoben sich die Kosaken unter Dorošenko in der rechtsufrigen Ukraina (Pravoberežna Ukraina) gegen Polen, in der linksufrigen (Livoberežna Ukraina) gegen Moskau, — lange und verwüstende Kämpfe wurden zum Glück für Rußland durch die Schlacht von Poltava i. J. 1709 abgeschlossen.

Gewisse verstärkte Impulse zum Aufbau eines eigenen Schrifttums setzen in den Zeiten der Renaissance und der Reformation ein (Čyževskyj, Istorija ukrain'skoi literatury, 2. Heft, 1942). Verdienste erwarb sich Fürst Andrej Kurbskij (gest. 1583), durch seinen Briefwechsel mit Ivan Groznyj und seine geschichtlichen Arbeiten. Neben ihm steht Fürst Konstantin Ostrožskij (gest. 1608), der in Ostrog in Wolhynien die erste höhere Schule (Akademie) in den ukrainischen Landen begründete

und eine Druckerei einrichtete. Ergebnis seiner Bemühungen war die „Ostroger Bibel“, 1581 gedruckt: aber die Sprache dieser Bibel — wie anders stand es mit der „Kralitzer Bibel“! — war nicht volkstümlich, sondern kirchenslavisch, konnte also lebendig in die Neuformung kleinrussischen Geisteslebens nicht eingreifen.

Auch in der Folge blieb das Kirchenslavische die eigentliche Schriftsprache: es galt in der Literatur, die von den Zöglingen der Brüderschaftsschulen gepflegt wurde, in der Akademie in Ostrog, in der Schule in Lemberg und in der Kijever Akademie, die 1651 in das Kijev-Mogilever Kollegium umgebildet wurde, dessen Radius bis nach Moskau ging. Sprachlich geht eine Erneuerung, die freilich erst spät zur Wirkung kam, vom litauisch-weißrussischen Gebiet aus, von wo aus sich die weißrussische Kanzleisprache, mit lateinischen und polnischen Elementen durchsetzt und so europäisiert und modernisiert, in die Ukraina verbreitete. Zuerst obwaltet lange, im 16. und 17. Jh., das religiöse Interesse, insbesondere die polemische Literatur wuchert stark. Am bedeutendsten erscheint Ivan Vušens'kyj (gest. nach 1621), Mönch des Zographosklosters auf dem Athos, ein gelehrter Theologe und bedeutender Publizist.

Daneben ist der „Gramatyka Słavenskaja“ des Meletius Smotryc'kyj v. J. 1619 (Wilno) zu gedenken, die, unter starkem griechischen Einfluß stehend, bis auf Dobrovský das hauptsächliche Lehrbuch der kirchenslavischen Sprache bei den Slaven war und auch von Lomonosov benutzt wurde, nachdem i. J. 1648 in Moskau eine offizielle Moskauer Ausgabe veranstaltet war. Fast gleichzeitig erschien das „Leksikon słavenorosskyj“ des Pamva Berynda (gest. 1632), 1627 in Kijev gedruckt, in dem gelegentliche Hinweise auf tschechische und slovakische Worte begegnen. Diese „slavorussische“ Sprache beherrschte insbesondere die Kijever Akademie, die wohl in gewissem europäischem Sinne Bildung und Wissen verbreitete und eine Pflanzstätte für fast die ganze orthodoxe Welt wurde, sich aber doch geistig und sprachlich von ausgeleierten Formen nicht freimachen konnte. In dieser Zeit setzt eine geringe Pflege der Poesie ein, die unter polnischer Anregung den polnischen syllabischen Vers („Virši) übernimmt, — selten gedruckt, haben die Virši doch eine gewisse Verbreitung gewonnen und sind ins Volk gedrungen, besonders einfache lyrische Verse. Auch die Prosa wurde gepflegt: in den alten Heiligenleben, den Apokryphen, vor allem im „Großen Spiegel“ (Vełyke zercało), der auf Volkserzählungen wirkte; in den „Gesta Romanorum“, die mit charakteristischer jahrhundertelanger Verspätung die Kleinrussen schließlich z. B. mit der Geschichte von Papst Gregor bekannt machten.

An zwei Punkten tritt das Schrifttum der Barockzeit trotz aller Rückständigkeit auch im Völkischen weiter vor: einmal ist es das Drama, das als geistliches und religiöses über Polen in die Ukraina kommt, als jesuitisches Schuldrama, in den Interludien, Intermedien, die in ihren Szenen die volkstümliche Sprache und einfache, aber wenigstens lebendige Personen auf die Bühne bringen.

Läßt uns das Drama immerhin stückweise das echte Volksleben und seine Ausrichtung ahnen, so führen die „Dumen“ (Dumy) uns, nicht nur mit ihrer Sprache, direkt ins Volks: über sie kommt eine Nachricht aus dem 16. Jh., häufiger werden sie im 17. und 18. Jh. genannt, doch beginnt ihre Sammlung erst mit Chodakowski (gest. 1825), besonders mit der ersten, i. J. 1819 gedruckten Sammlung von Certelev. Die „Dumen“ sind eigenartige kosakische epische Heldenlieder, die durchaus Volksdichtung sind mit ihren an die serbischen Heldenlieder gemahnenden Versen, ihrer einfachen Charakteristik und ihren schmückenden Beiwörtern; ein gewisser kirchenslavischer Zusatz dürfte im 16. und 17. Jh. volkstümlich gewesen sein (Máchal, Slov. literatury, Bd. 1, S. 106ff.).

Die bewußt gepflegte Literatur setzt wohl, wie oben bemerkt, mit Kotl'arevs'kyj ein, aber ein Höhepunkt wird erst unter Taras Ševčenko erreicht, dessen „Kobzár“ (1840) die unvergängliche kleinrussische Leistung in der slavischen Lyrik des 19. Jhs. gewesen ist: voll kräftiger, volkstümlicher Sprache wie echtem volkstümlichen Empfinden, das gerade auch den Erniedrigten und Beleidigten gilt, hat er, mit der Volksdichtung eng verbunden, für immer der lyrischen Wortkunst der Ukrainer den Grund gelegt. Ein Heimatdichter großen Stiles, auch in der sprachlichen Form, die nicht zum Europäischen gewendet ist.

Nach ihm schuf Kostomarov (gest. 1885) — in großrussischer Sprache, wie es vor allem Gogol tat — Darstellungen ukrainischer Vorgänge aus ihrer geschichtlichen Vergangenheit („Istoričeskije monografii“, 21 Bde., 1872). Es setzte eine intensive folkloristische Tätigkeit ein, an der Spitze mit Maksimovič (gest. 1873), der 1834 und 1849 ukrainische Volkslieder herausgab und sich mit den Schicksalen seiner Muttersprache befaßte. Neben sie trat Kulíš (gest. 1897), der 1847 mit einer Arbeit über „Ukrainische Geschichtssagen“ begann und ein berühmter Romanschriftsteller wurde, vor allem mit seiner „Čorna rada“ v. J. 1857. Im nächsten Jahre, 1858, erschienen die „Volkserzählungen“ von Marko Vovčok (Marja Markovyč), die ebenfalls eine neue Höhe und ein Vorbild in der volkstümlichen Sprachgestaltung bedeuteten.

So entwickelte sich, sehr spät, aber sehr verheißungsvoll das neuukrainische Schrifttum bis zum Jahre 1863, als die zaristische Petersburger Regierung das neue Leben gewaltsam zertrat, — 1866 und 1876 wurden die Maßnahmen gegen das Ukrainische so scharf, daß es aus Druck und aus Theater für längere Zeit verschwand, und das Zentrum literarischer Tätigkeit sich nach Galizien verlagerte, wo im alten Österreich freiere Möglichkeiten der Entfaltung völkisch gebundener Kräfte waren.

In Galizien begann das literarische Leben mit dem Almanach „Die Rusalka des Dnestr“ v. J. 1837, dann hob sich die Bewegung nach dem Jahre 1848, das auch den Ukrainern gewisse Freiheiten brachte; von jenseits der trennenden Grenze kam neue Anregung; Koniski war als Lyriker und Erzähler unermüdlich tätig; Ivan Franko betätigte sich vielseitig als Lyriker und Erzähler, Gelehrter und Ethnograf und trug zur all-

gemeinen Hebung des geistigen Niveaus in seinem Volke bei. Später hat in Galizien Mich. Hruševs'kyj sein großes Werk als Historiker und Literaturgeschichtler geschaffen. Eine ungemein vielseitige Wirksamkeit und Wirkung als Gelehrter und leidenschaftlicher, fortschrittlicher Publizist hatte Dragomanov (gest. 1895), der aus Poltavaer Adelsfamilie stammend, in Kijev, Sofja, Österreich wirkte, schon 1866 für sein Volkstum eintretend mit Wendung nach Europa hin.

Trotz aller Schwierigkeiten wurde auch in der Ukraina die Muttersprache gepflegt von Erzählern wie Levyc'kyj, Kociubinski und Winničenko, von der trefflichen Lyrikerin Lesia Ukrainka.

Zwischen dem ersten und zweiten Weltkriege hatte das ukrainische Volkstum in der Sowjetunion einige Entfaltungsmöglichkeiten, insbesondere in der neuen Kijever Akademie, die eine große Reihe von Ausgaben und gelehrten Arbeiten herausgab.

Literatur: Das Kleinrussische (Ukrainische) ist in den Gesamtdarstellungen des „Russischen" in der Regel berücksichtigt sowie das Weißrussische (§ 46); Smal-Stockyj und Gaertner, Grammatik der ruthenischen (ukrainischen) Sprache, 1913; J. Rudnyc'kyj, Lehrbuch der ukrainischen Sprache, Leipzig 1940; Kul'bakin, Ukrainskij jazyk, Charkov 1919; Šachmatov-Kryms'kyj, Narysy z istorii ukrains'koj movy ta chrestomatija, Kijev, 2. Aufl. 1922; Ukrainskij narod v jego prošłom i nastojaščem, 2 Bde., Petersburg 1916 (darin ein wichtiger Aufsatz von Šachmatov über die Geschichte der Sprache); Hancov, Dijalektologična klasyfikacja ukrains'kych hovoriv, Kijev 1923; Hrinčenko, Słovar ukrains'koj movy, 4 Bde., Kijev 1907—09; Aufl. in 1 Bd., Berlin 1924; Kuzela-Rudnyc'kyj, Ukrainisch-deutsches Wörterbuch, Leipzig 1943; St. Rudnyc'kyj, Ukraina, Land und Volk, Wien 1916; Hruševs'kyj, Istorija ukrainśkoj literatury, Bd. 1—5, 1925—26; Vozn'ak, Istorija ukrains'koj literatury, Bd. 1—3, 1920—24.

3. Die Großrussen

§ 51. In Europa ist das Sprachgebiet der Großrussen verhältnismäßig leicht festzustellen: es umfaßt, allgemein gesagt, das ganze sonstige Gebiet von Osteuropa, soweit es nicht weiß- und kleinrussisch, überhaupt slavisch und nicht unslavisch besiedelt oder gar unbesiedelt ist. Fernerhin schließt es sich nördlich oder nordöstlich an das weißrussische und kleinrussische Sprachgebiet an, wobei Übergangsmundarten vorhanden sind. Unbesiedelt oder sehr schwach besiedelt (im ganzen wenigstens, wenn man auf 1 qkm 1 Bewohner rechnet) ist das große Gebiet nordöstlich und östlich der Nördlichen Dvina, der oberen Kama zum Uralgebirge und zum Nördlichen Eismeer; unslavische, vornehmlich finnische Stämme (Reste der Urbevölkerung) siedeln im Westen — Finnen, Esten und Karelier —, im Nordosten Mordvinen, Tscheremissen, Tschuwaschen, dazu Tataren und Samojeden usw.

Die weiten Grenzen des europäischen Rußland angenommen, erstreckt sich das Sprachgebiet im Norden bis zum Weißen Meere und dem Eismeer, wobei vom Terschen Ufer des Weißen Meeres an (es gab uns im 19. Jh. das Phänomen der Bylinensängerin Agrafjona Krjukova) über die Pomorische Küste (von ihr reicht eine Sprachgebietszunge an das

geschlossene Gebiet des Onegasees heran), das Sommer- und Winterufer des Weißen Meeres nur diese Meeresküsten und die Ufer der Flüsse Pinega, Kułoj, Mezen' und Petschora samt Nebenflüssen dichter besiedelt sind. Südlich der Pomorischen Küste am Vygozero und an der Westküste des Onegasees (Petrozavodsk) läuft die Westgrenze am Ladogasee, dessen Südufer ganz russisch ist; Petersburg ist bekanntlich mit Umgebung eine von Peter dem Großen angelegte Sprachinsel im finnischen Gebiet. Die Newa, die Narva und der Peipussee (das Čudskoje ozero der Russen) begrenzen völkische Mischgebiete. Südlicher ist die Velikaja und ihre Umgebung großrussisch — bei Ljucyn beginnt das weißrussische Gebiet und im Westen siedeln die Letten. Die völkischen Verhältnisse sind nicht als stabilisiert zu betrachten, — die Auswirkungen des letzten Krieges und seine weiteren Folgen nicht zu übersehen! Das russische Übergewicht muß sich in Zukunft wieder stark bemerkbar machen.

Von Ljucyn an folgen wir, um die großrussische Sprachgrenze im Süden zu gewinnen, der Nord- und Nordostgrenze des Weißrussischen und Kleinrussischen. Im Südosten, angefangen mit Una und Mokscha, die zum Okagebiet gehören, bis zur Sura im Osten und der in den Don fließenden Medvedica im Süden liegt eine langgestreckte Landschaft, in der sich in junger Zeit Klein- und Großrussen stark bei der Neukolonisierung einst unrussischen Gebietes gemischt haben. In einer langen Zunge geht dann das gru. Gebiet südwärts, eingeklemmt zwischen kleinrussischem Westen und dem kalmückischen Osten, zur Kuma und zum Terek südwärts bis in die Vorberge des Kaukasus, der nur in Inseln oder Gruppen von Großrussen erreicht wird. Östlich der Wolga und des Jaik (Uralfluß) wohnen Kalmücken und Kirgisen.

Natürlich ist in diesem riesigen Raum die Bevölkerungsdichte ganz verschiedenartig: dabei haben sich im 19. und 20. Jh. ungeheure Fortschritte ergeben, da die Geburtenziffer hoch liegt. Auch hier sind die Wirkungen des zweiten Weltkrieges nicht übersehbar, — schon die unmittelbaren Kampfhandlungen haben großrussisches Gebiet weithin berührt.

Die Zahl der Großrussen, die vor dem zweiten Weltkriege im geschlossenen Sprachgebiet in Europa wohnten, wird man mit annähernd 80 Millionen angeben dürfen; indessen sind ja Großrussen über das gesamte ungeheure Staatsgebilde in Europa und Asien zerstreut.

Hinzu kommt vor allem Sibirien mit etwa 10 Millionen: hier siedeln Großrussen (samt Kleinrussen) vorzugsweise an den Flußläufen der großen Ströme Ob, Jenissej und Lena, am stärksten natürlich in Westsibirien; die russischen Siedler sind hier in den Riesenraum gespannt, der noch heute überwiegend von Völkern uraltaischer, mongolischer und türkischer Provenienz erfüllt ist.

Die russischen Siedlungen gehen in den äußersten Norden, z. B. bis zur Kołyma, in den äußersten Osten, bis zum Amur und nach Vladivostok. Die Siedlungsmöglichkeiten sind bei weitem nicht abgeschlossen und werden in der nahen Zukunft von zahlreichen Russen ausgenutzt

werden; das großrussische Sprachgebiet wird an Ausdehnung und Dichte ungemein wachsen.

§ 52. 1. Innerhalb der ostslavischen Sprachen ist die Stellung des Großrussischen eine bestimmte und eigenartige.

So stark seine mundartliche Aufgliederung in einen nördlichen und südlichen Teil ist, es wird durch einige sprachliche Sonderheiten doch als Sonderart herausgehoben. Am wichtigsten ist wohl folgendes:

In neuen geschlossenen Silben ergaben *-e-* und *-o-* das gleiche Resultat wie *-e-* und *-o-* in offenen Silben; entgegen dem ukrainischen Gegensatz von *nis* — *nósa*, *prychíd* — *prychóda*, *vivc'á* und *ovéčij*, sowie *sim* — *sémero* heißt es *nos* und *nósa*, *prichód* und *prichóda*, *sem'* und *sémero* usw.

Während im Wru. und Ukr. *-y-* und *-i-* vor *-i̯-* erhalten bleibt, hat es gru. *-o-* und *-e-* ergeben: *móju vóju krόju*; Imper. *moj voj*; sowie *złoj* und *dóbroj*; und *bréju* — *brej*, *šej* „nähe" und *šéja* „Hals". Seit dem 13. Jh. zu belegen, dehnt sich das Neue vom 14. Jh. ab aus, fällt also in die energische Entstehung einer gru. Sonderart hinein.

Weiterhin sind gru. charakteristisch die Gruppen *-ro- -re-* und *-ło- -le-* an Stelle von altru. *-rъ-* und *-rь-*, sowie *-łъ-* und *-lь-*: *drožát'* (ukr. *dryžáty*, wru. *dryžác'*), *krovı́* (ukr. *krou̯ kryvı̀*), *drová* (ukr. dial. *dryvá*), *błochá* (wru. ukr. *błychá*), *slezá* (ukr. wru. *slyzá*), s. Šachmatov, Očerk S. 236 ff.

In der Deklination ist gru. die analogische Durchführung von stammauslautendem *-k-*, *-g-* und *-ch-* vor *-ě* (*-e*) in *nogé ruké* und *soché*, sowie in *v pirogé v gorodké* und *v úche*. Ferner die Ausbreitung des pluralischen *-á* bei den Maskulinis in Fällen wie *gorodá domá krajá* und schließlich *povará* und *doktorá*.

2. Räumlich am ausgedehntesten ist von den beiden großrussischen Dialektgruppen das Nordgroßrussische, die klassische Sprache eines großen Teiles uns erhaltener Volksdichtung, vor allem von Märchen und Bylinen vom Onegasee angefangen bis zur Petschora. Die Dialektgruppen beginnen am Peipussee nördlich von Pleskau (Pskov), laufen nach Osten südlich von Staraja Russa, biegen ins Wolgagebiet ein vorüber an Kalinin (Tver'), lassen Moskau im Süden liegen, schließen aber Vładimir und Murom, Arzamas ein, überhaupt die Wolga, die richtig großrussisch ist, östlich der Sura biegt die Grenze steil nach Süden ab und erreicht beim Einfluß des Jerusłan in die Wolga das Kirgisengebiet.

Bis zum Ural, im neu kolonisierten Gebiet, zieht sich die Mundart an den Jaik heran und erreicht an seinem Westufer das Kaspische Meer bei Gurjev. Im Osten setzt sich das Gebiet über das Uralgebirge nach Sibirien fort, in dem große Teile von Nordgroßrussen bevölkert sind.

Das Nordgroßrussische ist ein im ganzen konservativer Dialekt, — das paßt gut zu der Jahrhunderte lang abgeschlossenen Lebensart, die uns wertvollstes Volksgut, materielles und geistiges, erhalten hat. Sprachlich wird es (mit Durnovo) etwa durch folgendes bezeichnet: entscheidend ist die Erhaltung des alten gemeinruss. Unterschiedes zwischen unbetontem *-o-* und *-a-* (wobei *-o-* auf gemeinru. *-o-* und *-ъ-*, *-e-* auf gemeinru.

-*e*- und -ъ- beruht): *pojdú vodá žoná volná blochá v'osnój* und *l'odók*; aber *zajdú daváj gr'azná*; der alte Verschlußlaut -*g*- ist erhalten (nur in einigen, durch die besondere Wortgeschichte zu erklärenden Fällen begegnet -*ʒ*- in *boʒatýr', ʒospód', bóʒu* und auch *toʒdá* und *pomoʒú*): *gorá nogá* und *drugój*; in der dritten Person der Verben steht im Ausgang hartes -*t*-; *id'ót znájet* und *idút stoját*.

Dabei ist aber das Nordgroßrussische nicht einheitlich: in Übereinstimmung mit der „Dialektologischen Karte" von Durnovo, Sokołov und Ušakov hat man fünf Untergruppen zu unterscheiden: den Küstendialekt des Pomorje an den Küsten des Weißen Meeres und Eismeeres bis zur Petschora samt den unteren Stromläufen von der Onega bis zur Petschora; den Olonecer Dialekt, südlich vom Pomorischen, von der Westküste des Onegasees über Kargopol zum Onegafluß (von geringer Ausdehnung, aber der Dialekt der Bylinen Rybnikovs und Hilferdings); den Westlichen Dialekt, der im Norden an der Svir' im Südwesten am Peipussee beginnt vom Ilmen- zum Ladogasee, bis zur Mołoga um Vołchov und Msta; — der Dialekt des alten Novgoroder Landes; den Östlichen Dialekt, östlich vom Ołonecer und vom Westlichen, südlich vom Küstendialekt, bis zur Mołoga, Wolga und Wetługa, östlich bis zur Kama und zum Uralgebirge gesprochen; schließlich den Vladimir-Wolgadialekt, südlich vom Östlichen bis zu den Südgrenzen des Nordgroßrussischen. Diese Mundartengruppen zeigen im Gefüge der Laute und Formen mancherlei Disparates in folgenden wichtigsten Bereichen: altes -*ě*- wird ausgesprochen entweder als -*ie*- in betonter Silbe; oder als -*e*- vor harten und -*i*- vor weichen Konsonanten (*chleb leto* und *chlibec, na sviti*); oder immer als -*e*- und immer als -*i*- (*chlib* und *misec*).

Merkwürdig ist die Geschichte der alten Konsonanten -*c*- und -*č*-, die nur teilweise noch unterschieden werden; in manchen Untermundarten werden sie vermischt, so daß man *čerkov oteč* und *caj cistyj* hört; oder beide ergeben -*c*- in *cerkov* und *caj*; oder -*č*- in *kuriča* und *čistyj*; oder sie fallen in einem mittleren weichen Laut zusammen: *c'aj* und *otec'*. Man findet einerseits altes *pečóš* und *berežóš*, anderseits *pekëš* und *beregët* oder *pekóš* und *mógot*. — Gelegentlich ist altes *dasí* und *jesí* erhalten. Es kommen auch Eigentümlichkeiten vor, die im Südgroßrussischen konsequenter entwickelt sind: so die Aussprache von weichem -*k*- und -*g*- in Fällen wie *chazejk'a* und *Olg'a* oder der Verlust des -*t*- der dritten Person in *nesë* und *znàje* und *l'úb'a* gegenüber *nesút*.

3. In einem außerordentlich langen, ganz schmalen, von Nordwest nach Südost gehenden Streifen schließt sich die Zone des sog. Mittelgroßrussischen an, ein Gürtel von drei Übergangsmundarten, von denen der eine, der Pleskauer Dialekt, gegen das Weißrussische gerichtet ist, die beiden andern, der westliche und der östliche vom Nordgroß- zum Südgroßrussischen führen, — Dialekte, die im Grunde alle nördlicher Herkunft sind, dem Einfluß des Südgru. ausgesetzt waren und sich so einige Spracheigentümlichkeiten des Südgru. aneigneten.

Entscheidend für die russische Sprach- und Schrifttumsgeschichte ist, daß in diesen Streifen von Übergangsmundarten der Moskauer Dialekt fällt, die Grundlage der gru. Schrift- und Umgangssprache.

Dieser stellte — gemäß Durnovo — bei seiner (vorgeschichtlichen) Entstehung eine nordgroßrussische Übergangsmundart zum Südgroßrussischen dar, machte sich aber später von ihm frei und wurde selbst Zentrum für die zu ihm gravitierenden und sich unter seinem Einfluß verändernden gru. Mundarten. Im Bereich des Vokalismus ist für das westliche Mittelgru., zu dem Moskau gerade noch gehört, bezeichnend, daß in ihm das sog. „nichtdissimilative Akanje“ herrscht, d. h. die Aussprache *nagá* und *nagí*, *vadá* und *vadý* usw. neben dem Zusammenfall von altem *-o-* und *-a-* als *-ъ-* in einer nicht unmittelbar vor dem Hauptton stehenden Silbe, z. B. *zъłatój* und *stъrikú* (*zołotój* und *starikú*), *výdъła* (*výdała*). Hinzu kommt das sog. „Ikanje“, d. h. die Aussprache von *-e-* und *-ja-* in unbetonter Silbe als geschlossenes, dem kurzen *-i-* ganz nahes *-e-* in *sełó reká pjaták gljadí*. Vorausgegangen war dieser Wandlung der Übergang von nordgru. *-ë-* nach weichen Konsonanten in *-e-*, z. B. *vesná sełó nesú* an Stelle von *vësná sëłó nësú*.

Wichtig ist ferner, daß *-g-* seine überwiegende Aussprache als tönender Verschlußlaut behält (wofern es nicht im Wortausgang steht) neben seltenen Fällen für *-ʒ-* (*bóʒa* und *koʒdá* usw.); daß die Affrikaten *-c-* und *-č-* durchaus unterschieden werden nach ihren alten Bereichen; daß die Endung *-t* hart ist (*id’ót* und *idút*). — Altes *-šč-* ist erhalten, wobei aber das Verschlußelement reduziert ist; besonders bei der früheren gebildeten Schicht wurde *-šč-* als weiches gelängtes *-š-* gesprochen.

Dadurch ist in wesentlichen Punkten die Aussprache der russischen Kultursprache charakterisiert.

Im Westen in der Übergangszone vom Nordgru. zum Wru., in einem sehr unregelmäßigen Streifen, der Orte wie Pleskau, Opočka, Velikije Luki, Toropec, Ostaškov und Ržov enthält, und in dem von Hause aus Gru. gesprochen wurde, — es ist ursprünglich Gebiet der „Slovenen“ — haben sich wru. Spracheigentümlichkeiten ausgebreitet, z. B. das nicht dissimilative Akanje; das sog. „starke Jakanje“, d. h. die Aussprache von altem *-e-* als *-’a-* in einer Silbe unmittelbar vor betonter Silbe (*b’arú*, *v’ałá*, *n’asłá* und *n’así*, *cv’atý* und *s’ałó*). Auch das „Dzekanje“ kommt vor, z. B. *dzéci* und *ac’éc*; an Stelle von gru. *gorodá lesá beregá* heißt es *gorody lesy beregy*; nach wru. Art spricht man *mýju šýju šýja* und *złýj chudýj*. Die Zischlaute *-c-* und *-č-* ergeben entweder hartes *-c-* oder einen Mittellaut zwischen *-c-* und *-č-*; doch gibt es auch Gruppen mit hartem *-č-* neben hartem *-c-*.

Für die Erforschung von Mischsprachen ist dabei die Feststellung Durnovos von erheblicher Bedeutung, daß die Lauteigentümlichkeiten von Übergangsmundarten, die infolge Einflusses eines andern Dialektes entstehen, nicht vollkommen mit den Lauten der als Muster dienenden Mundarten zusammenzustimmen brauchen, da das sonstige Lautsystem

differenziert bleibt, d. h. die Verschiedenheit der Artikulationsbasis bewahrt ist.

4. Der übrige Teil des großrussischen Sprachgebietes wird vom Südgroßrussischen eingenommen, das im Norden bei Gžatsk, Serpuchov und Rjazan beginnt und sich in den Süden bis zum Terek fortsetzt. Dabei gliedert sich das Gesamtgebiet in drei ganz ungleich große Gebiete: den Tułaer Unterdialekt, den südlichen von Orjoł und Kursk und den östlichen, der schon in Rjazań gesprochen wird und bis über den Don reicht. Wichtig für die Siedlungsgeschichte ist, daß der südliche Unterdialekt dann wiederum im Kolonisationsgebiet jüngster Entstehung vom Don bis zum Terek gesprochen wird, wodurch die Provenienz der Mehrzahl der Kolonisten festgelegt wird.

Bekanntlich ist der südgru. Dialekt nicht so konservativ wie das Nordgru., sondern von bedeutenden Sprachneuerungen durchzogen, in erster Linie vom „Akanje", dem Zusammenfallen unbetonter *-a-* und *-o-* in *-a-*: *vadá* und *vadý*, *tapór* und *darít'*. Ebenfalls die alten Vokale *-e-*, *-ь-* und *-ě-*, sowie *-'a-* fallen zusammen, wenn sie unbetont sind, wobei das Resultat sehr verschiedenartig sein kann. Erhalten aber ist der Unterschied von *-c-* und *-č-*; der alte Verschlußlaut *-g-* hingegen ist zum frikativen *-ʒ-* geworden; alt ist der Genitiv-Akkusativ *mené—tebé—sebé*—, auch das weiche *-t'* in *idét'* und *idút'*.

Im einzelnen findet man auch in diesem Dialektgebiet größere Abweichungen. Vor allem kann das Akanje mannigfaltig sein: es findet sich das sog. dissimilative Akanje (*vъdá* und *dъváj* neben *vadý*) im Kursker Dialekt. In der Aussprache der alten Vokale *-e-*, *-ě-* und *-ь-* sowie *-'a-* gibt es mehrere Typen: das dissimilative Jakanje, wonach *vilá nislá*, aber *b'arú cv'atý* und *n'así* gesprochen wird; das starke Jakanje mit *v'alá* und *n'así*; das „Ikanje" mit *vilá nislá birú* und *nisí*; das gemäßigte Jakanje mit *-'a-* vor harten Konsonanten und sonstigem *-i-* in *v'alá n'aslá b'arú cv'atý*, aber *nisí niséš* und *biljó*. Wichtig ist, daß im Genitiv des Pronomens sich neben dem jungen und sonst verbreiteten *-vo* von *kavó* — *čavó* — *javó* und *złóva* das ältere *kaʒó* und *čaʒó*, *jaʒó* und *złóʒa* erhalten ist.

§ 53. Über die Entstehung des großrussischen Volkstums können wir heute etwa folgendes aussagen:

Im 13. und 14. Jh. erscheint das Großrussentum, vor allem in seinen beiden Metropolen Moskau und Novgorod, in der Gestalt, die Wirken und Weiterentwicklung dieses bedeutsamsten ostslavischen und überhaupt slavischen Volkes für die Zukunft bestimmt. In dieser Zeit hat es bereits politische, auf Kijever Basis sich entfaltende Form, gewonnen, dazu werden Grundlinien seiner Sprache und Volksdichtung offenbar: ich nehme an, daß die eigentliche Bylinendichtung sich im 13. und 14. Jh. voll gebildet hat, mit einer Vorgestalt, die auf Errungenschaften der Kijever Zeit ruht, und die — wie ich mit Šachmatov annehme — auch nach Byzanz weist; so ruht überhaupt das gru. Volkstum auf Veränderungen die in gewissen Grundzügen schon in der Kijever Zeit sichtbar werden.

Der Prozeß der Formung des Großrussentums dürfte durch die besonders starken skandinavischen Niederlassungen im Lande von Jarosłavl und Suzdal-Murom des 9. bis 11. Jhs. beschleunigt sein, wie das ja überhaupt für den ganzen ostslavischen Raum gilt.

Es ist anzunehmen, daß im 7. und 8. Jh. sich aus dem Gesamtbestand des Ostslaventums als Vorform der späteren Südgroßrussen „Ostrussen" hervorgehoben, spätere Vjatitschen, die im oberen und mittleren Okagebiet saßen, augenscheinlich als kräftiges und abgesondertes Volk, von dem ein gewaltiger Kolonistenstrom sich nach Osten und Nordosten ergießen sollte. In dieser Frühzeit sind die „Nordrussen" die Vorfahren der späteren Nordgroßrussen — von den Stämmen, die die Nestorchronik für das 9. und 10. Jh. nennt, und die in Kijever Zeit umgeschmolzen werden (§ 42. 2), kommen für das Großrussentum Krivitschen und Slovenen neben den Vjatitschen in Betracht.

Indessen greifen in die Geschicke nun äußere Mächte ein und helfen das Großrussentum bilden: es sind die Einbrüche der Turkvölker, im 13. Jh. der Tataren.

Wenn schon um 1000 der Nordosten eine so große Bedeutung gewonnen hatte, daß Volodimers Söhne Boris und Gleb — die künftigen großrussischen Nationalheiligen — in Rostov und Murom herrschen, so gibt es hier im 12. Jh. bereits eine gesteigerte Bautätigkeit unter Jurij Dołgorukij und Andrej; es entstehen die Städte Moskva, Jurjev Pol'skij, Bogoljubov. Der Nordosten gewinnt seine erste Gestalt. Sichtlich hatte sich im 12. und 13. Jh. die ostslavische, die finnische Urbevölkerung verdrängende und teilweise in sich aufnehmende Bevölkerung außerordentlich vermehrt, zweifellos durch Zuzug auch aus den südlichen, von den Nomaden bedrohten Gebieten. Diese teilweise Herkunft der nordöstlichen Bevölkerung aus dem Süden verrät sich nicht nur in der Nomenklatur des Raumes, in den die südlichen Ortsnamen verpflanzt werden (Kliutschewskij nennt z. B. Perejasłavl, Zvenigorod, Starodub, Wyschgorod, Galitsch); auch die Geschichte der Bylinendichtung, die trotz jahrhundertelanger Entwicklung und nördlicher Überschichtung gewisse südliche Grundschichten bis ins 20. Jh. gerettet hat, spricht dafür. In der Geschichte des Schrifttums ist dieser süd-nördliche Verpflanzungsprozeß an der Geschichte einzelner Denkmäler, der Nestorchronik und des Kijever Paterik, beispielhaft abzulesen.

Man kann aussprechen, daß Assimilation bei der Herausbildung und Stärkung des Großrussentums hervorragenden Anteil hat, zuerst der finnischen Urbevölkerung, in späteren Zeiten des Tatarentums. Durch Eigenentwicklung und Beimischung fremder Bestandteile haben sich anscheinend alle großen und herrschenden Völker der Welt gebildet, niemals aus einem Element heraus. Mindestens in den ersten großrussischen Jahrhunderten wird in ihm das finnische Element stark gewesen sein; da aber die großrussische Sprache keine Wesenszüge enthält, die unbedingt finnisch sind, so wird man für die nachfolgenden

Zeiten ein langsames Nachlassen finnischen Einschlages, eine Überdeckung durch slavische Züge annehmen können; so wie das in Norddeutschland sich bei der Aufsaugung des slavischen Elementes, trotz einer anfänglichen nahen Symbiose der deutschen und slavischen Bevölkerung, abgespielt hat. So nahm also in Osteuropa das Slaventum fremde Elemente in sich auf und fügte sie sich ein. Am bedeutendsten scheint im Bereich der Folklore dies finnische Element zu sein. Auf die interessanten Kapitel 16 und 17 des ersten Bandes von Kliutschewskijs Geschichte sei ausdrücklich hingewiesen, — obwohl natürlich die sachliche Forschung des bedeutenden Problems noch in den Anfängen steht.

2. Die Ausbreitung des Großrussentums, damit seiner Sprache, teilweise auch seines Schrifttums und vor allem der Volksdichtung (R. Trautmann, Die Volksdichtung der Großrussen, Bd. 1, Heidelberg 1935, S. 110) ist zum entscheidenden Teil eine Geschichte der großartigen Kolonisationsbewegung, die darum bei den Ostslaven insgesamt unter den glücklichsten Vorzeichen stand, weil direkt vom alten Mutterlande her und in organischem Zusammenhange mit ihm die gewaltigsten Räume zur Besiedlung offen standen und verhältnismäßig leicht gewonnen werden konnten. So setzte sich bereits von der slavischen „Urheimat" her die ostslavische Masse in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten in Bewegung (§ 39. 2).

Später, im Ausgang des Kijever Reiches und nach seinem Zerfall, sind es insbesondere die drei entscheidenden aktiven Schichten altrussischer Bevölkerung, die seit dem 12. und 13. Jh. in den Norden und Nordosten Osteuropas vorstoßen: die kapitalkräftigen Bojaren und Klöster, natürlich die Kaufleute — ihnen folgen dann die Bauern nach. Kliutschewskij hat die Tätigkeit altrussischer Klöster in diesem nationalen Bereich anschaulich beschrieben (Bd. 2, 256ff.): es sind vor allem die zahlreichen „Einödklöster" (pùstyni — pùstynnyje monastyrì), die am entscheidendsten zur Ausbreitung des Russentums beigetragen haben; in ihnen begegnete sich klösterliche und bäuerliche Kolonisationsarbeit, und im Verlauf der kommenden Jahrhunderte drang diese Bewegung „bis in die abgelegensten Bärenwinkel vor und breitete über die riesigen Urwälder Mittel- und Nordrußlands ein Netz von Klöstern". Vom Troickij-Sergijev-Kloster, das in den vierziger Jahren des 14. Jhs. im Norden Moskaus begründet wurde, gingen im 14. und 15. Jh. nicht weniger als 27 Neugründungen von Einödklöstern aus. So wurde seit dem Ende des 14. Jhs. das zentrale Zwischenstromgebiet der Oka und Wolga besiedelt. In weitgehendem Maße war es finnische Urbevölkerung, die hierbei völkisch unterlag und sich assimilierte. „Wohin die Mönche sich wandten, dahin zog ihnen auch die bäuerliche (großrussische) Bevölkerung nach".

Von Novgorod und Moskau als den beiden großen Zentren großrussischer Lebenskraft strömt die Volksmasse weit nach Osten und Norden ab: die Tersche Küste und die Winterküste des Weißen Meeres sind seit

dem 16. Jh. dauernd besiedelt. Dann setzte sich in der Mitte des 16. Jhs. die arbeitende Bevölkerung der Moskauer Zentrallandschaften in Bewegung und begann die neuen Marken des Moskauer Reiches zu besiedeln. Die Eroberung nichtrussischer Landgebiete, die unter der Macht der Kazanschen Tataren gestanden hatten, öffnete der russischen Kolonisation die weiten Gebiete des mittleren und unteren Wolgaraumes, dazu die Wege in das Priuralje. Der Zusammenbruch der Tatarenherrschaft im Süden machte den Russen den gesamten Raum südwärts der mittleren Oka zugänglich, die Steppen an den Flüssen Don, Oskoł und Nördlicher Donec (Płatonov, Prošłoje russkogo severa, 1924). Weitgehend waren es aber auch Kleinrussen, die aus diesen Gewinnen Nutzen zogen.

Wenn vor einem Jahrtausend das Gebiet der Nordrussen durch Südküste des Ladogasees, die Msta, Obere Wolga und im Osten durch die mittlere Oka begrenzt war, so hat der Großrusse heute die Räume gewonnen, über die in § 51 die Rede war. Wobei natürlich nicht das Ausbreitungsgebiet der russischen Staatssprache gemeint ist, das zum Teil eigenen Gesetzen unterliegt und noch nie im Zusammenhang dargestellt ist.

Wie noch in jüngerer Zeit großrussische Kolonisation vor sich ging, darüber lese man aus dem Bereich klassischen russischen Schrifttums die prachtvolle Schilderung in S. Aksakovs „Familienchronik" (Leipzig 1919) S. 11ff. nach.

§ 54. Das Schrifttum der Großrussen, das im 19. Jh. innerhalb der slavischen Literaturen eine absolut beherrschende Stellung einnimmt, hat sich unmittelbar auf dem Schrifttum der Kijever Zeit aufgebaut, das man nicht als ausschließlich südrussisch ansprechen kann, da an ihm auch Nordrussen Anteil haben (§ 50), — freilich wanderte das Kijever Kulturerbe nach dem Nordosten ab, so daß sogar der Norden besser es bewahrte als der Süden.

Der Norden hebt sich seit dem 11. Jh. in den Schriftdenkmälern deutlich heraus, — schon das älteste „russische" Denkmal, das Ostromirevangelium, ist in Novgorod geschrieben. Es schließen sich an die Mineen der Jahre 1095/96/97; das Novgoroder Stichirar' v. J. 1157; die Novgoroder Kórmčaja v. J. 1282; die Synodalhs der 1. Novgoroder Chronik, die im ältesten Teil aus dem 13. Jh. stammt u. a. m. Am bedeutungsvollsten für die Geschichte des Nordrussischen als Vorform des Großrussischen sind einmal die juristischen Denkmäler (z. B. die Hss. der „Russkaja Pravda" aus dem 13. Jh.), die „die lebendige russische Sprache fast ohne Beimischung kirchenslavischer Elemente darstellen" (Šachmatov), und dann die Urkunden, die sprachlich ebenfalls das Russische klar zum Ausdruck bringen im Gegensatz zu den zahlreichen russisch-kirchenslavischen Werken, die nienals sich zur vollen Beachtung der Volkssprache durchringen. Die Urkunden heben mit der Schenkurkunde des Fürsten Mstislav von etwa 1130 an; aus dem 13. Jh. haben sich bereits mehrere aus dem Gebiet von Smolensk und Novgorod erhalten, wobei die älteste

aus Smolensk v. J. 1229, aus Novgorod v. J. 1263 stammt. Die ältesten Urkunden von Moskau, Tver' und Rjazan' kommen aus dem 14. Jh. Sie setzen sich in den folgenden Jahrhunderten in gesteigerter Anzahl fort und bleiben für die Entstehung der großrussischen Kanzlei- und Schriftsprache von entschiedener Bedeutung. Eine zusammenfassende Behandlung der Urkunden vom sprachgeschichtlichen Standpunkt gibt es bisher nicht.

Wenn man aus der Sicht des Schrifttums und der Literatur heraus zwischen die Kijever und die eigentlich Moskauer Zeit eine Übergangszeit für das 13. und 14. Jh. ansetzt, so beginnt die richtige Moskauer Zeit nach dem Sturz der Tatarenherrschaft und der endgültigen Festigung Moskaus als neuen Zentrums mit dem 15. Jh. Auch die Volksdichtung muß in dieser Zeit schon eine hohe Blüte erlangt haben. Bereits vorher hatte sich an verschiedenen Punkten Nord- und Nordostrußlands eine gewisse Schrifttumspflege herausgebildet: besonders die Chronistik lebt im Anschluß an die „Nestorchronik" fort, in Vladimir seit der zweiten Hälfte des 12. Jhs.; eine Pflege der Annalistik entsteht seit dem 13. Jh. in Pskov, Novgorod, Tver', Vladimir-Suzdal'.

Das Altmoskauer Schrifttum, das etwa drei Jahrhunderte umfaßt, ist der Zahl nach außerordentlich bedeutend; die Schrifttumsgruppen der älteren Zeiten leben fort und ihre Stile; neben dem überwiegenden geistlichen Schrifttum, das für Weiterentwicklung der Sprache und des Geistes wenig ergiebig ist, setzt ein weltliches ein. Man kann an wichtigeren Denkmälern etwa nennen die „Reise über drei Meere" des Afanasij Nikitin, vor allem — auch für die Sprachgeschichte, vornehmlich den Wortschatz — den „Domostroj" des 16. Jhs.; den Briefwechsel des Zaren Ivan Groznyj mit dem Fürsten Kurbskij; das Werk des Maksim Grek usw.; daneben laufen Chroniken, Legenden, Reisebeschreibungen. Lebhafter wird der weltliche Einschlag im 17. Jh., an dessen Ende eine richtige Prosa sich zu entwickeln beginnt: sehr lebendig ist die Lebensgeschichte des Avvakum, in der die Volkssprache meisterhaft durchbricht.

Vorher war es im Moskau des 15. und 16. Jhs. — es war ein Rückschritt in eine in Europa längst überholte Vergangenheit hinein — zu einem abermaligen Einfluß des südslavischen, besonders bulgarischen Schrifttums gekommen; er meldet sich im gesamten Schrifttum, äußert sich im literarischen Stil, in der Sprache und Rechtschreibung. Die kommenden Jahrhunderte hatten viele Mühe, sich wieder von diesem Rückschritt zu befreien.

Die Befreiung aus den jeden echten völkischen Aufschwung lähmenden Fesseln des längst veralteten kirchenslavischen Traditionalismus erfolgte spät und im Altmoskauer Rußland nie ganz. Freilich bildete sich schon längst eine volksnähere Sprache in den Urkunden heraus, auch in Denkmälern wie dem Domostroj fühlt man die Nähe des realen Lebens; in Moskau hatte sich eine Kanzleisprache herausgebildet, die nur einer energischen und großzügigen Reform bedurfte, um das neue Instrument

zu werden. Nun wurde seit den Zeiten der Wirren, im ganzen 17. Jh. stets zunehmend, der westeuropäische Einfluß im moskovitischen Rußland stärker; er hat im Schrifttum, vor allem den mannigfachen fremden Erzählungen, bleibende Spuren hinterlassen und die Sprache auch mit vielen neuen Ausdrücken bereichert; jedoch die Volkssprache mit ihrer ganzen Fülle und Kraft lebte einstweilen nur in der Volksdichtung, die jetzt in den Gattungen des lyrischen Liedes, der Byline, des geistlichen und geschichtlichen Liedes blühte, sowie in Sage und Märchen und Sprichwort: die Gattungen hielten sich bis ins 19. und 20. Jh., wobei es schon sprachlich schwer ist, die alten und neuen Schichten zu sondern.

Den entscheidenden Anstoß zur Umgestaltung auch des sprachlichen Lebens der gebildeten großrussischen Schichten gaben erst die petrinischen Reformen, mochte auch das Schrifttum zunächst in den unbedingten praktischen Erfordernissen eines anspruchsvollen Staatslebens stecken bleiben. Aus petrinischer Zeit bilden ein bedeutsames Sprachdenkmal die Briefe des Zaren Peter. Aus seiner Zeit stammt die wichtige Umgestaltung der russischen Rechtschreibung, die Schaffung der „Graždanskaja azbuka" um 1708, die die alte kirchliche ablöste. Druckereien, Schulen entstanden — die Vorherrschaft der Kirche ging zu Ende, wenigstens in vielen Bereichen. Aus Europa strömten Bücher, mit ihnen neue Worte und Begriffe nach Rußland hinein, in erster Stelle aus den germanischen Ländern. Danach schuf Kantemir (gest. 1744) einen ersten Anfang wirklicher Dichtung in einer verjüngten Sprache; aber in vollem Umfange erfolgte die schriftsprachliche Reform durch Lomonosovs Tätigkeit, der als begabter Barockdichter tief auf die Folgezeit wirkte, und in theoretischen Arbeiten über russische Sprache und Stil, vornehmlich in seiner „Rossijskaja grammatika" v. J. 1755 das Kirchenslavische vom Russischen bleibend sonderte.

Dies Problem des Anteils des Kirchenslavischen ist in den folgenden Generationen theoretisch oft erörtert, praktisch in der Alltagssprache und der Dichtersprache immer gründlicher zugunsten der Muttersprache gelöst worden, so daß sich die Hochsprache immer mehr der lebendigen und echten Sprache näherte, wobei nun freilich bei der fortlaufenden Komplizierung der Sprache eine Reihe von Möglichkeiten erhalten bleibt. In der Zeit z. B. der klassischen russischen Dichtung von Puškin bis Čechov und Al. Blok wurde der kirchenslavische Einschlag dünner, doch blieb Bestimmtes erhalten. Aus beiden Bereichen liegen häufig Formen nebeneinander in charakteristischer Tönung: Worte wie *golova* „Kopf", *storona* „Seite", *nëbo* „Gaumen", *golos* „Stimme", *soročica* „Oberhemd der Bäuerinnen", *volost'* „Amtsbezirk" liegen neben *glava* „Kapitel", *strana* „Gegend", *nebo* „Himmel", *glas* „Tonweise im Kirchengesang", *sračica* „untere Altardecke", *vlast'* „Macht"; *vrag* ist der „Teufel", aber *vorog* nur „Feind", *vered* „Geschwür", aber *vred* „Schaden", *korol'* „König", aber *kral'* „König im Kartenspiel", das Schrifttum verwendet *chrabryj*, volkstümlich ist *chorobryj*, *nrav* „Charakter" liegt neben *lošad' s norovom* ist „ein Pferd mit

Mucken“ usf. Formen kirchenslavischer Prägung sind im Bereich übertragener, abstrakter, kultureller, insbesondere naturgemäß religiös-kirchlicher Ausdrücke geblieben (Paschen, Die semasiologische stilistische Funktion der *trat* (*torot*)-Alternationen, Heidelberg 1933). Aber auch sonst ist die jahrhundertelange Herrschaft des Kirchenslavischen bis heute nicht gebrochen; es macht sich bemerkbar in der Aussprache von *boʒa* und *blaʒa*; im Festhalten von *so-* neben russischem *s-* in *sobor* „Kathedrale“ neben *sbor* „Steuer“ und *sovet*; im Präfix *raz-* von *rázum* „Vernunft“, *ráspr'a* „Streit“ neben ru. *rózdych* „Rast“, *róssyp'* „Triebsand“; in dem *-ščij* der Partizipia (*gor'áščij* neben ru. *gor'učij* „brennbar“); in dem *-žd-* von Verben wie *osuždat'*, von *nadežda* „Hoffnung“; in dem *-e-* von *nebo* „Himmel“ und *lev* „Löwe“ neben *Lëva* PN. Wenn man die Werke der großen Prosaisten und Dichter, besonders auch den Reim, durchmustert, ergibt sich bereits im Bereiche der Laute und Formen ein buntes und bewegt-reizvolles Bild echter sprachlicher Lebendigkeit — abgesehen von den eigentlich literarischen Stilen der einzelnen Meister.

Um 1800, nach dem Werk Lomonosovs und der eindringlichen Dichtersprache Deržavins schafft Karamzin die moderne russische Literatursprache, die im Gefolge von Žukovskij Puškin alsbald zum ersten Gipfel führt in Vers und Prosa. Die großen Schriftsteller und Dichter der nachpuschkinschen Zeit bedeuten fast alle einen Neugewinn für die Beherrschung des russischen Wortes: die Prosa erhält immer neue Gestalt bei Gogol, Turgenjev, L. Tolstoj, Leskov, Čechov; die Lyrik und das Drama sind wohl europäisch verankert und hinaufgezüchtet, büßen aber den subtilen Reiz und die Kraft der volkstümlichen Sprache nicht ein — die Verse erneuern sich bei Meistern wie Lermontov, Fet, Błok, Jesenin. In einer Zeit, in der die geistige Kraft hauptsächlich in der Herrenschicht des Adels noch lebte, war es ein Glück für das gesamteuropäische Schrifttum, in das die russische Literatur seit den Zeiten Turgenjews eingeführt bleibt, daß der russische Dichter tiefer als der deutsche und französische Künstler dem Volks- und Landleben verhaftet blieb: die Biographien von Meistern wie Turgenjew, Al. und L. Tolstoj, von Fet sprechen deutlich genug. Erst vor 1900, als ein gereiftes europäisches Bürgertum in Rußland die Schicht des Adels abgelöst hat, löst sich auch die Sprache etwas aus dem Bereich des Volkes ab: es ist die Zeit der Dekadenz und der Neoromantik mit ihrer künstlerisch so verklärten Dichtung, die Eigenartigstes geschaffen hat.

Die großrussische Sprache ist seit dem 18. Jh. die „russische“ geworden; ihr äußerer Bereich und ihre Weltgeltung wuchs enorm über die Grenzen des eigenen Volkstums hinaus und hat, noch nicht im Weltverkehr, wohl aber innerhalb des wachsenden Riesenreiches „zwischenvölkische“ Bedeutung erlangt: die Sprache, sowie das Nationalgefühl (was alles einige Jahre der gewöhnliche Deutsche zu seinem Schaden vergaß) in einem Jahrtausend erzogen und geläutert, bewältigte nicht nur die Aufgaben der gesamten Staatsverwaltung, sondern auch die des

Verkehrs, des Gewerbes und der Industrie (natürlich unter enormen Anleihen aus der Kulturwelt), sowie der gesamten Wissenschaften, die seit Lomonosovs Zeit einen ungeheuren Aufschwung bis zum heutigen Tage genommen haben in Universitäten, Schulen, gelehrten Körperschaften, in Hunderten von Zeitschriften.

Die große Revolution 1917 erneuert zunächst in der Sprache nicht nur ein wenig die äußere Form ihrer Wiedergabe, sondern auch den ganzen Geist im tätigen Leben und in der Geisteshaltung samt einem ihr dienenden Schrifttum. Die Schriftsprache gewinnt, artistisch zunächst Einbuße erleidend, allerengsten Anschluß an den Tag und an das werktätige Volk, dessen Ausdruck sie sein soll. Die Sprache büßte aber auch durch eine extravagante Freude an Abkürzungen viel von lebendiger Frische ein und geriet in Gefahr, technisiert und mechanisiert und nur noch zum Mittel im potenzierten Daseinskampf mit allen Übersteigerungen und Gefahren zu werden. Jedoch die Entwicklung stand am Anfang einer ganz neuen Zeit, und wie im 18. Jh. erwuchs in dem so reich begabten russischen Volk auf die Anfänge eines Dienstes von Sprache und Schrifttum an der Gesellschaft und am Staate bald auch eine echt künstlerische Sprachpflege in einem neuen Geiste. Vortreffliche Dichter und Schriftsteller haben in den letzten 25 Jahren die großrussische Wortkunst zu hohen Ehren gebracht: auf Gorki folgten in der Pflege des sozialistischen Wortes Meister wie A. N. Tolstoj und Šolochov neben vielen anderen. In der Dichtung ging Majakovskij neue Wege. Über all dem steht auch im Bewußtsein des Volkes Puškins Ombra adorata.

Literatur: Alle Arbeiten ausnahmslos über „russische Sprache" beziehen sich erklärlicherweise auf das Großrussische — das Gleiche gilt von den Arbeiten über „russische" Literatur, Folklore, Kunst usw.

Berneker-Vasmer, Russische Grammatik, 4. Aufl., Berlin 1940.
R. Trautmann, Kurzgefaßte russische Grammatik, Göttingen 1947 (Leipzig 1948).
A. Mazon, Grammaire de la langue russe, Paris 1943; 2. Aufl. 1945.
Rad. Košutić, Gramatika ruskog jezika, T. 1, Petrograd 1919; T. 2, Belgrad 1914.
Garbell-Körner-Perwow, Das russische Zeitwort, Berlin 1901.
Mazon, Morphologie des aspects du verbe russe und Emplois des aspects du verbe russe, Paris 1908/14.
Zur Sprachgeschichte: Sobolevskij, Lekcii po istorii russkogo jazyka, 4. Aufl., Moskau 1907.
Šachmatov, Očerk drevnejšego perioda istorii russkogo jazyka, Petersburg 1915; Vvedenije v kurs istorii russkogo jazyka, Petrograd 1916; Očerk sovremennogo russkogo literaturnogo jazyka, 4. Aufl., Moskau 1941.
Durnovo, Vvedenije v istoriju russkogo jazyka, T. 1, Brünn 1927, und Očerk istorii russkogo jazyka, Moskau 1924.
Vinokur, Russkij jazyk, 1945 (Vinokur-Millet, La langue russe, Paris 1947; Vinokur-Trautmann, Die russische Sprache, Leipzig 1948).
R. Trautmann, Kurzgefaßte Geschichte der russischen Schriftsprache, Leipzig 1948.
Karl H. Meyer, Historische Grammatik der russischen Sprache, Bd. 1, Bonn 1923.
Obnorskij, Imennoje sklonenije v sovremennom russkom jazyke, Bd. 1 und 2, Leningrad 1927—31 und Očerki po istorii russkogo literaturnogo jazyka, 1946.

Peškovskij, Russkij sintaksis, 3. Aufl., Moskau 1928.
Šachmatov, Sintaksis russkogo jazyka, T. 1/2, Leningrad 1925—27.
Vinogradov, Očerki po istorii russkogo literaturnogo jazyka, 2. Aufl., Moskau 1938.
Budde, Očerk istorii sovremennogo literaturnogo russkogo jazyka, Petersburg 1908.
Vl. Dal', Tołkovyjsłovar' živogo velikorusskogo jazyka, Bd. 1—4, Moskau 1863—68; 4. Aufl. durch Baudoin de Courtenay, Petersburg 1912—14.
Słovar' russkogo jazyka (Akademisches Wörterbuch), Petersburg, seit 1891.
Ušakov, Tołkovyj słovar' russkogo jazyka, Moskau 1935—40. 4 Bde.
Preobraženskij, Etimołogičeskij słovar' russkogo jazyka, Moskau 1910—16, unvollendet.
Pawlowsky's Russisch-deutsches Wörterbuch, 3. Aufl., Riga-Leipzig 1900.
Blattner, Taschenwörterbuch der russischen und deutschen Sprache, 2 Tle., Berlin-Schöneberg.
Lochovic-Rudaš, Russko-nemeckij und Nemecko-russkij słovaŕ, Moskau 1942/43.
Durnovo und Ušakov, Chrestomatija po velikorusskoj dialektologii, Moskau 1910.
Pypin, Istorija russkoj literatury, Bd. 1—4, 3. Aufl., Petersburg 1907.
A. Luther, Geschichte der russischen Literatur, Leipzig 1924.
Sakulin, Die russische Literatur, Potsdam 1927.
L. N. Timofejev, Sovremennaja literatura, Moskau 1946.
Kliutschewskij, Geschichte Rußlands, Bd. 1—4, Stuttgart 1925.
Istorija SSSR. Akademieausgabe, seit 1939.

